Der Jesuit

Felicia Bultz Clark

Class PS3505
Book .L275J42
Copyright No. 1911

COPYRIGHT DEPOSIT.

Der Jesuit.

Von

Felicia Buttz Clark.

Verfasserin von „Der Krüppel von Nürnberg".

In freier Bearbeitung von

Friedrich Munz.

Cincinnati: Jennings and Graham.
New York: Eaton and Mains.

[1911]

P53505
.L275J42
1911

COPYRIGHT, 1911 BY
JENNINGS & GRAHAM.

©CL A295091

Vorwort.

„Stecke dein Schwert in die Scheide!“ befahl einst der Meister jenem Jünger, über dessen Grabe sich die Sankt Peterskirche erhebt. Heute steckt das römische Schwert in seiner Scheide, aber nicht, weil die Kirche das gewollt, sondern weil sie dazu gezwungen wurde. Der Glanz ihrer weltlichen Herrschaft ist verblichen, und wir wollen hoffen auf immer. Als das Christentum im alten Rom einzog, haben die Cäsaren auf dem Thron nur ihren Namen gewechselt. Ihre unbeschränkte Herrschergewalt vererbte sich auf die Päpste. Ueber das Cäsarentum wurde der Mantel des Christentums geworfen. Früher saßen Menschen auf dem Thron, jetzt aber die Stellvertreter Gottes auf Erden. Unter ihrem Zepter steht heute noch das arme Volk geknechtet an Leib und Seele. Gott zählt gewiß seine Kinder auch unter ihnen bei den Tausenden, edle Seelen, voll Einfalt und Inbrunst. Doch Rom schmiedet heute noch Ketten für die Bibel. Es schneidet seinen tüchtigsten Männern die Flügel des Geistes. Wenn es gilt, Seelen zu fangen, schläft Rom nie. Wie Bienen den Honig, so wittern die Schwarzen, wo eine reiche Erbschaft winkt. Mit den Intriguen der Jesuiten an den Fürstenhöfen und in den Reichsparlamenten müssen Fürsten und Völker rechnen. Es wundert uns nicht, wenn Graf von Hoensbroech, der die Jesuitenschule selbst durchlaufen hat, das Papsttum den „größten, verhängnis-

vollsten, erfolgreichsten Irrtum der gesamten Weltgeschichte" nennt. Die Verfasserin unseres Buches hat seit Jahren in Rom gelebt, also im päpstlichen Mittelpunkt, wo alle geheimen Fäden aus aller Welt zusammenlaufen. Sie erzählt uns keinen Roman, sondern die Lebensgeschichte von Personen, mit denen sie in persönliche Berührung gekommen ist. Schon die Einfachheit der Darstellung trägt den Stempel der Wahrheit. Die Erzählung, die in fortlaufenden Nummern in „Haus und Herd" erschien, erfüllt das Herz mit freudiger Dankbarkeit für das Erbe, das uns Luther hinterlassen hat. Die Geisteskräfte, die durch die Reformation frei geworden sind, ergießen sich heute wie ein lebenbringender Strom selbst durch römisch-katholische Länder. „Die Wahrheit wird euch frei machen." In diesem herrlichen Dienste steht dieses Buch.

Mit freundlichem Gruß an alle Leser,

Der Uebersetzer.

Der Jesuit.

Erstes Kapitel.

Es war um die Zeit der Weinlese in Rom. Die purpurnen Trauben hingen schwer und voll an den Weinstöcken. Ueber den Landhäusern der Campagna di Roma, umrahmt von prächtigen Weingärten, jagten sich, getrieben vom späten Septemberwind, die Wolken hin und her. Je nachdem es sich gerade traf, warfen sie ihre Schatten bald da, bald dorthin auf das verdorrte Gras der öden, leeren Felder.

In dem Garten eines Klosters, das sich auf einem der sieben Hügel erhob, von welchen aus Rom die Welt schon vor Jahrhunderten beherrscht hat, zog sich Terrasse über Terrasse. In breiten Reihen gediehen die Weinstöcke, schwer beladen mit köstlicher, herrlicher Frucht. In der Mitte einer der Weinlauben saß in seinem rauhen, braunen Gewande auf der obersten Sprosse einer Leiter ein Franziskanermönch. Der heißen Nachmittagssonne gelang es nur schwer, sich durch das dichte Laubwerk zu stehlen. Ein Bild der Gemächlichkeit, mit dem Rücken gegen einen

der Pfosten gelehnt, schnitt der Mönch mit seiner langen Weinschere die Trauben ab und legte sie in den Korb, den er an der Leiter festgebunden hatte. Er tat das mit der äußersten Sorgfalt und so behutsam, daß auch keine einzige Beere dabei zerdrückt oder auch nur verletzt wurde. Bruder Antonio war ein großer Naturfreund. Er besaß ein Auge für jede Schönheit, die er in ihren Produkten zu entdecken vermochte, und auch die geringste Unvollkommenheit tat ihm im Herzen weh. Er hielt jetzt eine besonders prächtige Traube empor gegen das Sonnenlicht, um ihre reiche, purpurne Farbe, den zarten, unberührten Flaum auf jeder Beere und die symmetrische Form der köstlichen Frucht voll genießen zu können.

„Eine Götterspeise!“ rief er begeistert aus. „Vor 2000 Jahren, genau an diesem Ort, würde dich der große Pan selbst gepflückt und gekostet haben, während er seine Hirtenflöte nachlässig gegen irgendeinen der knorrigen, altersgrauen Baumstämme gelehnt hätte.“

„O, du alter Heide! Träumst von uralten römischen Göttern, hier, mitten im Herzen der modernen Kultur,“ unterbrach ihn eine frische, klare Stimme.

Ganz seelenruhig, als ob er durch diese plötzliche Unterbrechung in seinen Träumereien auch nicht im geringsten überrascht worden wäre, legte Fra Antonio sachte eine Traube zu den anderen in den Korb, und indem er das dichte Blätterdach ein wenig zur Seite schob, schaute er hinunter in das frische, junge Angesicht, das sich zu ihm emporgewandt hatte.

„Was willst du?“ frug er mürrisch, obwohl durch seine Augen ein warmes Herz blinzelte. „Ist das nicht deine Stunde im Hospital?“

„Da ich in Bälde das Kloster verlasse, bin ich dieser Pflicht enthoben worden. Bruder Anselmo vertritt mich. Es war sein eigener Wunsch. Bitte, guter Bruder Antonio, reich' mir eine Traube."

„Guter Bruder Antonio!" spottete der alte Mönch. Doch nur scheinbar gerührt durch die inständige Bitte, schnitt Fra Antonio die schmächtigste Traube ab, die noch oben am Stock hing, und ließ sie in die emporgehobenen schmalen, weißen Hände fallen.

„Hm!" kam es von unten herauf, „wenn du nichts Besseres für mich hast, so werde ich mir selbst zu helfen wissen."

Mit diesen Worten reckte er seine kräftig gebaute Gestalt in die Höhe und brach trotz der Einwendungen des Mönchs die Traube ab, die ihm am verlockendsten ins Auge gefallen war. Fra Antonio hatte unterdessen seine Mönchskapuze zurückgeschlagen. Das spärliche Haar, welches die geschorene Tonsur umgab, war schon ganz grau. Die tief ausgeprägten Gesichtszüge verkündeten eine kräftige Natur. Die Haut war dunkel gebräunt vom italienischen Sonnenschein. Die braunen Augen glänzten einzigartig, und der breite Mund war von dünnen Lippen umschlossen, um die aber doch ein freundlicher Zug zu lesen war.

„Der verzogene Liebling des Klosters!" kam es satirisch von den Lippen des Mönches.

„Richtig. Die Trauben schmecken ausgezeichnet, danke schön, Bruder Antonio." Und indem er sich der Leiter näherte, frug er: „Weißt du, wann Pater Veroni zurückkehrt?"

Die halb geflüsterte Frage bekam eine ebenso vorsich-

lige Antwort. Der ganze Gesichtsausdruck Antonios hatte sich verändert, während er sich von seinem Sitz niederbeugte und sagte:

„In etlichen Tagen, wie ich glaube. Ich selbst habe nichts von ihm gehört, seitdem er Rom verlassen hat. Fra Antonio ist ein zu gewöhnliches Menschenkind, als daß Pater Veroni sich etwa seiner erinnerte. Doch heute morgen, während ich durch den langen Säulengang ging, hörte ich den Abt sagen: Pater Veroni wird heute in Neapel ankommen und in Bälde in Rom sein."

„Heute?"

„Auf den Tag hin."

Ein listiger, neugieriger Blick stahl sich über das Angesicht Fra Antonios, und aus seiner Stimme klang eine katzenartige Verschlagenheit, als er fortfuhr: „Ich kann mich überhaupt nicht genug verwundern, daß du deshalb zu mir kommst; du warst doch immer sein Schoßkind. Was immer einer von uns tun mochte, Paolo konnte nie etwas verkehrt gemacht haben. Er war von vornherein über jeden Tadel und jede Verdächtigung erhaben."

„Schweig still, Bruder Antonio," flehte Don Paolo, indem er versuchte, die schwielige Hand auf der Leiter zu fassen.

Der Ausdruck im Gesicht Fra Antonios wurde etwas weicher. „Vergib mir, mein Junge," kam es darauf von oben herab. „Du weißt, daß wir dich lieben, jeder von uns; doch manchmal ist's einem etwas weh ums Herz, besonders wenn einer alt und grau wird. Stille meine Neugier! Du standest einst dem Pater Veroni näher als irgendeiner von uns, woher kommt es, daß du dir sein Mißfallen zugezogen hast? Hat er dir nie geschrieben?"

„Nur einmal. Addio, Fra Antonio."

Ehe der Mönch eine Einwendung machen konnte, eilte Don Paolo hinweg. Sein schwarzes Gewand streifte die dunkel gefärbten Weinreben, und bald war er hinter den dichten Bäumen verschwunden.

Fra Antonio nahm seine Arbeit wieder auf. „Das hätte ich mir sagen können, daß er mich in diese heikle Angelegenheit nicht einweihen würde," murmelte er vor sich hin. „Einen schweigsameren und verschlosseneren Jungen haben wir in all den Jahren, die ich hier bin, nie im Kloster gehabt. Und doch habe ich ihn lieb; jeder muß ihn lieb haben, es ist gar nicht anders möglich. Was wohl nur die beiden trennt und entfremdet? Pater Veroni hat ihn erzogen, hat jeden Tag stundenlang mit ihm zugebracht, hat ihn nach der Welt Weise geschult und gebildet, ihn in die Geheimnisse seines Standes eingeweiht — und der gute Pater ist ein Eingeweihter wie wenige. Er muß den Jungen verhätschelt und verzogen haben. Und nun ging er vor einem Jahr fort nach Amerika, ohne seinem Liebling ein Abschiedswort zu gönnen; läßt ihn sogar auch jetzt, nachdem er auf der Heimreise ist, nicht einmal wissen, wann er zurückkommt. Wahrlich, dies ist eine verkehrte Welt, eine sehr verkehrte Welt."

Der Alte schüttelte betrübt sein graues Haupt. Er grübelte vergebens über die Eigentümlichkeiten der Menschenkinder auf Erden nach. Vorsichtig schürzte er, trotz der tiefen Gedanken, in die er versunken war, sein braunes Gewand hoch, um ja nicht darauf zu treten, und kam dann langsam Sprosse um Sprosse die Leiter herunter. Den Korb voll prächtiger Früchte brachte er hierauf in die Klosterküche, behielt aber die schönste und vollkommenste

Traube, die er vorhin im glänzenden Sonnenschein bewundert hatte, für sich selbst.

Frou-Frou, der grüne Papagei mit dem roten Kamm, auf einem Zweig nahe der Küchentür sitzend, schrie ihn an mit seiner heiseren Stimme: „Buon giorno!“ wofür ihn Fra Antonio mit einer Beere belohnte, die der gierige Geselle geschickt mit seinem gekrümmten Schnabel auffing. Ohne sich weiter an die aufdringlichen Rufe zu kehren, zog der Mönch sein Gewand enger an sich und ging auf seine Zelle.

Don Paolo war aus dem schattigen Gang der Weinlaube durch den Garten gegangen, vorbei an den uralten Steineichen, verdreht und knorrig durch die Wetterstürme von Jahrhunderten. An etlichen Rosenbäumen blühten jetzt noch einige Spätrosen, deren duftende Blumenblätter bei seinem Schritt wie lebensmüde auf den hartgetretenen Fußpfad fielen. Achtlos eilte er an Blumen und Bäumen vorüber, an plätschernden, silbernen Springbrunnen, bis er an eine Mauer kam, die von Efeu halb überwachsen war, der, nach seinen mächtigen Wurzeln zu urteilen, wohl ein Jahrhundert gesehen haben mochte. Mit dem Ellbogen auf die Mauer gestützt, ließ Don Paolo seine Augen auf der Szenerie ruhen, die sich zu seinen Füßen ausbreitete. Rom mit seinen Türmen und Kuppeln, seinen Palästen und Hütten, seiner Naturschönheit und seinem Menschengetümmel breitete sich aus vor seinen sinnenden Augen. Tief unten floß der Tiber. Schläfrig und faul bewegte sich sein Wasser wie ein schwerfälliger Koloß seinem Ziele zu, nach der Mündung im Schoße des lieblichen, blauen Mittelländischen Meeres. Nach einer Weile setzte sich der junge Priester

auf eine alte Steinbank in der Nähe und vertiefte sich in ein Buch, daß er aus einer Tasche seines Gewandes hervorgezogen hatte. So sehr interessierte und fesselte ihn der Gegenstand, daß er die nahenden Fußtritte nicht hörte und verwundert die Augen aufschlug, als er den Schatten sah, der über die weißen Seiten seines Buches fiel. Erschrocken über die unerwartete Gegenwart des Abtes, sprang er auf und machte in der ersten Anwandlung von Furcht einen Versuch, das Buch, in dem er gelesen, zu verstecken. Sofort richtete er sich aber auf, warf mit männlicher Entschiedenheit das Haupt zurück und stand kühn dem strengen Mann gegenüber, der ihm kerzengerade in die Augen schaute.

Als der Abt sprach, klang seine Stimme so glatt und kühl, daß man an eine jener Damaszenerklingen erinnert wurde, die mit schneidender Schärfe ihren Weg direkt bis ins Herz finden.

„Don Paolo wird in seinem literarischen Geschmack immer wählerischer. Ich würde ihn noch lieber haben, wenn er mehr Zeit auf seinen Knieen in der Kapelle und nicht so viele Stunden in Gesellschaft seiner häretischen Autoren verbringen würde, die ihm den Kopf verdrehen und das Gemüt vergiften. Diese Geister, in die er sich verliebt hat, treiben ihn in abgelegene Winkel, wo er sich ihres Umgangs ungestört erfreuen kann."

Die Stahlklinge schnitt tief, sie drang bis in die Seele des Priesters. Don Paolo holte tief Atem, sein Angesicht wurde weiß wie eine Wand. Er zitterte an allen Gliedern. Es war sicherlich keine Kleinigkeit, vom Abt eines der größten Klöster in Rom der Ketzerei bezichtigt zu werden. Unter seinen Augen hatte er im Schutz und der Pflege

dieses Klosters nahezu sein ganzes Leben zugebracht. Für einen Priester, der eben am Anfang seiner Laufbahn stand, bereit, hinauszugehen in die Welt, um sich einen Namen zu machen, hatte das viel auf sich. Ein Bischofsstuhl oder ein Kardinalshut mochte wie ein verlockendes Bild vor dem Geistesblicke eines Mannes stehen, der eben vor der Priesterweihe stand, und in Don Paolo regten sich die Keime eines mächtigen Strebens. Der Tadel seines Abtes mochte ihm leicht das Vertrauen und die Stellung kosten, die auf der Stufenleiter der römischen Kirche nach oben führte. Fiel auch nur ein Schatten von Ketzerei auf ihn, so war er ein ruinierter Mann. Paolo Gregori war auch nur ein Mensch, wenn auch eingehüllt in Priesterkleider, ein Mann voller Lebenshoffnung und hoher Lebensziele. Es verwundert uns darum nicht, wenn er in der Gegenwart des einen zitterte, der seine Zukunft in der Hand hielt, und der die Macht hatte, ihn mit einer Handbewegung, wie eine glänzende Glaskugel, in tausend Stücke zu zerschmettern, wenn er es so wollte. Es waren dabei auch noch ganz andere Dinge zu überlegen. Andere Fragen bewegten schon längst das Gemüt des jungen Priesters.

Inwieweit konnte und sollte ein Mensch sich von seiner Kirche knechten lassen? Bis zu welchem Grade ist der Wille frei und der Mensch sein eigener Herr? Diese Gedanken fuhren ihm wie ein Blitz durch den Geist, doch durch die Macht der Gewohnheit schlug er unterwürfig die Augen nieder.

„Was liest du?"

Folgsam überreichte er dem Abt das in Pergament gebundene Buch.

„Renan, ach so! Nun, es gibt giftigere Speisen. Die meisten jungen Männer ringen sich durch diese Jahre der Unsicherheit, Ungewißheit und des Zweifels. Sie überwinden diese Krankheiten des Geistes, wie sie in ihren Kinderjahren die Masern und den Keuchhusten überstanden haben." Ein trockenes Lächeln spielte über seine Gesichtszüge.

Don Paolo verbeugte sich. „Sagen Sie mir," — er hatte ganz den Unterschied zwischen sich und dem Abt vergessen, — „sagen Sie mir, was ist Wahrheit? Wo kann ich sie finden? Ich suche sie im Gebet und kann sie nicht finden. Ich lese die Messe vor dem Altar, und mein Herz findet keine Erleuchtung. Es muß eine Wahrheit geben, die göttliche Wahrheit; irgendwo ist sie, helfen Sie mir, sie zu finden!"

Es war das der bittere Schrei einer Seele, die sich nach der Sonne sehnt, derselbe Schrei, der schon durch alle Jahrhunderte hindurchklang, dessen Echo durch das Dunkel des menschlichen Lebens und Leidens hin und wider hallt. Er rührte selbst die engherzige Seele des Abtes. Freundlich legte er seine Hand auf die Schulter des Jünglings:

„Es ist das eine alte Frage, mein Junge. Tausende haben versucht, sie zu lösen."

„Und ist es ihnen immer mißlungen?"

Vor dem ernsten Blick dieser Augen, die so fest auf ihn gerichtet waren, gab es kein Ausweichen.

„Diese Sachen liegen zum Glück nicht in unseren Händen. Die Kirche, unsere Mutter, hat alle diese Fragen ein für allemal für uns entschieden. Die Weisheit der Kirchenväter hat sie für uns gelöst. Unsere Verantwor-

tung hört damit auf. Beruhigt können wir denen trauen, die erleuchteter waren, als wir sind," antwortete er glatt. Das Urteil der Kirche war ja immer hinreichend befriedigend gewesen. Warum sollten nicht auch seine Priester, die doch so viel jünger und unerfahrener waren als er selbst, sich einfach in die gegebene Lösung fügen und aufhören, zu grübeln und zu suchen?

Don Paolo ballte seine Hände fester. Die Kirche! Von seiner Kindheit auf hatte er sich mit Leib und Seele ihr ergeben. Der Geist der Unabhängigkeit regte sich in ihm. Er konnte sich damit nicht mehr zufrieden geben. Er mußte selbst denken, selbst sinnen, selbst sich sein Urteil bilden. Er rang nach einer eigenen Ueberzeugung.

„Ist Gott ebenfalls die Lösung verborgen?" kam es aus der Tiefe seiner Seele.

Der Abt erbebte, so fest auch sein Wille war, und er sich auch sonst zu beherrschen vermochte. „Du bist erregt und überarbeitet," sagte er freundlich. „Wir wollen diese Sachen ein andermal besprechen. Pater Veroni wird heute kommen," fügte er hinzu, um der Unterhaltung damit eine andere Wendung zu geben.

„So habe ich gehört."

„Hat er dir geschrieben?"

„Nur ein Brief hat mich erreicht während seiner Abwesenheit, und der bezog sich auf geschäftliche Angelegenheiten, die in meinen Händen standen. Er ist augenscheinlich noch immer ungehalten über mich, weil ich gewagt habe, seinen Willen zu durchkreuzen. Es tut mir leid, aber es war nicht zu vermeiden."

Die beiden Männer standen noch immer an der efeubedeckten Mauer, wo sie ihre ungewöhnliche und merk-

würdige Unterredung angefangen hatten. Die Sonne neigte sich in ihrer vollen Pracht und Herrlichkeit und stand im Begriff, ihren Abschiedsgruß zu senden. Die Figur des Priesters, umhüllt von einem schwarzen Rock, hob sich wie eine Silhouette gegen die glühende Rosafarbe des Himmels ab. Mit der feinen, empfindsamen Seele eines Künstlers bewunderte Don Paolo die beständig wechselnden Wolkenmassen, den raschen Wechsel von rosenrot ins Blutrote und dann wieder in brillante Saffranfarbe, vom prächtigen Purpurrot ins matte Aschgrau, während das zarte Himmelsblau sich schattierte bis ins bleiche Grün und helle Zitronengelb, als der Feuerball zusehends hinabsank. Immer und immer wieder stürmten ihm die Fragen durchs Gehirn: Sollte selbst Gott nicht wissen, wo der Mensch die Wahrheit finden kann? Der die Seele geschaffen, der den Geist ins Dasein gerufen, der die Kraft gab, zu denken und zu forschen, konnte der nicht Gemeinschaft mit einem Wesen pflegen, das von Geburt an sein Eigentum ist? Hat er vor Zeiten seine Geheimnisse den Kirchenvätern geoffenbart, warum tut er das nicht mehr? Ist er nicht auch unser Vater, und sind wir in diesen späteren Zeiten nicht auch seine Kinder? Hat nicht ein Mensch das Recht, als ein Individuum über manche Dinge selbst zu entscheiden? Mächtig kämpften diese Zweifel in seinem Innern, und seine innersten Gefühle empörten sich gegen ein System, das ihm jede Handlung und jeden Gedanken vorschrieb und ordnete, soweit er noch sich zu erinnern vermochte. Wie gebannt stand er in diese Gedanken versunken noch auf demselben Fleck, als schon der letzte Schimmer vom Abendrot verglommen war. Der Abt hatte kein Auge für den Sonnenuntergang; seine

Aufmerksamkeit richtete sich auf den Mann neben ihm. Als ein zehnjähriger Knabe hatte er seine Studien im Kloster begonnen. Seine ganze Jugendzeit hatte er da zugebracht. Es konnte kaum möglich sein, daß er an der Schwelle seines Mannesalters, während eine brillante Laufbahn sich vor ihm ausbreitete, durch Irrlehren und Ketzereien der Kirche verloren gehen sollte. Der Abt war ein Mann von weiter Erfahrung und verfügte über eine scharfe Menschenkenntnis. Er verstand die äußeren Zeichen der inneren Unruhe und seelischen Kämpfe wohl zu beurteilen. Alle diese Ideen, unabhängig von der Kirche zu sein, auf Grund eigener Prinzipien zu handeln, sich seine eigenen Urteile zu bilden, alle diese Anzeichen deuteten auf eine schwere innere, geistige Krankheit hin — auf Ketzerei. Pater Veroni hatte diese Symptome schon wahrgenommen, ehe er Rom verlassen hatte. Er wußte ja, wie sehr ihm der Jüngling ergeben war, ihn liebte und verehrte, und so gedachte der schlaue Jesuitenpater ihn damit zu strafen, indem er ihm scheinbar seine Zuneigung entzog und den Protegé vernachlässigte. Morgen sollte Pater Veroni zurückkehren. Die Schleichwege der Welt waren ihm bekannt. Er wußte wohl am besten, wie hier einzugreifen war. Don Paolo war talentvoll, besaß eine bedeutende Bildung und verriet ungewöhnliche Rednergaben. Er durfte auf keinen Fall der Kirche verloren gehen.

„Du wirst bleiben zum Abendessen," sagte der Abt, während sie im purpurnen Schatten des Zwielichts nach dem Kloster wandelten.

Der Abt trat in den langen Speisesaal im Erdgeschoß und schritt zwischen den Reihen der Mönche hinauf zu sei-

nem Platz am Ende der Tafel. Große Lampen warfen einen milden Schimmer über die malerische Szene, welche sicherlich das Auge eines Künstlers entzückt hätte. Die Decke war hoch und gewölbt, die Wände kahl, nackt, gegipst, und ihre Eintönigkeit wurde durch zwei Bilder von Heiligen unterbrochen, denen im Kalender eine besondere Bedeutung beigelegt wurde. Unter den mit eisernen Gittern versperrten Fenstern zogen sich lange Tafeln hin, an denen die Mönche in ihren braunen Gewändern, eine Schnur um die Lenden, den Rosenkranz an der Seite, stille wartend standen. Das war das Bild vom Refektorium, das die Franziskaner schon über zweihundert Jahre und noch länger benützt hatten. Es war ein Fasttag, und Don Paolo kniete neben Fra Antonio auf dem Steinboden, während er seine Linsensuppe aß und seinen etwas sauren Rotwein trank. Nach Beendigung des einfachen Mahles eilte der Priester mit den Mönchen hinüber in die Kapelle, wo er im Schatten einer hohen, großen Säule niederkniete.

Die wenigen Lichter auf dem Altar verstärkten das düstere Dunkel um so mehr. Die Stimme des Abtes und die Erwiderungen der Mönche tönten im hohlen Echo aus den hohen Deckengewölben zurück. Don Paolo fiel mechanisch mit in das Responsorium ein, doch seine Seele war nicht dabei. Er konnte keine Befriedigung mehr finden in den Lehren der Kirche. Er suchte die Wahrheit und tappte im Dunkeln; wo war die führende und erlösende Hand für seine suchende, irrende Seele? Das Gefühl der Hilflosigkeit und der Einsamkeit überkam ihn so mächtig, daß er sich vornüber beugte, bis er mit der Stirn den Mosaikboden berührte. Eine oberflächliche Natur hätte ein-

fach alle Zweifel und Sorgen fahren lassen. Don Paolo vermochte das nicht; er hätte damit die Achtung vor sich selbst verloren. Schon sein Gewissen ließ ihm das nimmer zu. Er wußte auch, daß des Abtes Mißtrauen bereits wachgerufen war, obwohl ihn dieser mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit behandelte. Der Verdacht war erregt, und Verdacht bedeutete Mißtrauen und auch Gefahr. Es schien ihm, als ob sich vor ihm ein dunkler Abgrund öffnete, aus dem ihm Schande und Jammer entgegen starrten. Trotzdem, er mußte die Wahrheit suchen, die göttliche Wahrheit. Wo, wann und auf welche Weise wird Gott sie ihm wohl offenbaren?

Etwas später suchte er das Empfangszimmer des Abtes auf. „Um welche Stunde wird Pater Veroni morgen eintreffen?“ frug er.

Der Abt hob ein Telegramm auf, das auf dem Schreibtisch vor ihm lag. „Um zwei Uhr 10 Minuten mit dem Expreßzug von Neapel. Es wäre gut, wenn du auf die Station gehen würdest, um ihn zu begrüßen.“

„Gut, ich werde dort sein,“ antwortete Don Paolo mit ruhiger Stimme.

Zweites Kapitel.

Die Lapeers waren mit Pater Veroni auf dem Dampfer bekannt geworden, bald nachdem sie sich von New York nach Neapel eingeschifft hatten. Als sie endlich sich sicher in einem Expreßzug placiert hatten, der sie der ewigen Stadt zuführte, war ihre Scheu, mit der besonders Frau Lapeer zu kämpfen hatte, gewichen. Im täglichen Umgang mit einem wirklichen Priester der römisch-katholischen Kirche hatte sie nach und nach ihre innere Abneigung verloren. Ihr ganzes Leben hatte sie in streng protestantischen Kreisen verbracht, und ihre einzige Kenntnis der römischen Kirche hatte sie durch ihre Dienstboten bekommen, die regelmäßig die Messe und Beichte besucht hatten. Frau Lapeer fühlte darum anfänglich in der Gegenwart der hohen Gestalt des Priesters einen ziemlichen Druck. Sie wußte kaum, was auf ihr lastete.

Pater Veroni hatte den Platz zur Rechten des Kapitäns eingenommen, und Fay Lapeer saß ihm zur Seite, Frau Lapeer und Janet ihnen gegenüber; so war es gar nicht anders möglich, ihre Bekanntschaft mußte sie einander immer näher bringen.

Als darum Pater Veroni sich entschieden hatte, auf demselben Zug nach Rom zu fahren, den auch die Lapeers sich gewählt hatten, war die Freude allgemein. Jedenfalls konnte niemand den Damen besseren Aufschluß, eingehendere Belehrung und auch anregendere Unterhaltung geben, als der Priester. „Und im Vertrauen gesagt,"

meinte Fay gegenüber Janet, „ich halte ihn für die Liebenswürdigkeit selbst," eine Meinung, über die Janet sich nicht wenig amüsierte. Jedenfalls wäre das auch bei Pater Veroni der Fall gewesen, wenn es ihm zu Ohren gekommen wäre. Er hätte natürlich seine eigenen Gründe gehabt, mit diesem Urteil, wenn er es erfahren hätte, höchst zufrieden zu sein.

„Dort drüben sehen Sie die Sankt Peters-Kirche," sagte Pater Veroni, nach dem mächtigen Dom zeigend, der im blaugrauen Umriß sich scharf gegen den wolkenlosen Himmel abzeichnete.

„Er sieht aber nicht sehr groß aus," meinte Fräulein Fay Lapeer.

Pater Veroni lächelte, während er in ihr intelligentes Angesicht schaute. Obwohl das Mädchen eine ziemlich große Erscheinung war, so ragte doch der Priester hoch über sie hinaus. Seine stattliche Statur erschien durch die geraden Linien und Falten seiner schwarzen Kutte noch viel höher, als sie wirklich war.

„Diese Kirche steht am denkwürdigsten und heiligsten Ort in Rom," antwortete er; „sie ist der Mittelpunkt und wird es auch bleiben, um welchen das Leben der Stadt und der Welt kreist, ein Mittelpunkt für Katholiken wie für Protestanten. Unter diesem Dom ruhen die Gebeine von Sankt Petrus, und ganz in der Nähe wohnt der heilige Vater. Einflüsse gehen von diesem Orte aus, welche die Welt bewegen, in der die Entscheidung der Könige in die Wagschale fällt, und ganze Völker lenken und regieren."

Es lag etwas Dramatisches in der Rede des Priesters; obwohl er mit einer gewissen Wärme sprach, so zeigte er

doch keine sichtbare Aufregung dabei. Er war ja ein Italiener, beherrschte aber die englische Sprache nahezu vollkommen, da er viele Jahre seines Lebens in Ländern verlebt hatte, die unter englischer Herrschaft standen.

Ein leichter Akzent, ein rollendes „r" oder ein gewisser Vokal, den er runder und voller aussprach als nötig, machten seine Unterhaltung nur um so anziehender.

„Ich dachte, es wäre nie bewiesen worden, daß Petrus sich überhaupt je in Rom aufgehalten habe," warf Janet mit ruhiger Stimme ein. Fay hatte schon behauptet, zu gewissen Zeiten höre die kühle, eisige Ruhe ihrer Schwester auf, eine Tugend zu sein, da sie nahezu verletzend und herausfordernd wirke. Das mußte gerade jetzt augenscheinlich der Fall gewesen sein, denn über Pater Veronis Angesicht fuhr eine leichte Röte.

„Ich wußte nicht, daß dies je für irgend jemand eine offene Frage sein konnte, seit der Zeit, da Sankt Petrus der erste Bischof von Rom gewesen ist," erwiderte der Priester in gewinnender Weise.

Es trat eine peinliche Pause ein. Janet biß sich auf die Lippen und hielt nur mit Mühe ihre stürmischen Einwände zurück.

„Die Sankt Peters-Kirche ist, so viel ich weiß, die größte Kirche der Welt," sagte Frau Lapeer, um mit diesem zaghaften Versuch die schwül gewordene Atmosphäre abzukühlen. Die schwarzen Augen des Priesters leuchteten auf, und der strenge Ausdruck, den sein Gesicht angenommen hatte, verschwand.

„Frau Lapeer, Sie werden die Größenmaße der verschiedenen Kathedralen, die durch ihre Länge, Breite und Höhe sich vor anderen auszeichnen, auf dem Pflaster vor

der Sankt Peters-Kirche verzeichnet finden," antwortete er höflich. „Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Amerikaner immer eher an die äußere Größe denken als an die Schönheit oder die geschichtliche Bedeutung," fuhr er fort. Da er aber bemerkte, wie empfindlich Frau Lapeer durch diese kritische Bemerkung berührt wurde, so fügte er mit jenem Takt hinzu, durch den sich Pater Veroni stets auszeichnete und durch den er alle bezauberte, welche mit ihm in Berührung kamen: „Das ist aber auch nicht zu verwundern, wenn man den ungeheuren materiellen Reichtum und die riesige Ausdehnung ihres schönen Landes erwägt."

„Wir fahren jetzt in die Station ein!" rief ungestüm Fräulein Fay.

Bald hatten die drei Damen den Zug verlassen und eilten, der Priester ihnen folgend, durch die Menschenmenge. Ein Bedienter des Hotels, in dem sie Absteigequartier bestellt hatten, nahm ihr Gepäck in Empfang.

Während sie die mächtige Bahnhofshalle verließen, trat am Eingangstor ein junger Priester aus der Reihe der Wartenden, und zum Erstaunen von Janet, die etwas hinter ihrer Mutter und Schwester zurückgeblieben war, nahm er seinen breitrandigen Biberhut ab und küßte die zarte, weiße Hand, die Pater Veroni huldvoll ihm entgegengestreckt hatte.

Seitdem der Pater den Boden Roms betreten hatte, schien er ein ganz anderer Mann zu sein. Die Sitten und Gebräuche seines eigenen Volkes hatte er auf einmal um sich gelegt wie einen alten, liebgewordenen Mantel. Wenige Stunden zuvor schien er ein amerikanisierter und anglisierter Italiener gewesen zu sein; nun war er mit

einem Schlage ein Vollblut-Italiener, höflich und formell bis auf das i-Tüpfelchen. Janet mußte sich über diesen Wechsel verwundern, den ihre Mutter und ihre Schwester Fay jedenfalls nicht beobachtet hatten, denn sie waren zu sehr in dem interessiert, was ihre Augen voll und ganz in Anspruch nahm. Da sprudelte die herrliche Fontäne, bei deren Einweihung Papst Pius IX. sich zum letzten Male öffentlich gezeigt hatte, ehe er der Gefangene des Vatikans wurde, erklärte der Priester. Er wies auf die großartigen Ruinen der öffentlichen Bäder des Kaisers Diokletian hin, wo 5000 Römer auf einmal sich dieser luxuriös eingerichteten Institutionen erfreuen konnten. Dort zeigte sich der Palast der Königin Margherita, der Mutter des Königs Victor Emmanuel — „eine sehr huldvolle Dame, eine so treue Katholikin, wie ihr Gemahl, König Humbert, ein schlechter gewesen war," fügte der Priester hinzu.

Janet war noch zu unerfahren, um die Geheimnisse zu ahnen, von denen die Atmosphäre Roms geschwängert war; diese unsagbaren Einflüsse und zauberhaften Einwirkungen, die nicht nur den Blick, sondern selbst den Charakter derer umzuwandeln imstande sind, die sich ihnen hingeben; diese einnehmenden Gefühle und beherrschenden Ideen, die die Herzen hier ebenso umrauschen und umfluten wie die Wogen des Meeres die Küstenlinie der italienischen Halbinsel. Rom, die Geheimnisvolle, Wundervolle, Zauberhafte, wirft ihren Schimmer mit derselben magnetischen Macht über Eingeborene wie über Ausländer und umspinnt ihre Gemüter, ja selbst ihre Seelen mit einem so engen und feinen Gewebe, daß die Gefangenen kaum sich ihrer Gefangenschaft bewußt werden, bis sie unlösbar in ihren Fäden verwickelt sind.

Drittes Kapitel.

Speranza war eine Pension ersten Ranges, und die Preise verlangten eine gespickte Börse. Pater Veroni hätte den Damen dieses vornehme Hotel nicht empfohlen, wenn er sich nicht zuvor auf seine gewandte Weise davon überzeugt hätte, daß sie völlig imstande waren, nicht nur bequem, sondern sogar luxuriös zu leben. Die gemeinsamen Abende an Deck hatten ihre Früchte getragen, denn Frau Lapeer besaß jedenfalls eine arglose und vertrauensselige Natur. Ehe der Dampfer auch nur drei Tagereisen sich auf hoher See befand, hatte sich der Priester über die Familienverhältnisse in einer Weise orientiert, die ihm von großem Werte sein mußte. Pater Veroni war nicht umsonst ein römischer Priester und noch obendrein ein Mitglied der Gesellschaft Jesu. Es ist das jene unheimliche Organisation, die schon Königreiche ins Leben gerufen und wieder ins Grab gebracht hat, deren Macht man fühlt, doch nie sieht, die mit einem eisernen Zepter regiert, die befiehlt, und deren Glieder blindlings gehorchen. Er war in einer Schule erzogen worden, die zielbewußt Charaktere bildet, bis sie schlau und verschlagen ihre Zwecke verfolgen und mit feinster Menschenkenntnis alle und alles dem einen dienstbar machen, dem Nutzen und Wohl der Kirche. Für sie treten sie zuerst und zuletzt ein, und für sie setzen sie, wenn es sein muß, auch ihr Leben ein. Der Zweck heiligt die Mittel, dieser Lebensgrundsatz war ihm ins Blut über-

gegangen. Für Pater Veroni war das eine harmlose Sache; er sah darin keinen Vertrauensbruch, daß er in der feinsten Weise den Schlüssel fand, der Frau Lapeers Herz ihm öffnete, bis er in ihre intimsten Familieninteressen eingeweiht war, ohne daß die Frau eigentlich wußte, daß er sie bis auf die Tiefe ihrer Seele sondiert hatte.

So warf er Blicke in ihre Kindheit, die sie unter dem schützenden Dache ihrer Eltern verlebt hatte. Sie erzählte ihm von ihrer Vermählung; von ihrem Mann, der jeden Einfall ihrer weiblichen Laune zu befriedigen suchte; von dem reichen Erbe, das ihr vom Vater aus zugefallen; von der glücklichen Spekulation mit Grundeigentum in Chicago; von dem unerwarteten Tod ihres Gatten, durch den große Summen in ihre Hände zur Verwaltung kamen; von den Vermächtnissen für Janet und Fay, durch welche beide ihr Leben lang sicher und unabhängig gestellt worden waren. Der Priester bekam auch von den verlockenden Heiratsofferten zu hören, welche die beiden Erbinnen schon erhalten und ausgeschlagen hatten. Er vernahm die Sehnsucht der Mutter wohl, der es ängstlich darum zu tun war, die beiden in angesehene und womöglich adelige Familien zu verheiraten. In ihrer arglosen Mutterliebe träumte sie von Grafen und Fürsten, wie sie auf den Knieen ihren beiden amerikanischen Töchtern Adelskronen anbieten. Es war nach einer dieser Unterredungen, die weder Janet noch Fay mit angehört hatten, daß Pater Veroni wohl eine Stunde lang tief in Gedanken das Promenadedeck auf- und abgegangen war und schließlich zu der Ansicht kam, daß in diesem besonderen Falle wohl eine Audienz beim „Heiligen Va-

ter", Eintrittsbillette zu der 50jährigen Jubiläumsfeier des durch Pius IX. eingesetzten Dogmas von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria nicht ohne Resultate sein möchten. Es galt Seelen zu fangen. Eine reiche Familie konnte gewonnen werden. Millionen standen verlockend in Aussicht. Freilich, sie hatte ihm mitgeteilt, daß sie alle gute und wohlangesehene Glieder einer protestantischen Kirche in Oak Park, nahe bei Chicago, seien; aber er hatte sie versichert, welch Vergnügen es ihm bereiten würde, ihr behilflich sein zu dürfen, etwas vom inneren Leben der Kirche in Rom kennen zu lernen. Leise gab er ihr zu verstehen, daß er mit einem Kardinal und einem oder zwei Erzbischöfen, ebenso weitherzig wie er selbst, besonders vertraut sei; und Frau Lapeer glühte vor Stolz, als er ihr zu verstehen gab, daß er imstande sei, den Töchtern die Türen zu den Palästen der „schwarzen" oder der sogenannten klerikalen Kreise zu öffnen. Als Pater Veroni die Pension Speranza besonders warm empfahl, da sie ihre Gäste in Berührung mit der Aristokratie Roms brachte, und somit eine Gelegenheit bot, in die innersten und heiligsten Zirkel der römischen Gesellschaft eingeführt zu werden, entschloß sich Frau Lapeer sofort, dort Zimmer zu sichern.

Später fiel es ihr wohl auf, daß Pater Veroni ihr nicht angedeutet hatte, daß er ebenfalls dort zu Gaste sein würde, und sie war infolgedessen nicht wenig überrascht, als sie ihn dort sah. Nach Beendigung seines *Diner a part* führte er die Damen in einen Salon, der durch elektrische Lichter brillant erleuchtet war. Die alt-venetianischen Chandeliers, die Antike modernisiert, berührte Janet ebenso eigentümlich wie unschön.

„Darin sollten doch Kerzen brennen," sagte sie in der Vermutung, Fay sei neben ihr.

„Ich stimme darin mit Ihnen überein," antwortete eine melodische Stimme zu ihrer Seite. Als Janet sich wandte, schaute sie in das Angesicht einer Dame, die nicht viel älter war als sie selbst, und ihr Trauerkleid ließ auf eine Witwe schließen. „Schlechter Geschmack," fuhr die Fremde fort; „doch echt typisch für ein Land, wo alte Ruinen Seite an Seite mit Bauten im modernen Stil sich erheben, und da man auf die interessantesten Statuen stößt, wo man solche am allerwenigsten erwartet. Ach, da ist Pater Veroni! Wie bin ich entzückt, Sie wieder im alten Rom begrüßen zu dürfen!"

Mit einem freundlichen Lächeln erfaßte der Priester die ungewöhnlich kleine und schön geformte Hand, die er herzhaft drückte.

„Ich danke Ihnen verbindlichst, Lady Eger. Kehrten Sie nicht ungewöhnlich früh für die Saison in die Stadt zurück?"

„Ja, einen ganzen Monat; doch Rom besitzt eine zu große Anziehungskraft für mich, um zu lange fern zu bleiben."

Lady Eger hatte die letzten Sätze in einer tieferen und weicheren Stimmlage gesprochen, und der Priester antwortete sympathisch: „Ich verstehe — ich verstehe. Die Besucher können, wenn sie einmal unter dem Zauber Roms stehen, sich nicht mehr auf die Dauer trennen, und wenn Ausländer so tief berührt werden, verstehen sie wohl, wie wir fühlen, die so glücklich sind, Rom als unsere Geburtsstadt unser eigen nennen zu dürfen."

Kaum wissend warum, blieb Janet wie gebannt in

der Nähe und war Zuhörerin dieser Unterredung geworden. Sie fühlte ihre eigene Taktlosigkeit, denn sie sah, die Dame und der Priester waren alte Bekannte. Als sie versuchte, sich zu entfernen, hielt Pater Veroni sie durch eine leichte Berührung des Armes hier.

„Lady Eger, ich möchte Sie mit einer amerikanischen Dame bekannt machen, Fräulein Janet Lapeer von Chicago, eine Passagierin mit mir auf der Arcania, auf der auch ihre Mutter und ihre Schwester angekommen sind."

„Dort drüben stehen beide am Tisch, nicht wahr? Das wunderschöne Mädchen in Weiß ist Ihre Schwester? Ich habe bereits meine Ansicht mit Fräulein Lapeer ausgetauscht über die geschmacklose Verbindung von venetianischer Kunstarbeit mit unserer modernen elektrischen Beleuchtung. Ich ahne die geheime Seelenverwandtschaft zwischen uns durch die Tatsache, daß wir beide von denselben geschmacklosen Dingen abgestoßen werden."

Pater Veroni gesellte sich zu etlichen Bekannten, denen er seine Aufmerksamkeit schenken mußte, und Lady Eger fuhr lebhaft fort: „Wir wollen uns setzen. Hier sind zwei bequeme Sessel. Ist Ihnen eine Tasse Kaffee gefällig? Ja? Ich dachte so. Giovanni, zwei Tassen Kaffee. Vielleicht würden Ihre Mutter und Schwester uns Gesellschaft leisten? Giovanni, vier Tassen! Vergiß nicht, starken Kaffee!"

Janet war wie verwirrt und vermochte kaum Atem zu schöpfen, ehe sie ihre Mutter und Schwester dieser redseligen und bezaubernden Fremden vorstellen konnte. Das Gleichgewicht fand sich auch bald wieder, und zwar mit einem gewissen Gefühl der Heiterkeit, als sie die ehrfurchtsvolle Scheu sah, mit der ihre Mutter zu Lady Eger

aufschaute. Frau Lapeers Kopf begann leise zu schwimmen. Was mochte Lady Eger wohl sein — eine Baronin, eine Gräfin oder was für eine Hochgeborene irgend welcher Art? Wie mußte man sie wohl anreden? Gnädige Dame, oder hörte sich das zu sehr nach Dienstbotenmanier an? Eine Frau von Takt und Bildung trifft in der Regel das Richtige, wenn sie sich ein wenig besinnt, und Frau Lapeer entschied sich in richtiger Weise, die Dame einfach als „Lady Eger" anzureden.

„Ist Zucker gefällig, Frau Lapeer? Zwei Stücke oder drei? Ich nehme drei, denn der Kaffee ist mir zu bitter und stark. Ich glaube, Pater Veroni sagte mir, daß Sie von Chicago kämen. Ich habe einen Bruder, der vor sieben oder acht Jahren nach Amerika ging, Sir John Hamilton. Sie erinnern sich wohl nicht, ihn gesehen zu haben?"

„Leider nicht," raffte Frau Lapeer sich auf, zu antworten. „Ich erinnere mich nicht, Sir John Hamilton je gesehen zu haben."

„Nun, vielleicht kam er nicht nach Chicago. Er kaufte sich eine Ranch irgendwo dort draußen," antwortete sie mit einer glücklich angebrachten Unbestimmtheit.

„In Chicago gibt es keine derartigen Landgüter, auch nicht in der unmittelbaren Nähe," begann Fay, die sich kaum mehr zu beherrschen vermochte, und in ihren Augen blitzte der Humor auf. Doch Lady Eger hatte ihre Worte nicht mehr vernommen. Keine Bewegung von Pater Veroni war ihr entgangen, und als sie wahrnahm, wie er im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen, entschuldigte sie sich bei Frau Lapeer, versprach ihr, sie morgen wieder zu sehen, und folgte dem Priester.

Als etliche Minuten später die drei Damen durch die Halle gingen, um ihre Zimmer aufzusuchen, sahen sie Lady Eger im kleinen Bibliothekzimmer. Ihr interessantes Gesicht wurde beleuchtet von dem milden elektrischen Licht, das auf dem Onyxtischchen stand. Ihr gegenüber saß Pater Veroni. Sie waren so sehr in ihr Gespräch vertieft, als die Lapeers vorübergingen, daß beide das Rascheln der seidenen Gewänder gar nicht vernahmen.

Es mochte etwa neun Uhr sein am nächsten Morgen, als Janet in ein Nebenzimmer eintrat, wo sie eine stille Ecke suchte, um ihren Baedeker zu studieren. Sie wollte für heute einen Plan entwerfen, um die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Ueberrascht trat sie zurück, denn beim Fenster stand Pater Veroni im Gespräch mit dem Priester, der ihn am Bahnhof begrüßt hatte.

„Ich gehe jetzt hinauf, um es zu holen," hörte sie ihn sagen. „Ach, Fräulein Lapeer, guten Morgen! Ich hoffe, Sie haben in Ihrer ersten Nacht in unserer Stadt gut geruht."

„Sehr wohl, danke schön!"

Pater Veroni trat durch die Türe. Doch plötzlich mußte ihm ein anderer Gedanke gekommen sein, denn er kehrte wieder zurück und rief dem Priester, der noch immer beim Fenster stand, zu: „Paolo, komm. Fräulein Lapeer, Sie wünschen unsere Leute und Freunde ebenso wohl kennen zu lernen wie unsere Ruinen." — Wie scharf hatte er ihre Natur erkannt! — „Erlauben Sie mir, Ihnen Don Paolo Gregori, Canonicus (Stiftsherr) einer unserer besten Kirchen, hier vorzustellen."

Zum erstenmal in ihrem Leben fand sich Janet in einer

eigentümlichen Lage. Ein junger Herr, ein Priester, erwartete ihren Gruß, und sie war ratlos, was sie sagen sollte; es wollte ihr kein passendes Gesprächsthema einfallen. Worüber spricht man überhaupt mit einem Priester? Ueber Theologie, Theismus, Archäologie — und was sonst noch? Pater Veroni war ja auch ein Priester und ein Italiener, aber er war auch viel älter und nahm immer zuerst das Wort.

Don Paolo schien jedoch nicht verlegen zu sein, denn er betrachtete sie augenscheinlich mit neugierigen Augen. Warum unterbrach er aber nicht das peinliche Schweigen?

„Sprechen Sie Englisch?" wagte sie endlich in heller Verzweiflung zu fragen.

„Nein, Mademoiselle. Ich kann Ihre Sprache lesen, doch hatte ich nie Gelegenheit, die Aussprache zu lernen. Wenn es Ihnen angenehm ist, rede ich Französisch."

In seinem Betragen zeigte sich ein eigenartiges Zögern und eine gewisse Schüchternheit, durch die Janet wieder etwas ermutigt wurde.

Glücklicherweise hatte eine französische Gouvernante sie einst durch die verworrenen Pfade der Zeitwörter und der verdrehten Eigenschaftswörter der französischen Sprache geführt, so daß sie ohne Verlegenheit sich zu unterhalten vermochte. Wohl infolge der Tatsache, daß Don Paolo wenig Bekanntschaft mit Frauen hatte, da er sein Leben beinahe völlig in einem Kloster und Seminar zugebracht hatte, fühlte er sich äußerst befangen in der Unterhaltung mit einem amerikanischen Mädchen. Er schaute sie gewissermaßen als eine Art Kuriosität an, wie ein fremdes Wesen aus einem fremden Land. Sie war ja doch eine Bürgerin jener Republik über dem Meer, aus der die

täglichen Zeitungen so viele bizarre Dinge zu berichten hatten. Die Frauen führen dort das Regiment, und die Männer lassen sich's bitteren Schweiß kosten, um die Herrinnen der Schöpfung mit unerschwinglich teuren Kleidern zu versorgen.

„Mademoiselle ist eine Amerikanerin?" frug er prüfend.

„Ja. Waren Sie schon je in Amerika?"

„Leider nicht. Das Glück war mir noch nicht so günstig, Ihrem großen Lande einen Besuch abstatten zu dürfen."

Janet lächelte mit jenem nationalen Stolz, der den Amerikanern besonders eigen ist, der aber hier bald genug zu Falle kommen sollte.

„Groß ist Amerika in seiner Ausdehnung, in seinen natürlichen Hilfsquellen, in seinem unermeßlichen Reichtum; doch Italien ist größer," fügte er gelassen hinzu. „Kein Land der Erde weist durch alle die Jahrhunderte hindurch eine so großartige Geschichte auf. Das Höchste, was der menschliche Geist auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft und Literatur geleistet hat, ist bei uns entstanden und von uns aus hinausgegangen. Denken Sie an einen Michelangelo, Rafael und Dante, und selbst in der modernen Zeit: Erfinder, Entdecker, Gelehrte, Forscher aller Art, die meisten von ihnen sind Italiener. Ach, wir haben allen Grund, auf unser Volk und unsere Geschichte stolz zu sein."

Janet öffnete staunend den Mund, so strömte der begeisternde Redefluß des Priesters auf sie ein. Er konnte jedenfalls reden, und das sehr gut.

„Daran habe ich nie gedacht," bemerkte sie bescheiden,

und sie schämte sich beinahe, ihm zu gestehen, wie wenig sie eigentlich in die römische Geschichte eingeweiht war. Die alten römischen Könige und Kaiser hatten für sie kaum gelebt, sie existierten in ihrem Gedächtnis nur als Namen, die sie sich einst mit Mühe eingeprägt hatte. Das hätte sie ihm freilich um alle Welt nicht mitgeteilt. Sie hatte vermutet, alle Italiener wären wohl wie jene eingewanderten, die in den Vereinigten Staaten in den Berg- und Kanalbauten, mit der Schaufel in der Hand, auf den Straßen der Großstädte oder auf den Schienenwegen der Eisenbahnen beschäftigt waren. Sie sah auf einen Blick ihre unverzeihliche Unwissenheit ein und errötete vor innerer Scham.

„Und auf dem Gebiete der Religion," fuhr Paolo fort, den sein Gegenstand mit fortgerissen und der vergessen hatte, daß er zu jenem Rätsel der modernen Kultur redete, zu einem amerikanischen Mädchen der modernen Zeit, „auf dem Gebiete der Religion war Rom die Mutter. Von jenen Stufen der Sankt Gregoriuskirche sandte im Jahre 594 Gregor der Große den Mönch Augustinus, begleitet von einem Häuflein barfüßiger Genossen, nach Britannien, um jenes barbarische Land zu evangelisieren, in dem Druidenpriester das Volk beherrschten und durch Menschenopfer ihre Götter zu versöhnen suchten.

Don Paolos Hände bewegten sich in nervöser Weise, sein Angesicht strahlte, und seine Augen blitzten. Nicht umsonst hatten schon seine Studiengenossen im Seminar die „silberne Zunge" Don Paolos gerühmt.

„Und von England kam das Christentum über das Meer," setzte Janet hinzu, die ebenfalls von seiner Beredsamkeit angesteckt worden war. „Doch — doch — Eng-

land ist protestantisch, und so auch Amerika. Wenn Ihr Papst uns das Evangelium gesandt hat, wie kommt es, daß wir heute nicht römisch-katholisch sind?"

Don Paolo zögerte mit seiner Antwort.

„Ist Mademoiselle eine Protestantin? Ach, dann ist es nicht geraten, daß wir die Frage weiter besprechen. Von meinem Standpunkt aus möchte ich ein Wort fallen lassen, das Ihre Gefühle verletzen könnte. Doch es würde mir Vergnügen bereiten, wenn Sie einmal bei Gelegenheit mir über Ihren protestantischen Glauben, wie er heute geglaubt wird, erzählen würden. Ich interessiere mich dafür," fügte er rasch hinzu, denn Pater Veroni näherte sich ihnen.

Etliche Minuten später stand Janet beim Fenster und beobachtete, wie die beiden Priester im Schatten der Platanen verschwanden. Beide waren große Erscheinungen. Der ältere Mann hatte strenge Gesichtszüge; der jüngere war mager und anmutig trotz der entstellenden Gewänder, die eine breite, schwarze Schärpe zusammenhielt. Auf der anderen Seite der Straße konnte man wenigstens ein Dutzend Männer in Purpurmänteln und schwarzen Hüten sehen, denen in einer kleinen Entfernung ein Dutzend anderer folgten, und hinter ihnen her kam noch ein Haufe, schwer beladen mit Büchern unter den Armen.

„Wie Paradiesvögel, nicht wahr?" bemerkte Lady Eger. „Habe ich Sie erschreckt, da ich beinahe unhörbar für Sie eintrat? Ich bitte um Verzeihung, ich hüstelte, doch Sie hörten mich nicht. Keine Szene in Rom bietet für das Auge ein vollkommenes Bild, wenn diese Studenten in Purpurtracht fehlen. Man begegnet ihnen überall! auf dem Pincio, auf dem Corso, beim Ballspiel in der

Villa Borghese, und überall geben sie dem Bilde den letzten Künstlerstrich, gerade die Farbe, die noch gefehlt hat."

„Was für eine Unzahl von Priestern sieht man doch hier! Da kommen noch mehr, aber sie sind in Schwarz gekleidet, mit blauen Schärpen."

„Rom wäre nicht Rom ohne die Priester. Jene Studenten in Purpur besuchen das berühmte deutsche Seminar. Sie werden später einmal das Studentenquartier sehen, wo sie wohnen. Sie haben mit Don Paolo gesprochen, Fräulein Lapeer. Sie müssen mir einmal mitteilen, was Sie von ihm halten. Er ist mein Liebling, den ich jedem anderen vorziehe."

Wie konnte sie nur wissen, daß ich mit Don Paolo mich unterhalten habe? frug sich Janet. Sie war doch nicht hier.

„Guten Morgen, Frau Lapeer," fuhr Lady Eger auf ihre lebendige Weise fort, „und Fräulein Fay, so lieblich wie ein Maimorgen! Gehen Sie aus? Dürfte ich Sie nicht eine kurze Strecke begleiten? Ich vermute, Sie statten zuerst der Sankt Peterskirche einen Besuch ab. Sie ist das Mekka aller englischen und amerikanischen Reisenden."

Frau Lapeer lächelte und antwortete: „Das war unsere Absicht. Man fühlt sich aber wie verloren in einer fremden Stadt, deren Sprache man nicht versteht. Meine Töchter sprechen beide Französisch, was uns nicht wenig zustatten kommt."

„Das ist sicherlich ein großer Vorteil. Mit Französisch kommt man überall durch. Wenn ich Ihnen in irgendeiner Weise behilflich sein kann, so begleite ich Sie gerne.

Ich möchte mich Ihnen aber nicht aufdrängen, da ich weiß, daß manche Reisende sich die Sehenswürdigkeiten am liebsten allein aufsuchen."

Es lag eine sehr taktvolle Bescheidenheit und ein äußerst anmutiges Zurückhalten in der Art und Weise, wie Lady Eger ihre Begleitung den Damen anbot, und Frau Lapeer und Fay antworteten wie in einem Tone: „Wir werden Ihnen zu großem Danke verpflichtet sein, wenn Sie uns begleiten, Lady Eger."

Als Antwort auf den halb schüchternen Blick auf Janet, fühlte sich auch diese gezwungen, zu sagen: „Ihre Kenntnis der Stadt wird uns höchst willkommen sein," obwohl sie fühlte, als hätte sie zum erstenmal die „Citta Eterna" am liebsten allein gesehen. Lady Egers lebendige Natur wirkte auf Personen etwas ermüdend, die, wie Janet, gewohnt waren, über das, was das Auge sah, zu träumen und zu sinnen.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, einen Augenblick zu warten, bis ich mir ein Paar neue Handschuhe gekauft habe — diese sind unausstehlich — dann nehmen wir ein Gefährt nach der Kathedrale und erreichen die Pension noch rechtzeitig für den Imbiß."

„Das ist's, was wir ebenfalls nötig haben," sagte Frau Lapeer, vergnügt über den glücklichen Einfall.

Etliche Augenblicke später wühlte Fay suchend in einer Schachtel voll weißer und rötlicher Handschuhe, hielt ihre Hand empor, um sie anzuprobieren, während Janet, die erklärt hatte, keine nötig zu haben, die vorüberwogende Menschenmasse beobachtete. Das Straßenbild der Via Nazionale war zu interessant. In New York konnte man keine Damen sehen, die vornehmer und moderner

gekleidet waren. Die Männer boten prächtige Erscheinungen dar, waren jedoch in der Regel keine sehr großen Gestalten. Auch Priester sah man. Dazwischen drängten sich Offiziere in knapp anliegenden Uniformen; Bauernmädchen verkauften Blumensträußchen; Bettler boten Schachteln voll Zündhölzer an; junge Damen, begleitet von scharfäugigen Chaperons, und blasierte Gecken schlenderten vorüber, mit leichter Hand ihre Spazierstöckchen schwingend und mit graziösen Bewegungen ihre gewichsten Schnurrbärte drehend.

Janet wandte ihre Aufmerksamkeit jetzt dem Laden zu und beobachtete mit scharfen Augen Lady Eger, die eben ein Paar lange, schwarze, hochfeine Handschuhe über ihre Hände gezogen hatte und sich in die gewichtige Frage vertiefte, ob sie auch wirklich vollkommen saßen. Wer sie wohl nur sein mochte, Lady Eger? Ihr war sie ein Rätsel, das gelöst werden mußte. Janet war sich gewiß, daß einmal früher oder später die Lösung sich finden würde. Lady Eger redete sehr viel, trotzdem sagte sie eigentlich wenig. Es fehlte ihr aber in keiner Weise an Intelligenz. Ihre schwarzen Augen zeugten von großer Schärfe und drangen bis auf den Grund; ihre Lippen setzten sich fest aufeinander, und ihr Kinn war spitziger, als die Gesetze der Schönheit das verlangten. Ihr weiches, braunes Haar verbarg sich zum Teil unter ihrem Witwenbarett, von welchem ein zierlicher, schwarzer Schleier nach der neuesten Mode herabhing. Frau Lapeer war von kleiner Statur, doch die Jahre hatten eine gewisse mütterliche Stattlichkeit hinzugefügt. Lady Eger war etwa von derselben Größe, doch war sie so dünn und anmutig geformt, daß man sie am besten durch das Wort *"petite"* (klein)

charakterisierte. Ihr schwarzes Kleid, an dem sich nur die linnenen Bänder am Nacken und den Handgelenken abhoben, saß ihrer anmutigen Form aufs vollkommenste. Sie war ein ausgeprägter englischer Typus; es mußte aber sicherlich auch französisches Blut in ihren Adern fließen; vielleicht von einer Großmutter her, die einmal die Herrin gewesen auf einem Chateau an den Ufern der Loire, und als Erbe hinterließ sie ihren Kindern diese Niedlichkeit, Anmut und Anziehungskraft.

Janet war in so tiefes Nachsinnen versunken, daß sie sich selbst ganz und gar vergessen hatte, und erst als Lady Eger ihre Aufmerksamkeit von ihren Handschuhen weglenkte und sie anlächelte, wachte sie wieder auf. Sie hatte versucht, Lady Eger zu ergründen, und Lady Eger war es nicht entgangen.

„Wie gefallen Ihnen diese Handschuhe, Frau Lapeer? Sie sind wie angemessen. Sind Sie bereit, zu gehen?“ frug gelassen Lady Eger.

Viertes Kapitel.

Eine geheimnisvolle Ehrfurcht erfaßte sie alle, als sie am großen Eingangstor der Sankt Peterskirche angekommen waren. Es war so groß, so mächtig, so riesig, dieses Gebäude. Es enthielt unersetzliche Reichtümer der Kunst und ungezählte Schätze der Kirche. Selbst Fay dämpfte ihre Stimme und flüsterte, wenn sie etwas zu sagen hatte. Es befanden sich viele Menschen in der Kirche, doch inmitten des ungeheuer großen Kirchenschiffes, der mächtig hohen Säulen und des Ehrfurcht einflößenden Raumes schien es, als ob nur wenige da wären. Die Lapeers traten ein und standen vor Staunen sprachlos da. Sie bewunderten den Reichtum der Verzierungen, die zahllosen Statuen, die ausgezeichneten Mosaikarbeiten und die kunstvollen Gemälde. Alles verriet die meisterhafte Künstlerhand. Der Morgensonnenschein drang eben ganz am Ende des Bogengewölbes durch ein Fenster. Ein Strahl wie von Gold fiel auf die Steinplatten und schien eine Marmorgestalt auf dem Grabdenkmal eines Papstes in ein lebendes Wesen von Fleisch und Blut zu verklären, als ob es atmete.

Etwa ein Dutzend Leute knieten auf dem Boden einer prächtigen Kapelle, in die man vom Seitengang aus hineintreten konnte. Priester zelebrierten die Messe. Ihre Stimmen, als sie intonierten, hallten dumpf durch die hohen, gewölbten Räume. Frau Lapeer und ihre Töchter blieben unter der Tür stehen; doch Lady Eger trat hinein,

bekreuzte sich, sank auf ihre Kniee und war tief in Andacht versunken. Fay wechselte rasch mit Janet einen verständnisvollen Blick und zog ihre Augenbrauen in die Höhe. Janet war stumm vor Staunen. Sie hatte nicht erwartet, in Lady Eger, die doch eine Engländerin war, eine Katholikin zu finden. Sie mußte über ihre eigene Einfalt lächeln. Warum sollte sie nicht der katholischen Kirche angehören können? Alle Engländer waren sicherlich nicht protestantisch, so wenig wie das in Amerika der Fall war.

Ihr stark ausgeprägtes protestantisches Gefühl sollte noch einen anderen Stoß bekommen, von dem sich Janet nicht so schnell wieder erholte. Sie näherten sich dem Hochaltar, über dem sich Berninis Baldacchino (Thronhimmel) erhob, und bewunderten im Vorbeigehen die herrlichen Werke dieser Kunstarbeit.

„Dort drüben steht die Statue der Kaiserin Helena, der Mutter Konstantins des Großen. Hier ist ein Stück vom Kreuz Jesu, das in Jerusalem gefunden und nach Rom gebracht wurde. In der Nische gegenüber befindet sich das Bild der heiligen Veronika, die ihr Taschentuch dem Heiland gereicht hat, als er unter der Last des Kreuzes vor ihrem Hause ausruhte, um sich die Schweiß- und Blutstropfen damit von der Stirn zu wischen. Als er es zurückreichte, trug es den Abdruck seiner Gesichtszüge. An den Festzeiten wird es von jenem Balkon dort oben den Andächtigen gezeigt," erklärte Lady Eger.

War es möglich, daß sie das alles glaubte?

„Welch eine schöne Legende!" rief Fay begeistert aus. „Besitzen Sie nicht ein Buch, Lady Eger, in dem alle diese Geschichten zu lesen sind? Das würde sie uns um so wirklicher machen."

„Gewiß habe ich eins. Ich werde es Ihnen geben, sobald wir zurück in die Pension kommen."

Auf der rechten Seite des Schiffes, ehe man zum Hochaltar kommt, steht eine uralte Statue des heiligen Petrus. Die rechte Hand ist ausgestreckt zum Segensspruch. Die ersten zwei Finger hat er genau so erhoben, wie das Papst Pius X. tut, wenn er bei öffentlichen Feierlichkeiten die Sankt Peterskirche betritt und der Menge seinen Segen erteilt. Das Angesicht sowie der Körper und die Kleider sind aus schwarzem Basalt. Der Kopf ist von einem Heiligenschein umgeben.

Janet und Fay beobachteten aufs schärfste die Leute, wie sie sich der Statue näherten, ihre Häupter neigten, die Kniee davor beugten und den großen Zehen des rechten Fußes küßten. Instinktiv blitzten die Schriftworte durch Janets Herz: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen auf Erden ... bete sie nicht an und diene ihnen nicht. Denn ich, der Herr, euer Gott, bin ein eifriger Gott." Was war das anders als Götzendienst, genau so, wie er auch in heidnischen Ländern gepflegt wird? Und doch hatte sie erwartet, in Italien ein christliches Volk zu finden, in dem das Heidentum der Vergangenheit längst überwunden sein sollte.

Eins nach dem anderen kam, Männer, Frauen und Kinder; alle näherten sich und küßten die große, steinerne Zehe der Petrusstatue. Manche waren alt, und schwere Sorgen hatten sie gebeugt. Andere waren jung und glänzend herausgeputzt. Eine Mutter brachte ihr Kind, berührte den Fuß mit ihrer Hand, rieb sie dann auf die Stirne ihres Kleinen, und ihre Lippen murmelten Gebete, als ob eine Heilkraft von der steinernen Statue ausginge.

Aus den massiv goldenen Lampen über dem Grabe des Apostels schimmerten die Lichter in tiefroter Farbe. In reichen Farben glänzte die Mosaik; die kunstvollen Fresken und unbezahlbaren Denkmäler offenbarten den Reichtum eines Fürsten, und diese arme Frau mit ihrem Kinde auf den Armen suchte ihre Hilfe und Trost bei einem Bronzebild! Eine leichte Bewegung weckte Janet aus ihren Träumereien auf. Lady Eger schritt leicht und rasch durch die Gruppe vor dem Bild, verneigte sich, preßte ihre Lippen auf den Zehen, der einen Augenblick vorher von dem Munde eines roh aussehenden Mannes, dessen Bart von Tabak befleckt war und dessen Augen trieften, berührt worden war. Sie lehnte ihre Stirne auf den leblosen Fuß, küßte ihn noch einmal und kehrte dann zurück.

Das war mehr, als Janet zu ertragen vermochte. Indem sie sich rasch umwandte, schritt sie schnell den Gang hinunter und eilte hinaus auf die breite Veranda, vor der sich der weite Platz mit dem Obelisken, den Säulenhallen, den Marmorstatuen und Springbrunnen ausdehnte. Es war jetzt genau Mittag, und ein dumpfer, schwerer Kanonenschuß kündete die zwölfte Stunde an. Gewohnheitsmäßig, wie jedermann in der Nähe, nahm sie ihre Uhr heraus, um nachzusehen, ob sie bis auf die Sekunde richtig lief, und steckte sie dann wieder in ihren Gürtel. Derartige Handlungen verrichtet man ja manchmal total sich unbewußt, während der Geist in Gedanken versunken ist. Immer wieder stieg die Frage vor ihr auf: Wie konnte eine intelligente Frau vom Schlage der Lady Eger nur solche Dinge für bare Münze annehmen? Von unwissenden Menschen kann man ja schließlich nichts Besseres erwarten — aber von Lady Eger!

„Dort drüben ist unser Gefährt, Fräulein Lapeer. Sollen wir im Schatten der Säulenhalle gehen? Die Sonne brennt zur Mittagszeit sehr heiß."

Janet empfand in jenem Augenblick einen Widerwillen und eine innere Abneigung gegen die Dame, und sie fühlte instinktiv, daß dieser ihr Gefühl nicht verborgen bleiben konnte. Mit einem seltenen Feingefühl las Lady Eger, was gedacht wurde, auch wenn kein Wort darüber gewechselt wurde. Schweigend folgte sie Fay und der Mutter, die eigenscheinlich im besten Humor sich befanden. Sie hatte bereits den verborgenen Einfluß wahrgenommen, der nach und nach immer mehr sie von denen trennte, die ihr jetzt noch so teuer waren. Weder Frau Lapeer noch Fay waren durch das, was sie gesehen hatten, so angegriffen wie Janet. Als das Gefährt im Begriff stand, den Platz zu verlassen, sah sie, wie Lady Eger die Hand einem Herrn zum Gruße reichte, der fließend Italienisch sprach. Sie folgte seinem bewundernden Blick, den er auf Fays lieblichem Angesicht hatte ruhen lassen, und wußte, daß Lady Eger über sie beide sprach, denn er wandte sofort seine Augen auf sie, denen sie aber auswich, indem sie ihren Blick senkte.

„Marquis Guido di Cassini," erklärte Lady Eger etwas später. „Einer der bekanntesten Männer von Rom. Er stammt aus einer sehr alten Familie. Keiner von der geldarmen Aristokratie, die über nichts als ihr Wappenschild verfügt. Es wird allgemein gesagt, er sei sehr reich, und er ist unverheiratet. Ich bat ihn, morgen abend vorzusprechen, damit er mit Ihnen bekannt wird."

„Wie freundlich von Ihnen," erwiderte verbindlich Frau Lapeer, der im Stillen der Marquis nicht wenig

imponiert hatte, oder vielleicht sein Titel. Es ist schwer zu sagen, welches von beiden.

„Nicht im geringsten. Es bereitet mir Vergnügen, so bezaubernde Mädchen, wie es Ihre Fräulein Töchter sind, meinen Freunden vorstellen zu dürfen," fügte Lady Eger in einem Tone hinzu, so daß nur Frau Lapeer imstande war, es zu hören. „Und wenn Sie mir erlauben, so werde ich Ihnen Eingang in die besten Familien der Stadt verschaffen."

„Ach, wie liebenswürdig Sie sind! Wie können wir Ihnen je ihre Güte vergelten?" rief entzückt Frau Lapeer aus, denn es eröffnete sich ihr ja die Aussicht, einen Winter in den feinen aristokratischen Kreisen von Rom verleben zu dürfen.

In Lady Egers Augen schimmerte ein ganz eigenartiger Ausdruck.

„Seien Sie nur unbesorgt, meine Teure! Ihnen und Ihren Töchtern zu Diensten sein zu dürfen, ist mir ein wahres Vergnügen. Birgt nicht jede gute Tat immer ihren Lohn in sich selbst?" setzte sie leicht hinzu. „Wir werden für unser Gabelfrühstück zu spät kommen. Der erste Zug von Neapel muß schon eingelaufen sein, denn ich sehe bereits eine Kutsche am Eingang. Jemand ist angekommen."

Ein Herr beaufsichtigte die Koffer und Taschen, bezahlte den Kutscher und war eben im Begriff, einzutreten, als die Damen sich der Türe näherten.

Lady Eger stieß einen Ruf der Freude aus, eilte auf den Herrn zu und hielt ihm ihre beiden schmalen Händchen entgegen, um seine mächtige Hand zu fassen. „John!"

rief sie freudig aus, „du kommst ja wie vom Himmel heruntergefallen!“

„Von drüben über dem Wasser, Hortensia. Ich bekam den Einfall, einmal hier herüber zu fahren und mir diese große Stadt, von der du so viel geschrieben hast, selbst anzusehen. Freut es dich, mich zu sehen, oder soll ich wieder zurückkehren auf meine Ranch?“

Wohlwollend schaute er aus seiner Höhe von sechs Fuß und zwei Zoll auf die zierliche Gestalt herab.

„Ob ich mich freue?! Das sollte ich meinen!“ wiederholte Lady Eger. „Du gehst mir gewiß nicht wieder auf jene schreckliche Ranch zurück. — Frau Lapeer, dies ist mein Bruder, Sir John Hamilton; Fräulein Lapeer, Fräulein Fay Lapeer, mein Bruder.“

Als Sir John Hamilton Janets Hand ergriff, fühlte sie, als ob ein frischer Lufthauch vom weiten Westen sie berührt hätte. Sie erinnerte sich, wie sie einmal meilenweit über die Prärien geritten war, während ein scharfer Wind ihr ins Angesicht wehte, und wilde Blumen massenhaft im grünen Gras wuchsen, das Ganze wie ein schimmernder, prachtvoller Teppich. Die herzhafte Begrüßung rief auf einmal diese alte Erinnerung wach und weckte wieder die heitere Munterkeit, die frische Begeisterung, den Drang, die wilde Natur zu belauschen und zu genießen, in ihr auf. Etwas wie Heimweh packte ihr Herz.

„Ich bin froh, Sie kennen zu lernen, Fräulein Lapeer,“ sagte Sir John in seiner herzlichen Weise. Indem er die Damen eintreten ließ, folgte er seiner Schwester nach oben.

Fünftes Kapitel.

„Wann besuchen wir Alda Pierce?“ frug eine Woche später Janet, als sie nach einem weiten Spaziergang nach der Villa Borgheſe in das Zimmer ihrer Mutter trat. Fay lag auf einem Sofa, ganz verſunken in ihr Buch. Sie unterbrach ſich ſelbſt, um nicht unhöflich zu ſein, und ſagte: „Es ſcheint mir kaum nötig zu ſein, daß wir uns damit beeilen. Lady Eger kennt ſie nur oberflächlich und deutete an, daß Frau Pierce ſich nicht in den Geſellſchaftskreiſen der Stadt Rom bewege.“

„Dann verliert nur die Geſellſchaft,“ warf Janet errötend ein. „Alda iſt die anmutigſte und lieblichſte Frau, die ich je kennen gelernt habe, und würde einem Zirkel Ehre machen, der noch weit gebildeter und feiner iſt, als wohl irgendeiner dieſer römiſchen Ariſtokratenkreiſe von ſich rühmen mag.“

„Du biſt ja wirklich bitter, Janet,“ entgegnete ihre Schweſter. „Das iſt ein ſehr ſchlimmes Merkmal. Lady Eger meint, es ſei das unzweideutige Kennzeichen der zunehmenden Jahre.“

Janet ſchloß ihre Lippen feſter, um ihr nicht ein weiteres Wort hinzuwerfen. Sie war es ſatt, immer hören zu müſſen, was Lady Eger ſagt. Seit jenem Tag in der Sankt Peterskirche war ſie der kleinen, zierlichen Dame ausgewichen und hatte alle Einladungen, die zu einem Zuſammenſein mit ihr führen mußten, rundweg abgeſchlagen.

„Was liest du, Fay?"

„Die Biographien der Heiligen, von Frau Jamieson. Sie sind einfach reizend. Ich hatte keine Idee davon, daß es je Frauen gab von solch tiefer Frömmigkeit und die derartige wunderbare Dinge verrichtet haben. Ich kann es nicht verstehen, warum wir in unserer Kirche nicht auch solche Lebensgeschichten haben, und ebenso unerklärlich ist mir, warum der Baustil unserer Kirchen so geschmacklos und einförmig ist. Vergleiche einmal unsere Kirchen daheim mit den hiesigen — diese großartigen Gemälde, das milde Licht und die kostbaren Kunstschnitzereien. Der Anblick allein weckt schon in jedem Menschen das Gefühl der Andacht. Lady Eger sagt —"

Janet flüchtete sich in das angrenzende Zimmer, und Fay brachte sich wieder in die bequeme Stellung, um in ihrem Buche weiter zu lesen. Janet schritt zum Fenster, wo sie hinausschaute in den reizenden Garten, versunken in tiefe Gedanken. Wie kam es nur, daß Fay, seitdem sie in Rom weilte, so ganz anders geworden war? Konnte das der Einfluß von Lady Eger sein, der sie so merklich verändert hatte? Und die Mutter — auch sie war so ganz anders geworden. Ihre Unterhaltung bezog sich beständig nur auf die höheren Kreise; Marquis, Herzöge, der Papst und der Vatikan spielten in ihren Gesprächen die Hauptrolle. Der Gedanke rief das Bild von Marquis di Cassini in ihr hervor, der auf Lady Egers Einladung hin sie mit seinem Besuche beehrt hatte. Janet konnte kaum ein Lächeln unterdrücken beim Gedanken an Sir John Hamilton und den Gast seiner Schwester — den großen, mächtigen, lebensfrischen Engländer und den knirpsigen, modernen, fashionablen Gesellschaftslöwen einer aristo-

kratischen Familie mit gewichstem Schnurrbart und die Haare glatt wie Samt. Sir John hatte die Gewohnheit, wenn er seine Aufmerksamkeit auf einen Punkt besonders gerichtet hatte, mit der großen Hand sich durch den Wald seiner braunen Haare zu fahren, und eine Unterredung mit Pater Veroni über Gegenstände, in denen sie sich auf ganz und gar entgegengesetzten Seiten fanden, war von überraschender Wirkung, gerade ehe der Marquis ankam.

Lady Eger besaß ein Privatzimmer, eine behagliche Ecke, wo im Kaminherd die Holzscheite knisterten und flammten und mit ihrer farbenreichen Glut die Photographien von Künstlern und Künstlerinnen der Musik und von Größen der Literatur übergoß. Ein weiches Sofa mit Haufen von fein gestickten Kissen und bedeckt von einem prächtigen, türkischen Ueberwurf, den sie aus Konstantinopel hatte, lud zum Ruhen ein, während kleine Tischchen der verschiedensten Fassons mit den neuesten Büchern beladen waren. Blumen dufteten in merkwürdig geformten Schalen von getriebenem Kupfer, und in einer großen japanischen Vase blühte ein Büschel früher Chrysanthemums in allen Farben des Sonnenlichtes. Es waren keine elektrischen Lichter im Zimmer, doch brannten Kerzen in Porzellan- und Glasleuchtern, die in Zwischenräumen an den Wänden ihre Arme erhoben und mit ihrem milden Licht das Zimmer noch mehr verklärten und idealisierten. Auf einem Tischchen ganz für sich allein stand in silbernem Rahmen das große Bild von Papst Pius X. In seinem weißen Priestermantel saß er schreibend an einem Tisch. Das Zimmer gab genau die Dame wieder, die darin wohnte; so war auch Lady Eger selbst, zierlich, bezaubernd, entzückend.

Der Marquis besaß eine ausgezeichnete Unterhaltungsgabe. Er interessierte sich für die Fragen des Tages, für die Lebensverhältnisse in Italien, wie sie sich unter der gegenwärtigen Regierung des savoyischen Hauses entwickelt hatten, für das er immer mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit eintrat.

„Es ist wahr, die Steuern liegen wie ein Alpdruck auf dem Volk," sagte er.

„Schlimmer, als das vor 35 Jahren der Fall gewesen ist?" fragte Sir John.

Der Marquis legte die Stirn in Falten, lachte dann auf und lenkte mit gewohnter, blitzschneller Gewandtheit auf witzige Weise den Stoß ab:

„Ich vermag das wirklich nicht zu belegen, denn ich verfügte Anno dazumal noch nicht über meine Existenz, da ich erst fünf Jahre später die Welt mit meiner Erscheinung beglückte."

Sir John fiel mit ein in das herzliche Lachen, das auf seine Kosten durch das Zimmer schallte. Er erhob sich und fuhr mit seinen mächtigen Fingern sich durch das reiche Haar. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Imposantes. Man bekam unwillkürlich den Eindruck: hier ist ein Kraftmensch, gesund am Leib, wie am Geist.

„Wenn auch heute mehr Steuern bezahlt werden müssen, so verfügen doch wenigstens die Steuerzahler über ihre eigenen Seelen, was wohl kaum der Fall gewesen ist, während der Papst die politische Macht in Händen hatte, wenn man alle die Geschichten glauben darf, die man zu hören bekommt."

Der Marquis verbeugte sich. „In diesen Punkten stimmen wir überein, Sir John, obwohl Sie ein Prote-

stant sind und ich durch Geburt ein Katholik. Sie sind ein Engländer und ich bin Italiener. Man kann kaum erwarten, daß unsere Ansichten harmonieren, und doch liebe ich mein Vaterland so warm, wie Sie das Ihre. Nun hat Lady Eger —" Sir John bewegte sich plötzlich und stieß mit seinem Ellbogen eine Vase mit Rosen um. Der Unfall verursachte eine glückliche Wendung des Gesprächs, das sich nun in ruhigere Bahnen lenkte.

Lady Eger lehnte sich weit zurück in ihrem bequemen Stuhl und hielt sich einen Fächer von Sandelholz vor die Augen, um so ihre Gäste besser beobachten zu können. In ihrem langen, faltenreichen Kleid von glänzendem Schwarz sah sie an diesem Abend noch schwächlicher und kleiner aus, als zuvor. — Sir John unterhielt sich mit Janet und erzählte ihr von seiner großen Ranch (ausgedehntes Landgut, auf dem Viehzucht getrieben wird) in Californien, wo schneeweiße Lilien in vornehmer Majestät zu Tausenden blühen, ganze Felder voll von ihnen, und wo in überfließender Fülle die Rosen sein Haus überwuchsen und in einem großen, prächtigen Blütenmeer um seine Fenster ranken. Alles mußte dort so viel größer sein, und Janet überkam das Gefühl, während sie zuhörte, wie mit dem weiten Raum der Mann vor ihr selbst ins Große wuchs, groß in seiner Gestalt, groß in seinem Herzen, groß in seinen geistigen Anschauungen und in seiner reichen, reifen Lebenserfahrung. Zwischen den engen, dumpfigen Mauern einer uralten Stadt, die so zäh am Alten hing, mußte er sich gedrückt fühlen, wie der mächtige Nordwind, wenn er sich zwischen den engen Wänden einer dunklen Felsenhöhle verfängt.

„Die italienischen Blumen können keinen Vergleich

aushalten mit den unsrigen, Fräulein Lapeer. Wenn Sie noch nie in Californien waren, scheint es Ihnen kaum glaublich zu sein. Ich bin in das Land verliebt."

„Ich dachte, du wärst ein Engländer, Sir John," sagte Lady Eger, während sie unwillkürlich lächeln mußte beim Anblick des riesigen Mannes auf dem kleinen vergoldeten Sessel, auf dem er versuchte, sich so gemütlich zu placieren, als das für ihn möglich war.

„Das bin ich und werde es immer sein — ein echter Brite, doch meine Heimat ist in Amerika und wird es bleiben, so lange Gott mich leben und arbeiten läßt."

„Hat Lady Eger Sie je draußen auf Ihrer Ranch besucht?"

Sir Johns freundliches Angesicht bewölkte sich. „Nein, es tut mir leid, sagen zu müssen, daß es sie nicht gelüstet, Californien zu besuchen. Ehrlich gesagt, Fräulein Lapeer, Rom hat in mehr als einer Beziehung einen außergewöhnlich starken Halt an ihr gewonnen. Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, das ist einer der Gründe, warum ich gekommen bin. Ich fühle, Sie verstehen mich, wenn ich so zu Ihnen rede. Die Ihnen hier nahe stehen, scheinen darin anders zu fühlen und zu denken. Sie war das beste Mädchen daheim, heiter wie der Sonnenschein, voll Einfalt wie ein Kind. Vor fünf Jahren heiratete sie den besten Mann, den ich je kannte. Da starb er. Vielleicht erzählt sie es Ihnen einmal selbst. Ich hoffe, Sie beide werden Freundinnen, Fräulein Lapeer; ich wünsche das von Herzen. Gott weiß, sie hat eine wahre Freundin nötig. Die Priester haben sie in ihren Krallen. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich derb ausdrücke. Meine Gefühle springen mit mir davon; doch ich habe allen Grund, un-

gehalten zu sein. Sie haben sich noch nicht bezaubern lassen von diesen Schwarzröcken mit ihren ränkevollen, unstäten Augen und all dem Glanz und Schimmer ihrer Gottesdienste, oder irre ich mich?" Er lehnte sich ängstlich nach vorn, als wollte er die Antwort aus ihren Augen lesen.

„Nicht im geringsten; ganz das Gegenteil ist der Fall."

„Ich habe mir das gedacht. Doch haben Sie acht auf Ihre Schwester, Fräulein Lapeer. Man braucht nicht hier geboren zu sein, um mit den Schleichwegen der römischen Kirche bekannt zu werden. Ich kenne diese Priester, ihre Ränke und ihre Tücken. Lassen Sie Ihre Schwester nicht aus dem Auge, sonst wird sie sicher gefangen."

Unwillkürlich wandte Janet voll Besorgnis ihre Augen auf ihre Schwester, und Sir John mußte, trotz der ernsten Situation, lächeln.

„Ich glaube kaum, daß die Gefahr so ernst ist. Der Marquis ist jetzt noch sehr harmlos, obwohl man ihn beobachten sollte, denn er hat es nötig. Um wieder anzuknüpfen, wo wir abgebrochen haben, Lord Eger starb zwei Jahre nach ihrer Vermählung, und Hortensie wollte schier das Herz darüber brechen. Um sich zu zerstreuen, begab sie sich auf Reisen, und ich begleitete sie ein Jahr lang. Wir beide stehen allein in der Welt. Da ihr Schmerz sich etwas milderte, auch Geschäfte meine persönliche Gegenwart in Amerika verlangten und sie in Rom sich so zufrieden fühlte, wie man das irgendwo erwarten konnte, so ließ ich sie allein zurück. Es hat mir seitdem schon oft leid getan. Wäre ich bei ihr gewesen, hätte ich vielleicht die Bluthunde von ihr fern halten können. Kurz

und gut — sie schloß sich der römischen Kirche an, und zwar mit der ganzen Glut ihres Herzens. Sie verstanden es, sich in ihr Vertrauen einzuschleichen und mit ihr zu sympathisieren. Pater Veroni, — er ist ein verschlagener Mensch, abgrundtief wie das Meer, nur noch gefährlicher, — Pater Veroni näherte sich ihr auf seine plausible Weise und behandelte ihre Wunde so zart und lind, daß sie anfing, sich zu schließen und zu heilen. Die Schwester meinte, die Kirche, nicht der Pater übe den heilenden Einfluß aus. So gab sie den Glauben ihrer Kindheit auf und adoptierte diesen neuen. Wenn er ihr wirklichen Seelenfrieden gebracht hätte, würde ich wohl kaum wagen, etwas dagegen einzuwenden; doch sie ist innerlich nicht glücklich. Ich kann das sehen und fühle es auch. Sie ist schrecklich bigott, und in ihren religiösen Formen und Zeremonien nimmt sie es strenger, als ein geborener Katholik das tut. Bekehrte sind fast immer so. Sie wollen die Strengsten noch darin übertreffen, um ihrer Sache ja gewiß zu sein. Was sie nötig hat, ist eine Freundin, ein Frauengemüt, das ihre Natur besser versteht als ein Mann, ungeschickt und schwerfällig, wie ich bin."

„Ich weiß nicht, was ich da tun könnte, Sir John," entgegnete zögernd Janet.

„Gegen Pater Veroni und die Jesuiten und ihre gesamte Maschinerie? Meine teure, junge Freundin, im Kampf mit dieser Macht stehen wir ohnmächtig da. Ein Kind kann nicht ohne Gefahr mit schneidigen Instrumenten spielen. Sie können aber Ihre Gelegenheit abwarten, in der Sie sich als ihre Freundin erweisen können, nicht wahr?"

In seinem Ton klang die ernste Bitte eines Bruders,

der um seine jüngere Schwester besorgt ist. Es berührte Janet etwas seltsam, und doch ergriff die Bitte ihr Herz.

„Ich werde es versuchen," sagte sie und erhob sich, da ihre Mutter eben Lady Eger gute Nacht gewünscht hatte.

Janet fühlte am Nachmittag dieses Herbsttages, als ob sie ihr Versprechen gegen Sir John nicht gehalten hätte. Sie hatte nicht versucht, Lady Eger in irgendeiner Weise behilflich zu sein. Wie war das auch möglich? Auf jeden Fall schien Lady Eger eine kluge Frau zu sein, die unter der Vormundschaft von Pater Veroni und seinen Helfershelfern in allen Künsten der jesuitischen Verschlagenheit es bereits zur Meisterschaft gebracht hatte. Ein unerfahrenes amerikanisches Mädchen, offen und frank, könnte es jedenfalls nicht mit ihr aufnehmen. Und da war Fay, die sie ebenfalls versuchten, in ihren Netzen zu fangen. Janets Gewissen schlug. Fay war ganz bezaubert von den ergreifenden Mythen und Legenden der römischen Kirche. Denn anziehend sind sie, diese Legenden der heiligen Katharina von Sienna, der Sankt Elisabeth von Ungarn — die Lebensgeschichten jener edlen, frommen Frauen, die in der Jugendzeit der christlichen Kirche um ihres Glaubens willen heldenhaft gelitten hatten; Jungfrauen und Mütter, die um ihrer Reinheit und ihrer segensreichen Tätigkeit willen mit Recht von allen Zeiten verehrt werden. Doch diese Lebensgeschichten sind im Laufe der Jahrhunderte mit allerlei seltsamen Wundergeschichten verbrämt worden, über die sich niemand mehr verwundern und davor zurückschrecken würde, als diese schlichten und einfältigen Heiligen selbst. Diese Geschichten waren aber gerade dazu angetan, das Herz eines jungen Mädchens zu fesseln, da sie das Geheimnisvolle und Wunderbare der

Kirche ahnen ließen in einem Grade, wie er besonders jugendliche, unerfahrene Gemüter bestrickt und bezaubert.

Wie in einem Moment plötzlichen Entschlusses kniete Janet neben ihrem Bett nieder, wo sie mit einem Ernst betete, wie sie es seit Wochen nicht mehr getan hatte. Dies neue Land mit seinen überraschenden Sehenswürdigkeiten und unermeßlichen Schätzen hatte auch ihren Sinn allen höheren geistlichen Gedanken entfremdet. Sie hatte vergessen, das zu suchen, was von oben her ist, weil sie ganz und gar in irdischen Dingen aufgegangen war. Die Anfangszeile eines alten Gesangbuchliedes zog durch ihren Sinn: „Schwach und matt und unvollkommen, nah' ich, Herr, zu deinem Thron". Als sie sich von ihren Knieen erhob, fühlte sie ihr Herz gestählt für den Kampf, von dem sie wußte, daß er am Kommen war, und für den ihre eigene Kraft zu schwach war, obzusiegen. Doch mit Gott „sind alle Dinge möglich".

Sie setzte ihren Hut auf und zog ihre Handschuhe an, während sie noch einmal das Zimmer ihrer Mutter betrat.

„Ist die Mama noch nicht zurückgekommen? Es ist ein so reizender Tag. Komm, Schwesterchen, laß uns spazieren gehen. Du bekommst Kopfweh, wenn du so lange liest." Sie glättete Fays Haar zurück, das lose um ihr glatte, weiße Stirn geflattert hatte. „Ach, komm doch, Fay; ich bin's müde, immer allein hier die Welt anzuschauen."

Fay warf ihr Buch weg. „Natürlich gehe ich mit dir, wenn du mich wirklich haben willst. Du hast dich kürzlich so seltsam gegen mich betragen und mich so kühl behandelt, und ich konnte mir nicht klar werden, weshalb. Auch wolltest du nie mit uns gehen, wenn Lady Eger uns zu einem

Spaziergang eingeladen hatte. Ich muß gestehen, ich fühle mich einsam ohne dich, mein liebes Großmütterchen."

Fays warme und heftige Umarmung wurde beinahe bedenklich für den neuen Herbsthut, doch das machte jetzt Janet keine Sorgen.

„Dann beeile dich und kleide dich an. Ich gehe mit, wohin es auch sein mag."

„Nein, ich gehe mit dir, und ginge es auch zu Alda Pierce," entgegnete Fay.

Der günstige Augenblick mußte benutzt werden, in dem Fay mit so williger Aufopferung sich anbot, mitzugehen.

Gesagt, getan. Janet machte sich mit ihrer Schwester auf den Weg zu der einzigen Freundin, die sie in Rom hatte.

Sechstes Kapitel.

Frau Pierce war daheim, so deutete wenigstens das nette Dienstmädchen durch freundliches Nicken an, als sie die Besucher in ein Zimmer führte, das in seiner ganzen Anordnung und Ausstattung amerikanischen Geschmack verriet. Die Fenster waren hoch und breit, so daß eine ganze Flut vom Nachmittagssonnenschein hereinströmen konnte. Auf dem offenen Piano lagen verschiedene Musikstücke umher, Bücher sah man in Fülle in Schränken und auf Tischen. In einer Majolikavase dufteten Teerosen, wie sie nur eine künstlerische Hand arrangiert haben konnte.

„Das alles sieht genau so aus, als ob hier Alda zu Hause wäre," rief Janet aus. „Und dort steht auch ein Bild von unserer ehemaligen Studierstube und von der Aula und da ein Gruppenbild unserer Klasse. Ich wundere mich nur, ob sie älter geworden ist. Sie war der Liebling von uns allen!"

Die Türe öffnete sich weit genug, um eine Frau hereinzulassen mit einem Kleinen auf den Armen. Ihr sonst glattes, braunes Haar rahmte etwas lose ihr Angesicht ein, ihre Augen waren braun und groß, ihr Mund erinnerte an einen graziösen Bogen in der Hand Cupidos. Ihr Kleid war braun wie die Farbe ihrer Augen, sehr einfach, zeugte aber von feinem Geschmack.

„Alda!" rief Janet aus, „ich bin so froh, dich zu sehen,

nach fünf Jahren — wie lang scheint doch die Zeit zu sein, seitdem du mit deinem Gatten nach Neapel gesegelt bist!"

„Nicht froher als ich, dich hier in meiner eigenen Heimat begrüßen zu dürfen! Eine größere Ueberraschung und angenehmeren Besuch könnte ich mir nicht wünschen. Und dazu noch Fay; wie sie gewachsen ist!"

„Aber, Frau Pierce, vergessen Sie sich doch nicht, mich so am Munde zu zwicken; bin ich doch schon 20 Jahre alt; das möchte ich Ihnen gefälligst kund tun."

„Fünfzehn, als ich dich das letzte Mal sah. Du bist sicherlich gewachsen."

Sie mußten alle lachen, und das Kleine streckte seine rosigen Händchen aus nach Janet, die es ohne Zögern auf die Arme nahm.

„Du Liebling! Woher hast du denn gewußt, daß ich dich in meine Arme drücken will? Wie heißt sie denn, Alda? Und wie alt ist sie denn?"

„Sie ist Alda Numero zwei," fiel die tiefe Stimme von Herrn Pierce dazwischen. „Wie geht es Ihnen, Fräulein Lapeer und Fräulein Fay? Es freut mich sehr, Sie zu sehen. Und wie geht es Ihrer Mutter?"

„Sehr wohl, danke, es wird sie freuen, Sie in der Pension Speranza begrüßen zu dürfen."

„Habt ihr dort euer Absteigequartier genommen?" fragte Frau Pierce mit einer eigenartigen Betonung.

„Weshalb; ist es kein empfehlenswerter Platz, Alda? Bitte, sei offen. Tante Mary empfahl uns Hotel Windsor, doch auf dem Dampfer wurden wir mit Pater Veroni bekannt."

„Pater Veroni!" riefen Herr und Frau Pierce unisono aus. „Bitte, fahre fort, es wird immer interessanter

und kann noch aufregend werden," fügte Frau Pierce hinzu.

Janets Gesicht nahm besorgte Züge an.

„Nun, wir wurden mit dem Priester bekannt; die Mama setzte großes Vertrauen in ihn, so daß wir, als er uns Pension Speranza empfahl, dorthin gingen. Was ist verkehrt, Alda, bitte, laß mich es wissen."

„Nichts ist verkehrt, meine Teure, nur ist es, obwohl angenehm und vornehm, ein richtiges Brutnest der römischen Priester. So wenigstens hat man uns versichert. Es halten sich natürlich dort auch manche andere Besucher auf, die keine Katholiken sind. Kennst du Lady Eger?"

„Ja."

„Bist du für sie eingenommen?"

Bei dieser Frage trat eine peinliche Pause ein, die nur durch Fay unterbrochen wurde, die mit der Kleinen gespielt hatte. Sie erhob jetzt ihr Haupt, und zwar etwas herausfordernd, so wenigstens schien es Janet.

„Lady Eger ist sicherlich eine äußerst liebenswürdige Dame, die uns nicht wenig behilflich war beim Besuch der Sehenswürdigkeiten der Stadt. Ich kann nicht sehen, wie wir ohne sie fertig geworden wären. Und was die Pension anbelangt, so habe ich noch keinen Platz kennen gelernt, wo wir freundlichere Bedienung, bessere Tafel und entgegenkommendere Bewirtung gefunden hätten, als in der Pension Speranza."

„Das ist alles wahr," fügte Janet hinzu; „wir haben gewiß keinen Grund, dort unzufrieden zu sein; im Gegenteil."

Fay warf Janet einen dankbaren Blick zu; ein glänzend roter Flecken brannte auf jeder Wange. Jedenfalls

war durch Janets vorsichtige Bemerkung ein im Anziehen befindlicher Sturm vermieden worden.

Sanft legte Frau Pierce ihre Hand auf diejenige Fays. „Meine Liebe, ich wollte weder gegen Lady Eger noch gegen die Pension Mißtrauen erwecken; nichts lag meinen Gedanken ferner. Wir, die wir hier in Rom missionieren und Herz und Seele in unserer Arbeit haben, müssen unsere Augen offen haben und wissen, wie wir daran sind."

„Was halten Sie von Pater Veroni?" wandte sich jetzt Janet an Herrn Pierce und ging damit direkt auf den Punkt los.

Frau Pierce zeigte in diesem Augenblick Fay etliche antike Kunstgegenstände, die sie in den fünf Jahren ihres Aufenthalts in Rom gesammelt hatte, und die ihre Aufmerksamkeit in solchem Grade in Anspruch nahm, daß sie die Unterredung der beiden gar nicht hörte.

„Er ist ein Priester, wie man ihn aalglatter nirgends findet, ein Mann, der die Menschen kennt und bis in die tiefsten Tiefen ihrer Seelen hineinzudringen versteht. Ich darf so weit gehen und sagen, daß er ein ungewöhnlich intelligenter Mann ist, hochgebildet, der mehrere Sprachen redet, und gerade diese Eigenschaften machen ihn um so gefährlicher. Der Papst hat ihn wiederholt auf verschiedene Missionsreisen nach Spanien und Oesterreich gesandt, und im Vatikan ist er persona grata. Es wird berichtet, er habe selbst den Bischofshut ausgeschlagen. Die allgemeine Meinung ist, daß er das nicht aus allzugroßer Bescheidenheit getan habe, etwa aus dem Motiv, in einer niederen Sphäre bleiben zu wollen; sondern sein ehrgeiziges Streben ist wohl, die Mittelstufen überspringend,

auf einen Kardinalshut gerichtet. Diese Anschauung mag ihm vielleicht Unrecht tun; ich kann das nicht sagen."

„Hier kommt der Tee," unterbrach Frau Pierce. „Du weißt gar nicht, Janet, was es mir für ein Vergnügen bereitet, dich bei mir in meinem Hause zu haben. Erzähle mir doch alles, was du weißt von daheim. Was für ein entzückender Ort ist doch Clyde, diese prächtigen Häuser mit wunderschönem grünen Rasen und farbenreichen Blumenbeeten! Willst du die Kleine halten, bis ich den Tee eingeschenkt habe, Janet? Sieh doch, wie still sie bei dir ist!"

Janet herzte das kleine Wesen, das mit kindlichem Instinkte sich an ihre Brust schmiegte und sein rotes Lockenköpfchen an ihre warmen Wangen drückte.

Die Türe öffnete sich, und ein außergewöhnlich großer Mann trat herein.

„Sir John!" rief Herr Pierce aus und erhob sich rasch, seinen Gast zu begrüßen. „Wir hätten nicht freudiger überrascht werden können. Alda, hier ist Sir John Hamilton, der soeben zurückkehrt aus der Wildnis Californias."

„Sag' richtiger: aus dem californischen Paradies!" korrigierte Sir John, während er Frau Pierce die Hand reichte und dann, sich gegen Janet verbeugend, zu Fay setzte.

„Du bist zurückgekommen, um jetzt ein Weilchen bei uns zu bleiben, nicht wahr, Sir John?" frug Frau Pierce.

„So lange, wie es meine Schwester für gut befindet."

„Ach!" antwortete Frau Pierce ausdrucksvoll.

„Ich habe meine Geschäftsangelegenheiten so arrangiert, daß ich, wenn es sein muß, zwei Jahre abwesend

sein kann. Ich muß bekennen, ich habe ein gewaltiges Heimweh nach den weiten Feldern und einsamen Höhen, auf denen man allein ist mit sich selbst und mit der Natur. In diesen uralten, konservativen Städten fühle ich mich gedrückt und kann kaum genug Luft schöpfen für meine Lungen. Diesen Morgen machte ich einen langen, scharfen Ritt über die Campagna. Es erinnert das an den weiten Horizont der amerikanischen Prärien, wie kaum etwas anderes hier in der Nähe."

„Sir John Hamilton!" rief eine Dame hinter ihm aus. „Haben Sie denn einen alten Freund vergessen? Wann sind Sie denn nach Rom gekommen?"

Sir John ergriff mit beiden Händen die Rechte einer stattlichen Dame im reichen, schneeweißen Haarschmuck.

„Frau Potter! Das ist aber eine unerwartete Freude. Kehrten Sie eben vom Land zurück? Sagen Sie mir doch, wo Sie sich während dieser Jahre aufgehalten haben. Ich sehe, Rom steht noch immer, wo es seit Jahrtausenden gestanden."

„Rom! Sir John! Rom ist ewig, unveränderlich, immer dieselbe. Neue Welten mögen entdeckt werden, neue Kontinente dem Meer entsteigen, neue Nationen geboren werden, doch Rom thront wie von jeher auf den sieben Hügeln, und in seiner Hand ist wie immer das Zepter."

„Horch, horch! Frau Potter ist eine Schwärmerin für Rom geworden, Fräulein Lapeer."

„Wie ich höre, sind Sie eben von Amerika angekommen. Wie konnten Sie nur leben unter jenen schrecklichen Cowboys (Viehhirten), die mit einem Revolver in jeder Hand alle Andersdenkenden niederzuschießen drohen?"

„Das ist doch ein wenig übertrieben, Frau Potter, bitte. Der Cowboy ist doch mehr oder weniger eine Erfindung überhitzter Einbildungskraft. Er existiert zwar noch immer in billigen Räuberromanen, doch in Wirklichkeit bin ich ihm noch nie begegnet."

„Ich habe „Buffalo Bill's Wild West Show", den größten Zirkus in der Welt, besucht, Sir John, Ich weiß, Amerika ist voller Indianer und Cowboys."

Fay lachte ungeniert, und Frau Potter richtete auf sie ihre großen Brillengläser, hinter denen Augen strahlten voll stillem, heiterem Glanz.

„Sie sind wohl eine Amerikanerin, nicht wahr, meine Liebe? Eine sehr hübsche, gutmütige Sorte noch obendrein. Fließt in Ihren Adern wohl auch Indianerblut?"

Das herzliche Lachen, das bei diesen drolligen Worten Sir John erschallen ließ, erregte die Aufmerksamkeit von Herrn und Frau Pierce, die unterdessen mit zwei italienischen Herren in eine Unterredung versunken waren. Die Wirtin erhob sich und trat auf die heitere Gesellschaft zu.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, Frau Potter, ich habe Ihnen noch keinen Tee gegeben."

„Nicht zu stark, ja recht schwach, meine Liebe, mit viel Zucker. Und Fräulein Lapeer," fuhr sie fort, als Janet sich erhoben und die kleine Alda einem Dienstmädchen anvertraut hatte, „kommen Sie doch und besuchen Sie mich — 22 Via Parma, 2. Stock — und bringen Sie Ihre Schwester mit. Ich bin für Amerikaner sehr eingenommen, obwohl ich eigentlich nie ein Verlangen hatte, ihr Vaterland zu besuchen. Es ist zu neu und zu riesig groß für mich, doch Sir Johns Geschmack entspricht es vollkommen, da er so wie so weite Dimensionen nötig hat.

Mein Empfangstag ist Mittwoch, doch kommen Sie ein andermal; vielleicht an einem schönen Morgen. Erlauben Sie mir die Frage, haben Sie Ihre Mutter oder sonst irgendeine Art Chaperon mit sich? Sie beide sind viel zu hübsche Mädchen, um hier hüben sich ganz allein überlassen zu sein; kann doch niemand sagen, was für sonderbare Sprünge Amerikanerinnen im nächsten Augenblick machen. Ihr von drüben seid voll jugendlichen Blutes und traut jedermann das Beste zu."

„Unsere Mutter ist bei uns," antwortete Janet verlegen, weil sie nicht wußte, ob sie in aller Ehrerbietung dieser merkwürdigen alten Dame mit ihren sorgfältig gepflegten weißen Locken unter ihrer großen Haube mit roten Blumen vorn antworten sollte, oder ob sie ihrem Gefühl folgen durfte und lachen.

„Dann bringen Sie Ihr Mütterchen nur mit, oder, was noch besser ist, kommen Sie eines Morgens allein, meine Liebe, wenn Ihre Schwester keine Einwendung macht, und bitten Sie Ihre Mutter, Ihr Schwesterchen um 4 Uhr Mittwochs zu bringen, vergessen Sie es nicht. Setzen Sie sich, Sir John, und erzählen Sie mir, wo Sie waren, was Sie getan haben und alles, was Ihnen passiert ist."

„Was für eine spaßige alte Dame!" sagte Fay zu Frau Pierce, die sie bis zur Tür ihrer Wohnung begleitete.

„Sehr sonderbar, aber ein Herz treu wie Gold. Sie interessiert sich für alle wohltätigen Unternehmungen und hat einen großen Freundeskreis in Rom. Eine ihrer intimsten Freundinnen ist die Schwester eines Kardinals, und eine andere ist die erste Hofdame der Königin-Mutter. Lebt wohl, Girls. Kommt wieder, aber recht bald.

Die Kleine und dann auch die Missionsarbeit nehmen mich zwar nicht wenig in Anspruch, doch ich werde mit Herrn Pierce euren Besuch erwidern und Frau Lapeer begrüßen."

„Unter allen seltsamen Charakteren!" fuhr Fay auf dem Heimweg fort, „ist dies der seltsamste, der mir je begegnet ist. Ich bin begierig, ihr Haus zu sehen. Es muß gerade so sein, wie sie selbst ist — voll von allen möglichen Wunderlichkeiten. Sie ist sicherlich nicht sehr entgegenkommend; die Mutter und mich einzuladen, wenn alle Welt kommt, während du mit einem Privatbesuch bevorzugt wirst."

„Ich komme dahin, daß es hier in Rom verschiedenartigere Leute und eigentümlichere Charaktere gibt als irgendwo sonst in der Welt. Laß uns hinunter gehen auf die spanische Treppe und den Sonnenuntergang beobachten."

Der marmornen Balustrade entlang über den breiten steinernen Treppen, die zur Piazza di Spagna hinunter führten, standen eine Anzahl Leute. Hinter ihnen erhob sich vor dem Kloster der heiligen Dreieinigkeit der berühmte Obelisk. Kutschen rollten vorbei, in denen Damen, Offiziere und Touristen saßen, die vom Pincianischen Hügel herkamen oder dahin gingen. Um diese Stunde besuchten Hunderte den Park; manche, um die Fahrt in der Palmen- und Rosenallee zu genießen; andere, um sich in ihren Gefährten miteinander zu unterhalten oder auch im Schatten der uralten, herrlichen Eichen zu sitzen und zu träumen. Manche standen still, in das prächtige Schauspiel versunken, da und konnten sich nicht sattsehen an dem Bilde, das die mächtige flammende Feuerkugel, die Kö-

nigin des Himmels, darbot, während sie immer tiefer sank und endlich hinter zarten, rosigen Wolken verschwand. Es waren keineswegs alles Fremde oder Touristen. Mehr noch als sein tägliches Brot schätzt der Italiener das Schöne. Es ist sein Lebensodem. Ein Krämerjunge, der mit einem mächtigen Korb auf dem Kopf des Weges gekommen war, setzte seine Last auf das Geländer, steckte die Hände in die Hosentaschen und trank sich mit vollen Zügen an diesem Farbenreichtum satt. Eine arme Frau, gebückt von Sorgen und Leiden, lehnte sich gegen die Ballustrade und schwelgte still in der Schönheit dieses wundervollen Panoramas. Ein Offizier in brillanter Uniform, strotzend von goldenen Litzen, Knöpfen und Epauletten, und seine Gattin standen neben einem untersetzten Deutschen, gekleidet in einen leichten, rauhen, wollenen Anzug, einen Tirolerhut, der mit einer Hahnenfeder geziert war, auf dem Haupt. Etliche vornehme Gefährte hielten still, und die Damen schützten sich mit ihren seidenen Sonnenschirmen vor der Sonnenglut, während sie in den rasch verschwindenden Feuerball hineinsahen. Die Türme Roms erglänzten im prächtigen, roten Licht. Der leichte Nebel auf dem fernen Monte Mario wurde durchsichtig und immer herrlicher, bis er schließlich in mattes Blau verbleichte — die Sonne war untergegangen.

Der Krämerjunge erfaßte wieder seinen Korb, hob ihn auf den Kopf und ging lustig pfeifend weiter. Die alte Frau streckte bettelnd und winselnd ihre runzelige Hand dem Offizier entgegen, der eine Münze hineinfallen ließ. Die Kutschen fuhren hinauf zum Corso di Porta Pinciana, und Fay und Janet wanderten durch die Schatten der Via Sistina heimwärts.

Siebentes Kapitel.

Die Marchesa di Cassini kam, wie angekündigt, mit ihren drei Töchtern, Frau Lapeer einen Besuch abzustatten. Infolge dieser Visite und dem üblichen Austausch der Karten kam eine Einladung für die Familie in der Pension. Die Visitenkarte war mit einer Adelskrone verziert und darunter stand der Name der Marquise, mit der Bemerkung, daß sie am Samstag, den 10. November, von 5—7 Uhr im Palast Cassini empfangen werde.

Der 10. November war ein stürmischer Tag. Die Wolken hingen trüb und dunkel über Rom, und der Regen fiel in Strömen, während der Sirocco, ein dumpfer, niederdrückender Südwind, im vollen Zuge war, und die Feuchtigkeit sich an alle Wände und Marmortreppen hing. Das unangenehme Wetter beeinflußte auch die Stimmung, und es kostete Lady Eger keine leichte Ueberwindung, ihre gewohnte häusliche Ruhe zu opfern; und selbst Sir John, der doch die personifizierte Heiterkeit war, saß tief in Gedanken versunken, während die Rauchwolken seiner Zigarre in leichten Kreisen zur Decke emporstiegen.

„Wie, du gehst nicht zum Tee der Marchesa di Cassini?“ hörte Janet Lady Eger ihren Bruder fragen, der für sich allein an einem Tischchen sein Gabelfrühstück eingenommen hatte.

„Nein, Hortensia, ich gehe nicht,“ antwortete er entschieden.

Als etliche Minuten später Janet den Salon betrat,

fand sie dort Sir John, wie er mit langen, ungeduldigen Schritten auf und ab ging.

„Man ist hier wie ein Gefangener in einem Käfig, und wenn's auch ein vergoldeter ist," murrte er.

„Warum wollen Sie nicht gehen, Sir John?"

„Was nützt es? Entweder muß ich im Regenwetter auf die Straße oder mich in ein Kabriolett hinter einer Regendecke verschließen lassen. Und nun kommt noch dieser unglückliche Teeabend bei der Marchesa dazwischen! Ich sagte Hortensia, sie könne nicht auf mich rechnen; aber ich vermute, ich muß doch gehen, wenn es auch nur ist, um jene Herren in Schwarz im Auge zu behalten, die, wenn ich nicht auf der Wacht stehe, sie vollends ganz unter ihre Kontrolle bringen, bis sie ihnen ihr ganzes Vermögen vermacht hat. Ich will ja ihr Geld nicht, Fräulein Lapeer," fügte er hastig hinzu, und eine tiefe Röte zog sich über seine Stirn. „Ich habe nichts dagegen, wenn sie es fortwirft und die Bettler auf den Straßen damit beglückt, aber was der gute Arthur ihr hinterlassen hat, soll nicht der römischen Kirche in den Schoß fallen. Diese Schwarzröcke wissen genau, wie man durch schöne Worte das Gold aus den Taschen lockt. Ich versichere Sie, Fräulein Lapeer, das ist's, hinter dem sie her sind. Es ist ihnen nicht so viel um die Seelen zu tun, als um die Geldbeutel. So, jetzt habe ich mein Herz ausgeschüttet und fühle leichter. Es hat den Anschein, als ob die Wolken sich verziehen. Ich gehe mit Vergnügen in das Brutnest der „Schwarzen", trinke meinen Tee und versuche einen Blick hinter die Kulissen zu werfen. Ja, ich gehe, aber nur um Hortensias willen. Wenn es nicht ihretwegen wäre — nun, dann wäre ich gar nicht hier."

Sir John lachte, und die Wolken, die sein ehrliches Gesicht verdunkelt hatten, verzogen sich. Als Janet ihn wieder sah, schlürfte er Tee aus einer kostbaren Tasse und sprach mit einem Herrn in fließendem Italienisch. Dann und wann schnitt er ein Gesicht über seiner Tasse, setzte aber trotzdem die Unterhaltung gesprächig fort.

Der Palast Cassini war ein massiver und imposanter Bau. Die hohen Stockwerke bauten sich auf aus mächtigen braunen Steinquadern, und die Fenster vom Parterre schützte schweres eisernes Gitterwerk. Am großen Eingangstor stand ein Lakai in Livree. Der hohe Dreimaster, mit goldenen Litzen geschmückt, doch leicht befleckt, verriet die vielen Jahre, die er schon gedient hatte.

Als der Wagen in den Hofraum einfuhr, lüftete der Bediente seinen Hut, und die Damen stiegen aus am Fuß einer sehr breiten marmornen Treppe. Auf der einen Seite sah man das prächtige marmorne Treppengeländer, und auf der anderen befanden sich in Nischen eine Anzahl der wertvollsten antiken Statuen.

„Hätten wir doch ein Coupe genommen," murmelte Frau Lapeer, als sie langsam die Treppe hinaufstieg. „Unser armseliges numeriertes Kapriolett sieht gar zu unbedeutend aus."

„Ich glaube nicht, daß das hier irgend etwas zu sagen hat," antwortete Janet ruhig. „Für diese Leute sind wir doch nur Amerikaner, und sie lassen sich um unseretwillen keinen Schlaf rauben. Sie vergessen uns, sobald wir aus ihren Augen sind."

„Das möchte ich erst noch bezweifeln," sagte Frau Lapeer still zu sich selbst, und sie mußte Grund haben, anderer Meinung zu sein.

Mit scharfen Augen beobachtete sie den prächtigen Hofraum, in dem bereits schon viele Kutschen warteten, die lange Salonreihe, wo ein hohes, vornehm ausgestattetes Gemach in das andere führte, der Boden belegt mit weichen Teppichen, die Wände dekoriert mit großartigen Gemälden und Skulpturen, die Möbel glänzten in Gold und Damast. So scharf sie auch alles beobachtete, Frau Lapeer konnte hier keine Spuren einer geldarmen Aristokratie finden, die etwa mit amerikanischem Gold ihr verblichenes Adelswappen wieder auffrischen wollte. Sicherlich schenkte nicht deshalb Marquis di Cassini ihrer Tochter Fay die auffallende Aufmerksamkeit; denn hier zeigte sich ein Reichtum, wie man ihn selbst in Amerika nicht oft fand.

Der Marquis, sobald er sie sah, verließ die Gruppe von Herren, die er unterhalten hatte, und schritt auf sie zu. „Verehrte Mutter, Frau Lapeer und ihre Töchter," kündigte er an, indem er sich durch die Gäste drückte, welche die Wirtin umgaben.

„Ich bin entzückt, Sie zu sehen," sagte die Marquise auf Französisch zu Frau Lapeer.

Was sie betraf, hätte die Unterhaltung ebenso wohl in Choctow geführt werden können, denn Frau Lapeer verstand kein Wort Französisch.

Da sie aber nicht leicht in Verlegenheit zu bringen war und es ja auch leicht zu erraten war, was die Marquise wohl gesagt haben mochte, lächelte sie freundlich, murmelte etliche höfliche Worte in ihrer eigenen Sprache und zog sich hierauf auf einen Platz zurück, wo sie Auge und Ohr sein konnte; ihre Töchter waren ja wohl imstande, den rechten Ton zu treffen und das Rechte zu sagen und zu tun.

„Ich hege große Hoffnungen in Bezug auf Fay," sagte Frau Lapeer etliche Minuten später zu Janet. „Sieh nur, wie der Marquis sich vor ihr verbeugt! Wie rücksichtsvoll er gegen sie ist und sich ihr zu Diensten stellt! Fay würde in diesem Palast wohnen wie eine Königin, Janet, und mein tägliches Gebet ist, sie hier glücklich zu sehen!"

Frau Lapeer und Janet standen etwas abseits von dem Gedränge, nahe bei einem schwer drapierten Fenster. Der Lärm der Straße vermochte nur schwach hier durchzudringen. Janet griff mit der tastenden Hand nach der Platte eines Pfeilertischchens, das nahe stand, um sich aufrecht zu halten, da es sie plötzlich wie eine Ohnmacht überkam. Wenn ein Blitzstrahl sie getroffen hätte, hätte er nicht überraschender kommen können. Auch ihr war die Bewunderung nicht entgangen, die der Marquis für Fay zeigte. Doch für sie war das nichts Neues, denn seit ihren Kindertagen war Fay der Mittelpunkt der allgemeinen Bewunderung gewesen. Sie besaß eine merkwürdige Anziehungskraft. „Was meinst du damit, Mama?"

„Janet, ich habe es seit einem Monat kommen sehen. Hoffnung und Furcht zugleich erfüllten mich, wenn ich daran dachte, das liebe Kind möchte seine Zuneigung erwidern. Es ist ein großer Sieg, Janet. Ein Marquis, und nicht ein geldarmer, der sein Adelswappen mit unserem Reichtum wieder vergolden will; ein echter Edelmann, reich und angesehen. Unsere Fay eine Marquise, denke dir, Glied einer vornehmen, altrömischen Familie, die viele Geschlechter hinter sich hat mit einem Adelswappen. Ich habe ein Auge für alles, und wo ich hinschaue, zeugt alles von Wohlstand und Glück."

Ein Sieg!" stöhnte Janet.

„Natürlich wäre es ein Sieg. Mein Großvater war ein Spezereihändler auf dem Lande, und die Mutter deines Vaters war eine Farmerstochter. Welche Freude für deinen Vater, Janet, wenn er das noch hätte erleben können."

Frau Lapeers Angesicht war durch die Aufregung von einer tiefen Röte überzogen worden.

„Ich hatte zuvor Hoffnungen, jetzt ist es mir zur Gewißheit geworden. Ich wollte es dir heute sagen, ihr gegenüber habe ich noch nichts merken lassen. Gestern abend gestand mir der Marquis, wie innig er Fay liebe, und bat um meine Einwilligung zur Heirat. Es kam mir zu unverhofft und brachte mich in Verlegenheit. Ich kann kaum eine solche Verantwortlichkeit auf mich allein nehmen. Ich wünschte nur, dein Vater wäre noch hier."

Janet seufzte wieder auf. Ja, wenn der hier wäre, der gute, verständige Mann! Er hätte nur zu schnell den Marquis mit samt seinem Titel und Reichtum und Rom im Rücken. Janet vermochte nichts zu sagen; sollte sie dieses Rom hassen oder lieben?

„Ich sagte ihm, daß ich ihm keine entscheidende Antwort geben könne, da in Amerika die Mädchen diese Angelegenheit für sich selbst entscheiden. Dem Lebensglück Fays stünde ich nicht im Wege; erwidere sie seine Liebe, so würde ich sicherlich nichts gegen die Heirat einzuwenden haben; aber ich würde um alles in der Welt sie nicht zu einer Heirat gegen ihren Willen überreden. Und er sagte —"

„Fräulein Lapeer, Sie haben wohl Ihr Versprechen vergessen, denn Sie sind nie gekommen, mich zu besuchen."

„Ach, Frau Potter!“ rief Janet erfreut aus; das Gespräch war für sie peinlich geworden.

„Dies ist wohl Ihre Mutter, wie ich vermute. Madame, es bereitet mir Vergnügen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich habe mich bereits in Ihre Tochter verliebt.“

„Wirklich, Frau Potter, ich hatte noch keinen Morgen, über den ich verfügen konnte, seitdem —“

„Meine Liebe, keine Entschuldigung von Ihnen, ich bitte; ich war auch einmal zum erstenmal in Rom. Ich werde das nie vergessen. Wie schade, daß für alles in unserem Leben es nur ein erstes Mal gibt. Der zarte Flaum ist so schnell von den Aprikosen verflogen. Ich sehe mit Vergnügen, wie Ihre andere Tochter hier ein Liebling geworden ist, Frau Lapeer. Der Marquis hat für niemand sonst mehr ein Auge. Ich hörte sehr schmeichelhafte Bemerkungen über sie und auch etliche Prophezeiungen für die Zukunft.“

„Sehr freundlich,“ murmelte Frau Lapeer.

„Ich bin mir nicht ganz so sicher, ob sie freundlich sind,“ lautete unerwartet die Antwort.

Frau Lapeer schaute überrascht und auch etwas verletzt auf. Diese alte Dame sprach in so vertrautem Tone über Fay und den Marquis, daß ihre Worte beinahe beleidigend klangen. Es war jedenfalls nicht angenehm, Fays Namen von den Lippen einer Fremden in derartiger Weise zu hören.

Janet beeilte sich, die entstandene Kluft zu überbrücken: „Sie sind wohl mit den meisten der Besucher bekannt, nicht wahr, Frau Potter? Können Sie mir nicht die Namen mancher nennen?“

„Mit dem größten Vergnügen; ich kenne ja beinahe

alle — manche davon nur zu gut. Haben Sie schon Tee getrunken? Kommen Sie, lassen Sie uns in den Speisesaal treten."

„Rufe Fay, Janet," bat Frau Lapeer, die plötzlich den Wunsch fühlte, ihre Tochter wieder unter ihren eigenen Flügeln zu haben. Die Bemerkungen der seltsamen Frau Potter hatten in ihr eine gewisse Unruhe hervorgerufen. Sie bemerkte auch, wie in der Mitte des langen Saales unter den Gästen eine Bewegung entstand; die Gruppe öffnete sich, und ein Mann, der etwa fünfundsechzig Jahre alt sein mochte, schritt auf sie zu. Ein kleines, scharlachrotes Käppchen saß ziemlich nach hinten auf seinem stahlgrauen Haar, sein schwarzer Mantel war mit scharlachroten Bändern besetzt, scharlachrote Strümpfe zeigten sich über seinen Schuhen, während er sich hier und da würdevoll vor Bekannten verbeugte und gelegentlich mit einem Freund etliche Worte wechselte. Neben ihm ging Pater Veroni, und etwas hinter ihnen kam Don Paolo Gregori, den Janet seit jenem Morgen, da sie in Rom ankamen, nicht mehr gesehen hatte. Es kam ihr vor, als wäre er bleicher und dünner geworden, und um die Augen zeigten sich dunkle Ringe, die von langen Nachtwachen und vielen Gebeten vor dem Hochaltar redeten. Don Paolo suchte noch immer die Wahrheit, die er nicht finden konnte.

„Kardinal Perotti!" rief Frau Potter aus in gedämpfter Stimme. „Meine Lieben, Sie sind in der Gegenwart des schärfsten und glättesten Diplomaten Roms, er ist die Macht hinter dem Thron."

Frau Lapeer trat etwas auf die Seite, als sie die drei Priester kommen sah. Janet und Fay taten dasselbe, doch

Frau Potter schritt selbstbewußt weiter und schaute dem Kardinal, dessen ernstes Angesicht sich durch ein leichtes Lächeln milderte, als er sie sah, in aller Seelenruhe in die Augen.

„Madame Potter! Meine verehrte Dame, ich bin entzückt, Sie hier zu sehen. Sie haben den Sommer in den Abruzzen zugebracht, nicht wahr?"

„Mit der Schwester des Kardinals Massimini, Ew. Eminenz."

„Richtig. Ich sah ihn vor etlichen Tagen, und er erzählte mir von Ihrer großen Herzensgüte, die die armen Bauern jenes Dorfes nicht genug rühmen können. Ach, Madame, wenn alle Protestanten Ihren liberalen und opferwilligen Sinn besitzen würden!" Er hatte ausdrucksvoll seine Hand erhoben. Pater Veroni raunte ihm etliche Worte ins Ohr.

„Ach ja, wo sind diese Freunde?" erwiderte der Kardinal.

„Direkt vor Ihnen, Ew. Eminenz."

„Madame erlauben?" fragte der Prälat und ging, gefolgt von den Priestern, mit einer Verbeugung weiter. Die Gruppe schloß sich wieder zusammen; das Lachen und die Unterhaltung begannen aufs neue.

„Dies ist Frau Lapeer, Ew. Eminenz," sagte Pater Veroni. „Kardinal Perotti wünscht mit Ihnen bekannt zu werden, Frau Lapeer. Und dies hier sind ihre Töchter, typische amerikanische Mädchen ihrer Zeit, Ew. Eminenz."

Der Kardinal hatte die kleine Gruppe mit einem Blick überschaut. Er durchschaute die liebende, hochstrebende

Mutter, die stattliche, ruhige Janet und Fay, ein Bild blühender Schönheit und liebenswürdiger Anmut.

„Ei, dann ist ja das amerikanische Mädchen unserer Zeit ein vollkommenes Musterbild der guten Sitte und des Anstandes," antwortete der Kardinal. Es war ihm angeboren, stets das rechte Wort für den rechten Augenblick bereit zu haben.

Die Priester schritten weiter, und Frau Lapeer und ihre Töchter entschlüpften in den Speisesaal. Frau Potter war verschwunden, so daß die drei Damen etwas schüchtern sich selbst die Bahn brechen mußten, bis sie zu der langen Tafel kamen, die auf einer Seite des prächtigen Saales stand. Kein königliches Schloß konnte sich Tapisserien von ausgesuchterer Feinheit rühmen, wie das Auge sie hier schauen konnte, alte Erbgüter aus dem sechzehnten Jahrhundert. In ganz Rom fanden sich keine Möbel, die elegantere und kunstvollere Schnitzereien trugen, wie die von Marquis di Cassini. Bediente in der Livree di Cassini, braunes Tuch mit blaßroter Verbrämung, servierten köstliche Erfrischungen.

Hier war es, wo Janet Sir John entdeckte, der bald den älteren Herrn verließ, der ihm Gesellschaft geleistet hatte, und er kam, um, wenn möglich, Frau Lapeer zu Diensten zu sein.

„Tee, Frau Lapeer? Belegte Brötchen und Kuchen? Bitte, nehmen Sie sich eine reichliche Portion, denn diese würdevollen Geister hier hinter der Tafel versetzen mich in Angst. Ich möchte es nicht riskieren, deren Zorn zum zweiten Male auf mich herabzubeschwören. Wir behalten diese Platten einfach hier, und wenn wir ihrer noch weiter bedürfen, stehen sie bereit."

„Ich danke Ihnen sehr, Sir John," sagte Frau Lapeer, indem sie sich in einem großen Sessel niederließ, den er in ihre Nähe gerückt hatte. „Ich fühle mich müde!"

„Langweilig," gähnte Sir John. „Diese öffentlichen Empfänge sind für mich immer eine Qual. Der Leibhaftige selbst hat sie wohl erfunden, um die Menschen zu strafen für ihre Sünden."

„Ich habe Lady Eger noch nicht gesehen," sagte Janet.

„Ach, sie steckt irgendwo. Dort drüben sehe ich sie bei der Prinzessin Malatesta."

„Ist sie eine Prinzessin?" rief Fay mit einer so unschuldigen, naiven Ueberraschung aus, daß alle lachen mußten.

„Ja, und eine der bedeutendsten. Manche Prinzessinnen tragen nicht immer ihre Kronen, da sie zu schwer sind und zu sehr ermüden. Doch allen Spaß bei Seite; ich hoffe, Sie kommen einmal hierher, wenn eine große Affäre stattfindet. Die Saison wurde noch nicht eröffnet. Die Karnevalszeit ist der Höhepunkt der Festlichkeiten. Der Anblick ist dann geradezu wundervoll. Dann tragen die Prinzessinnen ihre Kronen, und die gesamte Fürstlichkeit paradiert mit ihren Orden und Juwelen wie sonst nie."

„Ich hoffe, die Marquise wird uns auch einladen," seufzte Fay.

„Sie wird es wohl tun, wenn Sie mit Ihrer ganzen Liebenswürdigkeit ihr den Hof machen. Hier kommt der Kardinal, um eine Tasse zu schlürfen. Wenn Sie fertig sind, begeben wir uns in den grünen Salon."

Sir John ging hastig voran und drückte sich an Pater Veroni vorbei, ohne viel nach Zeremonien zu fragen.

„Was ist die Ursache, daß er die Priester so haßt?" fragte Fay, als sie der Marquise und ihren drei Töchtern aufs wärmste Lebewohl gesagt hatten und der Marquis sie bis an den Kutschenschlag begleitet hatte. In der großherzigsten Weise übersah er das numerierte gemietete Gefährt, den Kutscher, dessen Nase in unheimlicher, roter Farbe glühte, und das Pferd, das jämmerlich hinkte.

„Ich kann es nicht sagen, weshalb, gewißlich nicht," antwortete die Mutter, ganz versunken in ihre Gedanken.

Janet blieb stumm. Sie fing an zu verstehen, warum Sir John Hamilton Pater Veroni nicht nur nicht ausstehen konnte, sondern ihn geradezu haßte.

Achtes Kapitel.

„Sind das die Amerikaner, von denen Sie mir erzählten?“ fragte der Kardinal, indem er sein Haupt gegen die hohe Lehne seines mit Leder überzogenen Sessels legte. Auf der Rücklehne desselben, wie auch der anderen Sessel im Zimmer, befand sich der Kardinalshut in Gold mit dem üblichen Wappenzeichen. Hier war die Bibliothek eines Gelehrten. Hohe Bücherschränke zogen sich an den Wänden entlang. Studierlampen standen auf den Tischen, und bequeme Stühle luden zum Lesen ein. Die ganze Einrichtung verband höchste Bequemlichkeit, die reichsten Forscherquellen und die idealste Ausstattung. Draußen war es dunkel, und die Lampe auf dem Schreibtisch des Kardinals warf einen gelben Schein auf dessen Angesicht und ebenso auf Pater Veroni, der in seiner unmittelbaren Nähe saß. Das Uebrige vom Saal lag verhüllt in tiefe Schatten. Die Szene hätte einen Rembrandt begeistern können: die dunklen Schatten, der engbegrenzte Lichtkreis, die beiden scharf geschnittenen, ausdrucksvollen Angesichter; dazwischen die einzige lebendige Farbe, das Scharlachkäppchen des Kardinals, der goldene Schimmer seines Ringes, wenn er in nervöser Weise mit seinen weißen Fingern auf dem grünen Tuch des Schreibtisches spielte.

„Ja, das waren sie.“

„Erzählen Sie mir noch einmal, was Sie von ihnen wissen. Ich habe die Einzelheiten vergessen, oder ich habe

vielleicht auch nicht aufmerksam zugehört. Es sind drei Damen."

„Ja, Ew. Eminenz; die Mutter, Frau Lapeer, ist die Witwe eines reichen Holzhändlers —"

„Eines Holzhändlers?" unterbrach ihn der Kardinal. Pater Veroni lächelte.

„Ich vergaß, daß Ew. Eminenz noch nie in Amerika gewesen sind. Es ist der Eigentümer einer großen Holzhandlung, durch die Holz nach allen Teilen des Landes versandt wird. In Italien, wo das Holz so rar und teuer ist, hat man kaum einen richtigen Begriff von der Größe eines derartigen Geschäfts."

„Ah, ich verstehe; fahren Sie fort," befahl der Kardinal. „Signor Lapeer machte seine Millionen im Verkauf von Brettern. Er ist dabei unermeßlich reich geworden, doch auf vollkommen ehrliche und respektable Weise."

Pater Veroni lächelte wie auf Befehl über den Humor seines Vorgesetzten.

„Der Name Lapeer — ist er französisch?"

„So hört er sich an. Aus einer Andeutung von Frau Lapeer kann ich schließen, daß die Familie ihres Mannes aus Canada in die Ver. Staaten einwanderte, so daß wohl der ursprüngliche Name La Pierre lautete, der dann in Lapeer verschlechtert wurde."

Der Kardinal nickte. „Ich verstehe," wiederholte er. „Die Töchter haben etwas französisches Blut in ihren Adern. Das erklärt auch — bitte, fahren Sie fort."

„Um die Geschichte kurz zu machen, ich bekam die Ueberzeugung, daß Frau Lapeer eine Frau ist, die hoch hinaus will, nicht für sich, sondern für ihre Kinder. Sie ist im Besitz eines großen Reichtums, über den sie selbst

verfügt. Und mehr als das, die Töchter besitzen jede eine Million Franken ausschließlich für sich."

Ein kurzer Ausruf der Ueberraschung entfuhr den Lippen des Kardinals. „Der Holzverkauf muß profitabel gewesen sein," bemerkte er.

„Es existieren keine nahen Verwandten. Es lebt eine Schwester, von der Frau Lapeer erzählte, doch ist ihre Heimat weit im Westen, und sie ist augenscheinlich keine Person von Bedeutung. Die Töchter sind sehr liebenswürdig und anziehend."

„Besonders die ältere," bemerkte der Kardinal.

„Ew. Eminenz haben sehr scharfe Augen und besitzen ein ausgezeichnetes Feingefühl, den Charakter einer Person zu fixieren. Fräulein Janet ist intelligent, gebildet, und wenn sie auch nicht eigentlich eine Schönheit ist, so ist doch ihr Angesicht ausdrucks- und charaktervoll. So oft ich sie anschaue, kommt mir immer der Gedanke: was für eine würdevolle Aebtissin würde sie abgeben!"

„Sie zeigt wohl keine Neigung zum Klosterleben?"

„Ew. Eminenz vergessen, daß dies Protestanten sind," und Pater Veroni hob, als wollte er jeden Gedanken daran abwehren, seine Hände empor.

Sein Blick begegnete dem des Kardinals, auf dessen Lippen ein trockenes Lächeln spielte.

„Ja," antwortete er einfach.

Die jüngere Tochter ist ein lustiges Blut, gedankenlos und, wie die meisten amerikanischen Mädchen, äußerst anziehend, und das will viel sagen. Doch fehlt es ihr an Tiefe."

„Sie besitzt eine Million Franken, nicht wahr?"

„So teilte mir ihre Mutter mit."

„Frau Lapeer muß eine vertrauensselige Frau sein, daß sie andere in ihre Privatangelegenheiten solche Blicke werfen läßt."

„Frau Lapeer würde mit Genuß in die Beichte gehen, Ew. Eminenz. Sie besitzt ganz und gar die weibliche Natur, für welche die Beichte wie gemacht ist. Es tut ihr wohl, ihr Herz einer Person gegenüber auszuschütten, von der sie fühlt, daß sie über ihr steht, besonders wenn es ein Geistlicher ist. Ich zweifle nicht im geringsten daran, daß sie das bei ihrem Seelsorger daheim in derselben Weise zu tun gewohnt ist."

„Und Pater Veroni weiß auch genau, wie ihr die geheimsten Gedanken zu entlocken sind," bemerkte der Kardinal.

Der Priester lächelte etwas selbstbewußt.

„Was ist nun Ihr Plan?"

„Der liegt in der Hand Ew. Eminenz," gab Pater Veroni in unterwürfigem Tone zur Antwort.

„Unsinn! Ich hätte fragen sollen, welche Schritte haben Sie getan? Sie haben doch sicherlich nicht diese Wochen vorübergehen lassen, ohne gewisse Anstrengungen gemacht zu haben."

„Ich empfahl ihnen die Pension Speranza."

„Ach so, und sie sind dort?"

„Ja; ich habe es für gut befunden, ebenfalls dort Zimmer zu wählen, um die Entwicklung der Dinge aus der Nähe beobachten zu können."

„Ich sehe."

„Ich führte die Damen bei Lady Eger ein."

„Sie besitzen ein Feldherrngenie, Pater Veroni. Sollte der Stuhl des Schwarzen Papstes vakant werden,

ich wüßte keinen von uns allen, der tüchtiger für die Stelle wäre."

Pater Veroni warf etliche verstohlene Blicke um sich, als wollte er die Finsternis durchdringen. „Befinden wir uns allein, Ew. Eminenz? Selbst die Wände haben Ohren."

Zur Antwort berührte der Kardinal einen elektrischen Glockenzug auf seinem Schreibtisch, und sofort öffnete sich eine Türe.

„Zünde die elektrischen Lichter an, Guiseppe."

„Ja, Ew. Eminenz."

Eine Flut von Licht fiel sofort auf die hohen Bücherregale, die geschnitzten Sessel, die kostbaren Mosaiktische.

„Wie Sie sehen, sind wir ganz unter uns," sagte der Kardinal mit einem Ton der Verachtung in seiner Stimme. „So, Lady Eger will also dieses Problem lösen? Sehr gut. Das Ziel wird wohl ohne Zweifel erreicht werden."

„Es kommt noch ein anderer Faktor in Frage."

„Und der ist?"

„Marquis di Cassini ist ein regelmäßiger Besucher der Pension Speranza.

„Lady Eger?"

„Nein, seine Visiten gelten der Familie Lapeer. Morgen, wenn das Wetter schön ist, besuchen sie in seinem neuen Motorwagen das Castelli Romani."

„Auf welcher von den beiden Töchtern ruht sein Auge?"

„Auf der jüngeren, Fräulein Fay."

Man sieht, daß Pater Veroni die Familie viel schärfer beobachtet hatte, als irgend jemand sich das geträumt hätte.

„Und der Marquis ist ein Liberaler?"

„Entschieden so; er wird dieses Jahr seinen Wahlkreis im Parlament vertreten. Er war vor drei Wochen in San Rossore, wo er dem König seine Aufwartung machte."

„Es ist sonderbar, daß er solche Ansichten teilt, während sein Vater auf so vertrautem Fuße mit Leo XIII. stand, und seine Mutter eine überzeugungstreue römische Katholikin ist. Floria befindet sich jetzt im Kloster, nicht wahr?"

„Sie wird im Frühjahr den Schleier nehmen, Ew. Eminenz. Der Marquis ist der richtige Typus eines Italieners der Gegenwart. Wir müssen unseren Halt an den Frauen durch die Beichte festhalten und durch unsere geistliche Herrschaft — und manchmal sind wir gezwungen, mehr als eine geistliche auszuüben — sie unter unserer Kontrolle zu behalten. Die Männer fangen an, selbst zu denken. Sie schlüpfen uns durch die Finger, ehe wir es uns versehen. Wenn je der Tag kommt, da die Kirche und der Staat in Frankreich sich trennen, wird das auch für die kirchliche Macht in Italien ein schwerer Schlag sein. Schon jetzt hört man das Murmeln der Unruhe in Spanien, einem Lande, das so viele Jahrhunderte eine Feste der Kirche war. Und in den Reihen der Priester herrscht beständige Aufregung. Aufrührerische, häretische Bücher werden zirkuliert. Die Protestanten machen selbst hier in Rom Fortschritte. Die liberalen Einflüsse durchdringen die niederen Schichten des Volkes. Schulen, nicht mehr unter unserer Aufsicht, sondern unter der der Regierung und der Protestanten, werden überall eröffnet, wo der Jugend die neuen Ideen der Freiheit eingeimpft werden.

Die Stimme des Volkes sei die Stimme Gottes und andere ähnliche Revolutions-Ideen hört man an allen Straßenecken."

„Der Papst erließ für Don Mazetti den Befehl, den Lehrstuhl der Theologie im Kollegium vakant zu machen," fügte der Kardinal hinzu.

„Ja, da er Vorträge hielt über die Lehre vom freien Willen und das Recht des Individuums zu seinen eigenen, unabhängigen Gedanken. Die Bewegung ist im Wachsen. Da und dort flammt es in der Kirche auf wie von verborgenem Feuer, das so gefährlich ist wie die Gluten, die im Busen des Vesuvs und des Aetna schlummern, und die in irgendeinem Augenblick hervorbrechen mögen. Bleibender Erfolg ist von der Absetzung Don Mazettis nicht zu erwarten. Seine Lehren hat er in die Herzen seiner Schüler eingegraben. Sie werden ihm folgen. Der Ruf nach Reform in der Kirche ist bereits weit hindurchgedrungen, und die Protestanten verbreiten ihn immer mehr und schieben die Bewegung vorwärts. Etwas muß getan werden. Da ist Pierce mit seiner protestantischen Mission im Herzpunkt Roms. Er gründet überall Schulen in den Landdistrikten, kauft Eigentum in allen Teilen Italiens im Auftrage der Missionsgesellschaft, die er vertritt. Sie schicken Missionare nach Italien, welche Idee! Missionare in ein Land, in dem die apostolische Mutterkirche ihr Heimatsrecht hat! Wir müssen etwas in der Sache tun, und das bald. Die Auswanderer gehen hinüber nach Amerika und kehren mit jenen neuen Ideen der Freiheit, Gleichheit und Unabhängigkeit wieder heim, die Köpfe zum Ueberfließen voll von allen möglichen radikalen Ideen, an denen diese Republik so reich ist.

Sie bringen auch ihre häretischen Anschauungen mit, und während der langen Winterabende reden sie davon zu ihren Familien und Freunden. Die unglückliche Folge ist, daß viele von ihnen zum Protestantismus übertreten, oder wenn es auch nicht so weit kommt, so wird doch das Ansehen des Dorfpriesters sehr beeinträchtigt. In einem Fall hat sogar die Bevölkerung eines ganzen Dorfes den Glauben ihrer Väter verlassen, und Pierce sandte einen Prediger, eine Art Kolporteur, der meilenweit in der Umgebung den Leuten Bibeln verkauft. Der Priester bekam etliche dieser Bibeln in seine Hände und wollte sie auf dem Marktplatz öffentlich verbrennen; doch es entstand darüber ein solcher Tumult, daß er gezwungen war, davon abzustehen. Es ist ziemlich weit gekommen, wenn ein Priester auf die Barmherzigkeit eines solchen elenden Bauernmobs angewiesen ist! Und das trug sich noch obendrein im südlichen Italien und selbst auch in Sizilien zu."

Pater Veroni fügte nicht hinzu, wie er das hätte wohl können: „und wo noch vor etlichen Jahren, bis die Regierung Schulen eröffnet hatte, fünfundsiebzig Prozent der Bevölkerung weder lesen noch schreiben konnten."

In seiner inneren Aufregung war der Priester von seinem Stuhl aufgestanden und durchmaß in großen Schritten den Boden des langen Bibliothekssaales. Hin und wieder stand er einen Augenblick vor dem Kardinal still und erhob lebhaft gestikulierend seine Hände, worauf er wieder weiter schritt.

„Ich glaube kaum, daß die Sachen so schlimm stehen, wie Sie sagen," erwiderte der Kardinal. „Unsere Priester halten treu zur Kirche, und es wird noch viele Jahre

dauern, selbst Jahrhunderte, bis der Papst zu Rom einem protestantischen Bischof Platz machen wird."

„Das ist richtig, aber der Ruf ist: Reform! Reform! Haben Sie Fogazzaros neues Buch „Il Santo" gelesen?"

„Nein."

„Lesen Sie es, Ew. Eminenz. Ich wage zu behaupten, daß es Ihnen so wenig behagen wird wie mir. Es wird ja auf den Index für verbotene Bücher kommen, das ist gewiß. Die Tatsache ist, daß der Papst bei Strafe der Exkommunikation jedem Verleger und Buchhändler es verboten hat, das Buch zu drucken und feil zu bieten. Doch was wird das nützen? Der böse Same ist schon ausgestreut, wie in dem Fall von Mazetti. Das Buch hat einen ganz enormen Verkauf. Es kann ja auch schon in die englische Sprache übersetzt sein, ich weiß es nicht, und wird trotz des Verbots gedruckt und verkauft werden. Tausende von italienischen Männern lachen über die Bulle der Exkommunikation. Wir leben nicht mehr im dunklen Mittelalter, sondern im zwanzigsten Jahrhundert, wo selbst der autokratische Zar von Rußland sich dem Willen seines Volkes beugen muß."

„Ich werde Fogazzaros Buch lesen."

„Tun Sie das, Ew. Eminenz" — Pater Veronis Augen leuchteten auf — „ehe es auf den Index kommt."

„Was nun bezüglich des Marquis?"

„Ich hatte ihn ganz vergessen über diesen ernsten Zeichen der Zeit, die sich meiner bemächtigt haben. Ich werde den Lauf der Dinge scharf im Auge behalten. Sonderbar ist es doch, daß Lady Eger den jungen Marquis Fräulein Lapeer vorstellen und ihn auf ihr Zimmer einladen mußte."

„Lady Eger sollte vielleicht überwacht werden. Man kann Bekehrten nie absolut trauen. Ihre jugendliche Erziehung setzt sie schon der Gefahr aus, häretischen Ideen zugänglich zu sein."

„Lady Eger verdient unser vollstes Vertrauen. Sie steht in keiner Gefahr. Bekehrte sind manchmal bigotter als wir. Es ist der Einfluß ihres Bruders, den wir zu fürchten haben."

„Ist er wieder zurückgekehrt? Ich dachte, der wilde Westen hätte ihn gänzlich verschlungen."

„Dafür ist er zu groß, um verschlungen zu werden. Ich liebe den Mann, aufrichtig gesprochen; er ist groß angelegt, besitzt gesunde Anschauungen und ein weites Herz. In dieser Affäre spielt er eine bedeutende Rolle. Ich habe ihn in Verdacht, daß er sein Auge auf —"

Der Bediente öffnete geräuschlos die Türe.

„Das Diner ist serviert, Ew. Eminenz."

„Sie bleiben doch, Veroni, nicht wahr? Ich möchte doch weiter über diese und etliche andere Angelegenheiten mit Ihnen reden."

„Wie Ew. Eminenz befehlen," antwortete Pater Veroni, als er mit diesem dem Eßsaal zuschritt.

Ein Lakai schob die schwere samtene Portiere auf die Seite, um sie durchzulassen, und ein zweiter stand dienstbereit hinter dem Stuhl des Kardinals, während ein dritter bewegungslos vor dem Serviertisch, auf dem eine Anzahl massiver silberner Schüsseln standen, Posto gefaßt hatte.

Für Pater Veroni, als ein häufiger Besucher des Kardinals, war bereits gedeckt worden. Die Zimmer befanden sich in einem Seitenflügel vom zweiten Stock des Pa-

tikans, jenem umfangreichen Gebäudekomplex, das unter seinem Dach nicht nur den Papst und dessen Dienerschaft, sondern auch etliche Kardinäle und andere Beamte des Vatikans beherbergt. So enorm groß ist dieser Palast, daß diese verschiedenen Persönlichkeiten mit einer Horde von Bedienten ganze Zimmerreihen bewohnen, ohne daß eine Haushaltung mit der anderen in Konflikt käme.

Die runde Tafel war mit dem feinsten Linnen aus Flandern bedeckt, in der Mitte das Wappen des Kardinals hineingewoben. Das Licht fiel in gedämpftem Schein aus einer über der Tafel hängenden Silberlampe von prachtvoller Arbeit. In der Mitte stand eine seltene Vase mit Chrysanthemums von zarter rosenroter Farbe. Das Porzellan verriet den feinen Kunstkenner, die Bedienung war unübertrefflich, die Speisen einfach, doch befriedigend selbst für einen Epikuräer.

Kardinal Perotti war ein großer Blumenfreund. Seine Zimmer waren immer damit geschmückt, je nachdem die Jahreszeit Blüten bot. In verschiedenen Teilen des Eßsaales sah man hohe Palmen, Rosenbäumchen, bedeckt mit Knospen und Blüten, selbst das bescheidene Veilchen blühte in einer kleinen Glasschale neben dem Teller des Kardinals und verbreitete zu dieser ungewöhnlichen Zeit seinen lieblichen Duft im vornehmen Saal.

Als die Frucht serviert war, verschwanden die Bedienten und ließen den Kardinal mit seinem Gast allein. Perlender Wein und prächtige Trauben aus den Weingärten des Kardinals, etliche Meilen draußen vor den Mauern der Stadt, reizten den Gaumen der Feinschmecker.

„Ich möchte Sie noch fragen betreffs Don Paolo," sagte der Kardinal, „wie ergeht es ihm?"

„Was seine Arbeit anbetrifft, ist er sehr erfolgreich," erwiderte Pater Veroni.

„Was mag ihn nur plagen? Ich bemerkte heute, daß er ernster aussah als je, und augenscheinlich ist er niedergeschlagen. Selbst beim Empfang heute nachmittag war er inmitten der Gäste geistesabwesend und schweigsam."

Pater Veroni brach sich ein Büschel langer weißer Beeren ab, ehe er sprach. „Es ist die alte Geschichte — Reform und alles, was drum und dran hängt. Er hat eine Idee, daß die Kirche ihre frühere Einfachheit und ihren Ernst verloren habe; er kann nicht zugeben, daß die Kirche die oberste und letzte Instanz sei in der Entscheidung aller Fragen, selbst bezüglich der kirchlichen Lehre. Er will selbst denken und für sich selbst entscheiden."

„Es sind noch viele andere in der Welt, die auch so denken," bemerkte der Kardinal, indem er sein Glas erhob, so daß das Licht durch die rubinrote Flüssigkeit leuchtete. Dann trank er es aus bis auf den letzten Tropfen.

„Das ist wahr. Doch warum soll er nicht denken können, was er will, und glauben, was er will, und dabei doch in der Kirche bleiben?"

„Wie das manche von uns auch tun," antwortete trocken der Kardinal. „Ich für meinen Teil bin von der Torheit dieser Agitation überzeugt. Sie ist eine Vergeudung der Zeit und eine ungeheure Verschwendung der Nervenkraft. Das Leben ist zu kurz für einen jeden von uns, persönlich diese Geheimnisse zu lösen, und die Kirche war so freundlich und weise, diese Verantwortlichkeit von unseren Schultern zu nehmen. Doch manche Männer sind nicht so angelegt. Die Toren sind noch nicht alle begraben. Wünscht Don Paolo, aus dem Priesteramt zu treten?"

„O nein. So weit ist es noch nicht bei ihm gekommen. Er tappt noch im Dunkeln, zweifelt und kämpft."

„Was er braucht, ist mehr Arbeit. Er muß ein Ziel vor sich sehen für seinen Ehrgeiz. Ist er ein versprechender Mensch?"

„Er besitzt seltene Fähigkeiten, ist einer der beredtesten Prediger, die ich je gehört habe."

„Sehen Sie dazu, daß er während der Fastenzeit in einer der besuchtesten Kirchen angestellt wird. Das wird seiner ehrgeizigen Natur wohl tun und seinen Stolz aufstacheln. Bringen Sie ihn wiederholt in den Vatikan, so daß er den heiligen Vater des öfteren zu sehen und zu sprechen bekommt."

Pater Veroni zögerte. „Ich fürchte, die Krankheit sitzt schon zu tief, Ew. Eminenz, und kann durch derartige Maßnahmen nicht mehr ausgerottet werden; doch ich will's versuchen."

„Er ist Ihr Liebling?"

„Ich liebe ihn, wie wenn er mein eigener Sohn wäre, Ew. Eminenz. Seine Mutter, die Witwe meines Vetters, eine edle Frau, übergab ihn meiner Verwahrung, als sie starb. Er war damals zehn Jahre alt, ein heiterer, aufgeweckter Junge, der mich bald über alles liebte. Ich ließ ihn im Kloster erziehen, wo er zum Priester ausgebildet wurde. Soweit ich ihn kenne, besitzt er eine grundehrliche Natur. Bis etwa vor einem Jahre trat nie eine Wolke zwischen uns. Dann entdeckte ich, daß er häretische Bücher las. Ich tadelte ihn vielleicht strenger, als es weise war, und strafte ihn dadurch, daß ich mich weigerte, Abschied von ihm zu nehmen und überhaupt während meiner Abwesenheit in Amerika mit ihm zu korrespondie-

ren. Bei meiner Heimkehr sagte mir der Abt, daß Paolo auf dem angefangenen Wege, vor dem ich ihn gewarnt, weiter gegangen sei und sich nicht nur mit liberalen und sozialistischen Anschauungen abgebe, sondern sich sogar, was die ganz natürliche Folge ist, für atheistische Schriften interessiere. Ich entschied mich, eine andere Taktik mit ihm einzuschlagen, und versöhnte mich mit ihm. Ich versuchte ihn mitzunehmen zu verschiedenen gesellschaftlichen Zusammenkünften, wie das heute der Fall war. Doch der Schaden sitzt schon zu tief."

„Hat er Fogazzaros Buch über die Reformation der Kirche gelesen?"

„Ich denke, er hat. Ich sah es auf seinem Zimmer."

„Nimmt er besonderes Interesse an der evangelischen Kirche?"

„Nicht, soweit ich weiß. Sein einziges Verlangen scheint zu sein, den Schleier des Geheimnisses, den die Kirche über verschiedene Glaubenslehren geworfen hat, zu heben und sich mit eigenen Augen von der Wahrheit zu überzeugen."

„Da liegt seine größte Gefahr," rief der Kardinal aus, als er sich vom Tisch erhob. „Eigene Gedanken zu haben, seine eigene Ueberzeugung zu bekommen, ist die Essenz der Rebellion. Die Kirche ist unsere Mutter, die für uns alle denkt."

Pater Veroni kniete vor dem Kardinal und küßte ergeben dessen Hand.

„Auf Wiedersehen, Ew. Eminenz," sagte er.

Der Kardinal lächelte listig.

„So wird also der Marquis die hübsche Amerikanerin nicht heiraten?" fragte er.

Pater Veroni wich dem Blick seiner Augen aus.

„Ich weiß es nicht," antwortete er.

„Wie viel, sagten Sie, beträgt ihr persönliches Vermögen?"

„Eine Million Franken."

„Finden sich Anzeichen bei ihr und ihrer Schwester, daß sie in unsere Hürde kommen?"

„Noch nicht, Ew. Eminenz. Tatsache ist, daß Fräulein Janet Lapeer weder mich noch Lady Eger liebt. Sie ist ein Mädchen von ausgesprochenem Charakter und folgt ihrem eigenen Willen, und Protestantinnen dieser Art lassen sich nur schwer gewinnen. Sir John gehört in dieselbe Klasse."

„Und die andere?"

„Da wäre noch abzuwarten."

„Daß ich's nicht vergesse: es sind etliche Einlaßbillette in meinen Händen für die Feierlichkeiten zu Ehren der unbefleckten Empfängnis am 6. Dezember. Sie stehen Ihnen zur Verfügung für Lady Eger und die anderen Damen. Die Sitze befinden sich in der vordersten Reihe, in der unmittelbaren Nähe des heiligen Vaters, wenn er die Messe liest."

„Ein Dutzend kämen mir dafür sehr zu statten," antwortete der Priester. „Gute Nacht, Ew. Eminenz."

Der Kardinal schritt, in tiefes Nachdenken versunken, den langen Korridor auf und ab. Die Decke über seinem Haupte trug Freskomalereien, die schon seit drei Jahrhunderten herabschauten. Wie viele Anschläge und Intriguen waren wohl schon zwischen diesen Wänden ausgeheckt worden! Die Männer, die sie geplant, ruhten seitdem schon lange unter den Altären oder in den hohen

Nischen, wo über ihren Särgen Marmorbilder mit gefalteten Händen an ihre Gebete erinnern sollten, und längst verblichene Kardinalshüte redeten von der vergänglichen Herrlichkeit dieser Welt. Der Vatikan stand noch immer, während eine lange Reihe von Päpsten und Kardinälen hier gelebt, geplant, intriguiert, geherrscht und gehaßt hatten und nun längst vermodert waren hinter ihren stolzen, steinernen Särgen. Sie waren tot, doch ihr Einfluß lebt noch fort in der römisch-katholischen Kirche und hat in vielen Fällen dazu beigetragen, die Kirche zu dem zu machen, was sie heute ist — eine mächtige politische Maschinerie, weitreichend, weltumfassend, völkerunterjochend. Nur so viel als nötig ist, wurde von der früheren Wahrheit und Reinheit und Demut der ersten Kirchenväter beibehalten, um die Herrschaft über die Herzen, Seelen und Leiber der Gläubigen, die vor ihren Altären anbeten, nicht zu verlieren.

„Eine Million Franken!" grübelte, in Gedanken versunken, der Kardinal. „Das Kloster „Unserer Mutter der Schmerzen" hat einen neuen Erhaltungsfonds nötig. Gut, wir wollen sehen. Merkwürdigere Dinge haben sich schon zugetragen, und jedes Mittel, das uns zur Verfügung steht, muß dem Interesse der Kirche dienen."

Neuntes Kapitel.

Fra Antonio warf dem grünbehaubten Papagei, der auf seiner Stange nahe der Küchentür des Klosters saß, etliche Brocken Brot zu. „Bist du nie satt, du Geizhals, du?“ frug er mit scharfer Stimme.

Der Papagei richtete seine Augen in so unverschämter Weise auf den Mönch, daß dieser das Lachen nicht unterdrücken konnte.

„Ancora!“ (noch einmal!) krächzte der Papagei in so befehlendem Tone, daß Fra Antonio ihm gehorsamst einen anderen Brocken zuwarf.

„So, das ist aber der letzte, Frou-Frou. Brauchst nicht zu schimpfen, bekommst nichts mehr.“

„Laß mich ihn füttern,“ sagte Don Paolo, der sich mit leisen Schritten hinter dem Rücken des Mönches genähert hatte. „Ist dies nicht ein herrlicher Tag, Fra Antonio? Deine heidnischen Lieblingsgötter baden sich heute gewiß im Sonnenschein und in der entzückenden Luft. Ich glaube, es war Pan, den du das letzte Mal angerufen hast, als ich hier war und der Wein noch in den Trauben an den Reben hing.“

Don Paolos Gesicht trug gerade jetzt nicht den melancholischen und nachdenklichen Ausdruck, sondern eher einen schalkhaften.

„Paolo, du bist so unverschämt wie der Papagei hier. Nein, er soll jetzt nichts mehr haben. Er wird eines Tages Magenkrämpfe bekommen und daran zu Grunde ge-

hen. Ja, so wird dir's noch gehen, du böser Geselle, du!" fuhr der Mönch fort, indem er seinen Finger gegen den geschwätzigen Vogel schüttelte. „Paß auf! wenn du ihm nahe kommst, beißt er dir noch den Finger ab! Ich weiß überhaupt nicht, warum wir ihn noch länger füttern. Er fängt auch noch nicht einmal eine Fliege und läßt sich von uns bedienen."

„Sei nicht so kritisch, Bruder Antonio. Wenn ich meinen Gang zum Abt gemacht habe, spaziere ich hinaus aufs offene Land der Campagna, wo die schneeweißen Gänseblümchen einen weichen Teppich unter meinen Füßen gewoben haben, und die Vögel ihr Morgenlied der Sonne singen. Wären wir Heiden, ich glaube, ich würde die Natur anbeten — alles ist so wunderschön!"

„Hast du je Verse geschmiedet, Paolo?" frug der Mönch, und zwar so ernst, daß der junge Priester unwillkürlich wieder lachen mußte.

„Ich muß dir wohl gestehen, daß ich es einmal versucht habe, Bruder Antonio; aber es wollte nicht gelingen. Willst du nicht auch einen Spaziergang machen?"

Fra Antonio schüttelte seinen kahlen Kopf. Indem er sich bückte, raffte er einen Haufen trockener Blätter zusammen, die von einem Chrysanthemum abgefallen waren.

„Nein, ich gehe nicht. Es sei denn, der Abt gibt mir einen Auftrag, oder eine besondere Pflicht ruft mich, sonst verlasse ich nie diese Mauern. Hier ist meine Welt, und ich liebe sie. Warum so eilig? Wie kommst du in deiner Arbeit voran?"

„Ich sage dir das ein andermal, Fra Antonio; dein Pan spielt dort draußen auf seiner Hirtenflöte und ruft mich hinaus. Addio!"

„Ein merkwürdiger Junge!“ dachte Fra Antonio, als er der kerzengeraden, schwarzen Figur nachschaute, bis sie unter den leichten Schatten der Olivenbäume verschwand. „Glückliche Jugendzeit, die Spielzeit unseres Erdenlebens! Wenn man einmal so alt geworden ist wie unsereiner, Rheumatismus in jedem Gelenk, die schwere Gartenarbeit, da hat man wohl Grund, zu klagen. Seitdem er sich wieder mit Pater Veroni ausgesöhnt hat, glaube ich, quält den Jungen keine einzige Sorge mehr in der Welt, geschweige ein Weh im Herzen.“

Fra Antonio hatte jedenfalls auch nicht die geringste Ahnung von dem Kampf, der in Paolos Herzen vor sich ging, und der ihn unbarmherzig hinaustrieb in die Einsamkeit der Campagna. Der Mönch bückte sich wieder nieder zu seinen Blumen und seinem Gemüse, eine Arbeit, die ihm innerlich wohltat, wenn er auch scheinbar äußerlich mürrisch und verdrossen war. Eine vollkommene Rose zu ziehen, eine Lilie, die auch nicht den geringsten Flecken zeigte, das saftigste Gemüse im Klostergarten zu besitzen, war der Gipfelpunkt seines irdischen Strebens. Hinter den grauen Mauern des Vatikans heckte man wohl allerlei Pläne aus. Seitdem Fra Antonio als ein junger Mann ins Kloster eingetreten, war er vollständig zufrieden gewesen mit seinem Los, und er hatte augenscheinlich nie einen Versuch gemacht, hinter den Vorhang zu schauen. Er aß das Brot des Klosters, das war ein Teil seines Lohnes, betete in der Kapelle bis spät in die Nacht hinein und war früh in der Morgenstunde mit der Gleichmäßigkeit einer Maschine wieder an seiner Lieblingsarbeit.

Don Paolo ging durch das San Giovanni-Tor nahe der Kirche des San Laterano an den mit späten Trauben

gefüllten Körben der Marktweiber vorbei, um raschen Schrittes das offene Land zu gewinnen. Bald hatte er die überfüllten Mietskasernen der Armen hinter sich und schlenderte einen Pfad entlang, der wenig begangen war. Zu Tausenden blühten die Gänseblümchen links und rechts auf den grünen Wiesen. Er pflückte sich etliche und hielt sie nachdenklich in der Hand. Die blühende Frische und zarte Schönheit dieser Blümchen schien seine bewegte Seele zu beruhigen. Nur der Mann, der ganz in sich selbst versessen und von seinen selbstischen Interessen ausschließlich in Beschlag genommen ist, nur der Egoist entgeht dem beruhigenden Einfluß der Natur. Die Kraft des Friedens strömt sie auf die empfängliche Seele aus. Ihre Sprache ist leis, doch voller Leben. Die Schwester Pascals schrieb: „Ich bewunderte eben eine kleine Landschaft, wie sie sich aus meinem Fenster dem Auge darbot, erleuchtet von der aufgehenden Sonne. Wie prachtvoll! Nie habe ich einen schöneren Lichteffekt auf Leinwand gesehen. Es war durchsichtig, transparent. Es war beinahe eine verlorene Pracht für meine blöden Augen. Ein Künstler sollte das gesehen haben. Und doch, schafft Gott nicht das Schöne für alle Menschen?“ Aehnliche Gedanken durchkreuzten wohl Don Paolos Kopf, als er sich an der verschwenderischen Fülle dieser lieblichen Blümchen ergötzte, jedes vollkommen in sich selbst, still für sich blühend auf der einsamen Campagna und nur gesehen von vorübergehenden Bauern oder hier und da von einem Fußgänger, der sich Zeit nahm, sie zu bewundern.

Der Seitenpfad führte den Priester bald auf die Landstraße. Die Campagna breitete sich vor ihm aus, ein mattbraunes Feld, das sich weit, weit, bis hinüber zu den Ber-

gen ausdehnte, deren blaue Linie den Horizont begrenzte. Hier und da sah man die Ruinen alter Burgen und festungsartiger Villen mit nur einem oder zwei quadratischen kleinen Fenstern hoch oben, nahe am Dach. Vieh mit ungewöhnlich langen Hörnern graste in der Nähe, und die Rinder hoben neugierig die Häupter empor, während er vorüberging.

Plötzlich näherte sich ein Geräusch, das Tuten eines Hornes ertönte, ein Motorwagen war am Kommen. Der Priester trat, so weit er konnte, auf die Seite, um ein Unglück zu verhüten. Kaum war die Maschine an ihm vorbeigesaust, als sie stille hielt und der Führer von seinem Sitz herabsprang, um eines der Räder zu untersuchen.

Don Paolo ging langsam weiter, da er wußte, daß, falls etwas zerbrochen sei, er doch nicht imstande war, auch nur den geringsten Dienst zu erweisen, da er sein Leben lang nie in einem Automobil gefahren und überhaupt die Idee hatte, diese unheimlichen Maschinen flögen bei der geringsten Veranlassung in die Luft. Trotzdem schien es ihm aber doch unhöflich zu sein, vorüberzugehen, ohne seine Hilfe anzubieten.

Der Mann, der sich über das Rad gebückt hatte, hob gerade seinen Kopf empor, als Don Paolo auf der Bildfläche erschien.

„Es hat nichts zu bedeuten," sagte er heiter, mit einer Verbeugung des Kopfes gegen die Damen im Wagen; „es ist nichts zerbrochen."

Ein anderer Herr war ebenfalls aus dem Wagen gestiegen und hatte mit den Händen in der Tasche zugeschaut.

„Steigen Sie nur wieder ein; wir fahren weiter,"

sagte der erste, indem er sich anschickte, auf seinen Sitz zu springen.

„Don Paolo!“ rief eine Stimme, die ihm nicht unbekannt vorkam. „Wie können Sie sich nur so weit hinaus ins Land verlieren? Sie müssen ein tüchtiger Fußgänger sein.“

„Das bin ich, Lady Eger. Das prachtvolle Wetter hat mich herausgelockt.“

Don Paolo hob seinen breiten Biberhut mit der schmalen, schwarzen Schnur und stand entblößten Hauptes an der Seite des Motorwagens.

„Wie wäre es, Hamilton, wenn wir ihn bitten würden, mit uns zu fahren?“ schlug Marquis di Cassini vor. „Armer Junge, er sieht aus, als ob eine Veränderung ihm gut tun würde. Sehen Sie nur die eingefallenen Schläfen und die blauen Adern auf seiner Stirn.“

Sir John nickte und der Marquis sagte: „Steigen Sie ein, Don Paolo. Wir machen eine Fahrt über die Berge und haben noch einen freien Platz. Steigen Sie flugs ein.“

Don Paolo zögerte. Er hatte das Gefühl, als ob es sich nicht mit der Würde eines Priesters verbinden lasse, auf einem derartigen modernen Gefährt über das Land zu fliegen. In Wahrheit schwebte ihm vor, als ob er irgendwo einmal von einem kirchlichen Verbot gegen den Gebrauch derartiger Verkehrsmittel gehört habe; es schien ihm, als habe es der heilige Vater selbst erlassen. Er stand in Versuchung. Die Sonne, die milde Luft, die Berge in der Ferne, alles streckte wie verlockend seine Arme nach ihm aus, und er entschied sich plötzlich, der Einladung zu folgen.

„Ich fahre mit," sagte er, und er mußte über sein Wagnis lächeln.

Im nächsten Augenblick befand er sich im Wagen, der Marquis drehte den Hebel, der die volle Kraft der Maschine in Gang setzte, und die Campagna erschien wie ein verwischtes Braun, so schnell flogen sie über den Boden. Sir John und der Marquis saßen vorn, und Don Paolo fand sich zu seiner Verlegenheit Lady Eger und Janet gegenüber.

„Sie haben mich vergessen, Don Paolo?" fragte Janet.

„Gewiß nicht, Fräulein Lapeer."

„Dann sind Sie schon früher Don Paolo begegnet!" rief überrascht Lady Eger aus.

„Nur einmal. Die junge Dame neben Ihnen, mein Herr, ist meine Schwester, Miß Fay Lapeer."

Nach allem war die Verlegenheit nicht so groß, wie der Priester gefürchtet hatte. Die Damen unterhielten sich untereinander in Englisch und tauschten nur hier und da ein Wort mit Don Paolo aus, gerade genug, um sich nicht fremd zu fühlen. Er blieb seiner priesterlichen Gewohnheit treu, indem er ein kleines Brevier (Gebetbuch) aus seiner Tasche zog und anfing darin zu lesen, nur hier und da aufschauend, um zu sehen, wie groß die Entfernung sein mochte, die sie zurückgelegt hatten.

Sie fuhren jetzt den Hügel nach Frascati hinan, indem sie den Weg an einem Punkt nahe der Stadt verließen und rechts abbogen. Die Olivenhaine wurden dichter, und Rankengewächse bedeckten die altersgrauen Mauern der Villen. Scharf zugespitzte Zypressenbäume überragten die Gartenmauern. Das Grün ihrer feingezackten Blät-

ter hob sich gegen den dunkelblauen Himmel tiefschwarz ab. Sie fuhren weiter und weiter. Der Weg wurde immer steiler. Da machte endlich der Marquis vor einem imposanten Eisentor in der Mauer Halt. Das Tor öffnete sich sofort, der Wagen passierte eine Reihe dunkler Ilexbäume, welche die Sonne vergeblich zu durchdringen suchte. Schließlich lenkte der Führer den Motorwagen vor die Eingangstür einer schneeweißen Villa, wo er ihn zum Stillstand brachte.

„Was für eine Ueberraschung!" rief Fay aus, „wo sind wir denn, Marquis? Ist dies ein Märchenschloß?"

„Wollen Sie nicht absteigen, meine Damen? Dies ist mein Eigentum, und ich hoffe, daß Sie sich daheim fühlen wie in Ihrer eigenen Heimat."

„Dies ist sicherlich eine angenehme Ueberraschung," sagte Lady Eger. „Ich wußte nicht, daß Sie hier eine Villa besitzen."

„Wir kommen nicht oft heraus; wenigstens meine Mutter nicht. Sie zieht das Schloß in den Abruzzen vor. Für meine Schwester Floria und mich ist es jedoch der Lieblingsaufenthalt geworden."

„Sie meinen wohl Ihre Schwester, die sich im Kloster aufhält, nicht wahr?" frug Fay, deren romantischer Sinn sofort von der Villa und ihrer prachtvollen Umgebung völlig bezaubert worden war.

„Dieselbe. Sie bekam durch einen besonderen Erlaß die Erlaubnis, nach den Christtagsfeiertagen heimkommen zu dürfen, und ich hoffe, Sie werden sie dann zu sehen bekommen. Sie ist meine Lieblingsschwester. Kommen Sie herein, meine Damen. Pina, führe die Damen auf ihr Zimmer, wo sie sich erholen können, ehe der Imbiß

aufgetragen wird, den wir hier draußen auf der Terrasse einnehmen werden."

Der Marquis bezeichnete eine breite Veranda, belegt mit schwarzen und weißen Marmorplatten und eingefriedigt von einer Marmorbalustrade, welche von weißen Teerosen, die noch in voller Blüte standen, in wilder, üppiger Fülle überwachsen war.

Sir John und der Marquis wanderten zum anderen Ende der Terrasse, lehnten sich an das Geländer und schwelgten in dem Anblick des herrlichen Parks, der sich vor ihnen ausbreitete.

„Dies ist aber ein prachtvolles Besitztum, Marquis."

„Ich bin froh, daß es Ihnen zusagt. Ich halte die Villa in vollkommener Ordnung, denn es ist meine Gewohnheit, mich dann und wann von Rom loszureißen und etliche Tage hier zuzubringen."

„Ich möchte wissen, ob es Ihnen manchmal geht wie mir," antwortete Sir John. „Ich kann in Rom kaum atmen. Die Atmosphäre ist erstickend für mich. Es kommt mir vor, als wäre da alles antik, staubige Vergangenheit, Geschichte aufgetürmt auf Geschichte, Jahrhundert auf Jahrhundert. Alte Formen und Gewohnheiten und Gesetze fesseln und hemmen jede freie Regung des Geistes. Die ganze Atmosphäre wirkt niederdrückend und beengend auf mich."

Der Marquis lachte leise.

„Ich glaube kaum, daß ich unter derartigem Druck leide. Ich wurde ja hier geboren und in dieser Atmosphäre erzogen, so daß ich nichts anderes kenne als diese Einschränkungen, die einem Fremden wie eine Zwangsjacke vorkommen müssen. Ich liebe jedoch dies Land; nur

habe ich Zeiten, in denen ich allein sein muß, um zu denken, zu träumen, zu planen. Dafür hat man in Rom keine Zeit."

„Wir haben den Priester vergessen!" rief plötzlich der Marquis aus. „Er macht wohl einen Spaziergang. Ich muß ihn holen, damit er mich nicht für einen unhöflichen Menschen hält."

„Ich ziehe vor, hier zu verweilen, und zünde mir eine Zigarre an, mit Ihrer Erlaubnis," sagte Sir John.

Ein Bedienter arrangierte auf der Terrasse einen Tisch, breitete ein weißes Tuch darüber, trug Teller und anderes Nötige herzu, während er dabei mit neugierigen Augen den mächtigen Engländer musterte, der noch immer sich gegen das Geländer lehnte.

„Haben Sie je etwas Reizenderes gesehen?" bemerkte Janet, als sie sich Sir John nahte, und bei ihrem ersten Wort flog die rauchende Zigarre hinab ins Gras.

„Wie ein altes Bilderbuch, nicht wahr? Und dort drüben stolziert ein Pfau. Wie eingebildet er vor sich hinschreitet und sich spreizt, um mit seinen prächtigen Federn zu prahlen. Ich kann mir keine italienische Villa denken ohne einen Pfau. Es war doch ein glücklicher Gedanke vom Marquis, uns hierher zu bringen."

„Und die uralte Sonnenuhr! O, Sir John, wie viel Uhr ist es denn? Ich möchte einmal sehen, wie nahe der Schatten, der seit Jahrhunderten über das Zifferblatt gelaufen ist, übereinstimmt mit unseren modernen Uhren."

„Ich vermute, diese Uhr ist präzis, da sie ja von der Sonne reguliert wird, Fräulein Lapeer."

Sir John folgte Janet mit langen Schritten, als sie neugierig der Sonnenuhr zueilte.

„Sehen Sie die wunderschöne Eidechse, sie glänzt im Licht, als wäre sie von Smaragden besetzt."

„Sie sind die erste junge Dame, der ich begegnet bin, die nicht davongelaufen ist beim Anblick einer Eidechse und gerufen hat: ‚O, Sir John, welch ein schreckliches Tier!'"

Janet blickte ihn mit vorwurfsvollen Augen an. „Das ist aber nicht hübsch von Ihnen, daß Sie vom weiblichen Geschlecht eine solche Auffassung hegen, obwohl ich Ihr Kompliment anerkenne, ganz sicherlich. Wie viel Uhr ist es, bitte?"

„Halb zwölf Uhr."

„Und die Sonnenuhr zeigt auf Mittag. Ihre Uhr geht nicht richtig, Sir John."

„Sie erinnern mich an eine Geschichte, die ich vor etlichen Tagen las. Ein Irländer besaß eine Uhr, von der er vermutete, daß sie mit vollkommener Präzision ginge. Als er nach der Schweiz kam, erstieg er den Pilatus, um den Sonnenaufgang zu genießen. Mit der Uhr in der Hand wartete er auf die Königin des Tages, die ihre Erscheinung machen sollte. Endlich wurde er ungeduldig. ‚Nach meiner Uhr ist es Zeit, daß sie hier sein sollte!' rief er aus. ‚Und in der Tat, wenn sie noch eine halbe Minute zögert, so kommt sie zu spät!'"

„Was habt ihr beide zu lachen?" frug Lady Eger. „Der Marquis bittet, zu kommen. Der Imbiß steht bereit, und ich bin hungrig nach einer solchen entzückenden Fahrt durch die Campagna. Bitte, beeile dich, John."

Die Zeit schien an jenem Tage in der Villa ihre Flügel verloren zu haben. Der Pfau breitete fächerartig seine Schwanzfedern aus und rief mit seinem häßlichen, durchdringenden Schrei seine Genossen herbei. An der alters-

grauen Mauerwand neigten die Blumen schläfrig ihre Köpfchen. Im Springbrunnen fiel das Wasser im leisen, musikalischen Rhythmus in das Becken. Im Teich spielten träumerisch die Goldfische. Wasserlilien entwickelten im reichen Blätterschmuck ihre Blüten, und die Farrenkräuter drängten sich in dichter, tropischer Fülle aneinander. Nachdem der Imbiß eingenommen war, lehnte sich Lady Eger zurück in einen Rattanstuhl und schloß ihre Augen zu einer kurzen Siesta. Janet hatte bemerkt, wie müde sie aussah, während sie von der Terrasse die Marmortreppe zum Garten hinabstiegen, um dem Besitzer dieser reizenden Villa zu folgen, der mit dem Priester und mit Fay vorausging.

Sir John wandte sich zurück. „Ich komme sofort nach," sagte er. „Bitte, gehen Sie langsam, und ich werde in Bälde wieder bei Ihnen sein."

Janet beobachtete, wie er über seine Schwester einen leichten, grauseidenen Mantel warf, dann sich niederbeugte und sie zum Abschied küßte, dann eilte sie mit einem fremdartigen, neuen Gefühl in ihrem Herzen weiter. Sir John war ein Bild der Kraft, und Janet, die daheim beschuldigt worden war, von Frauenrechtlerei und Frauenemanzipation angehaucht zu sein, fühlte sich hier in Rom eigentümlich schwach und hilflos. Die Luft selbst schien geschwängert zu sein von Intriguen und Plänen, von Ränken und Schlichen, wie sie ein Frauenherz wohl kaum zu entwirren vermochte.

Als Sir John sich ihr wieder anschloß, gingen sie still Seite an Seite, bis sie den Priester an einer Stelle trafen, wo die Campagna sich in ihrer vollen eigenartigen italienischen Schönheit vor ihnen ausbreitete.

„Erinnert das nicht an das Meer?“ rief Janet aus, indem sie vor Verwunderung ihre Hände ineinander schlug. „Dort drunten, als wir aus Rom herausfuhren, schien alles braun und dürr zu sein, ausgenommen etliche große Felder voll Maßliebchen. Hier oben erscheint die Ebene blau verschleiert, ähnlich wie das Mittelländische Meer. Rom — wo ist Rom?“

„Dort drüben,“ antwortete Sir John, und sein Finger deutete hinüber, wo sich eine graue Wolke in einer Entfernung von etlichen Meilen erhob. „Dort liegt Rom.“

Der Priester äußerte zuerst kein Wort, so versunken war er in die Schönheit der Szenerie.

„Wo ist der Marquis?“ frug Sir John, als Antwort auf den fragenden Blick, den Janet auf einen schattigen Pfad vor ihnen geworfen hatte.

„Er und Fräulein Fay gingen weiter,“ antwortete der Priester, aufwachend aus seiner Träumerei, „aber ich — ich konnte nicht.“

„Sie haben ohne Zweifel schon manchmal diese Berge besucht,“ sagte Janet.

„Ja, Mademoiselle; doch diese Aussicht ist immer wundervoll, wundervoller jedesmal.“

„Es erinnert mich an die Prärien,“ bemerkte Sir John.

Janet nickte. Ihre Gedanken waren bei Fay. Sollte sie ihr folgen?

Während sie sich's überlegte, warf sich der Engländer, so lang wie er war, am Fuße eines riesigen, schirmartigen Tannenbaumes nieder. Mit einer Handbewegung lud der Priester Janet zu einem Sitz im Schatten eines Rankengewächses auf einer alten Steinbank ein, während er selbst

stehen blieb, seine zarten Hände halb verborgen unter seinem schwarzen Gewand.

„Sie gehen, den Papst zu sehen, Mademoiselle?"

„Ja, Don Paolo. Wir erwarten, bald eine Privataudienz zu erhalten. Pater Veroni wird uns den Tag mitteilen, an dem uns dies Vorrecht zuteil werden soll."

„Sie sehen ihn öfters, nicht wahr?" fragte Sir John.

„Ja, sehr häufig. Ich bin täglich im Vatikan, auf Befehl des heiligen Vaters. Er erweist mir manche Vergünstigungen."

Don Paolo vermochte kaum ein Seufzen zu unterdrücken, während er redete, als ob die Begünstigungen Pius X. für ihn mehr eine Last als einen Segen bedeuteten.

„Man kann nicht zu vorsichtig sein im Vatikan," fügte er hastig hinzu, als wollte er seinen Seufzer entschuldigen, „und man muß seine Worte mit peinlicher Sorgfalt abwägen, da auch einem kleinen Meinungsausdruck oft die größte Wichtigkeit beigelegt wird. Etliche Male bin ich scharf zurecht gewiesen worden um Dinge, die ich für unwichtig gehalten hatte. Ich würde vorziehen, der Priester eines kleinen Dorfes im Herzen der Apenninen zu sein, als täglich im Vatikan zu dienen."

Sir John lachte, und man konnte auch auf Don Paolos Angesicht den Widerschein eines Lächelns sehen.

„Es ist unweise, daß ich zu Ihnen so spreche, ich weiß das, aber Sie sind ja Protestanten, und meine Worte werden nicht weitergetragen werden — sicherlich nicht Pater Veroni zu Ohren kommen," fügte er mit einem scharfen Seitenblick auf Janet hinzu.

„Gewiß nicht," antwortete sie ohne Zögern, da sie sei-

nen Blick verstanden hatte. „Der Jesuitenpater liebt mich nicht — noch ich ihn," so hatte sie wenigstens Lust, noch hinzuzufügen, obwohl sie es nicht für weise hielt, es zu tun.

Don Paolo fühlte sich etwas freier.

„Ich weiß, daß ich nur dem Ausdruck verleihe, was manche meiner Kollegen fühlen und denken, jedoch nicht wagen, es in Worte zu kleiden. Ich bin offener — oder soll ich sagen sorgloser, kühner? Im Vatikan befinden sich Räder inmitten der Räder. Das eine führt zum anderen. Zug folgt auf Zug wie beim Schachspiel."

„Ein Spiel unter dem Mantel der Religion, der Mantel ist geblieben, doch das Wesen ist verloren gegangen," bemerkte Sir John.

Die Augenlider Don Paolos zuckten leicht zusammen.

„Unter allen Spielern, die ich je sah, sind die Priester die gefährlichsten, die skrupellosesten, und so waren sie immer," fuhr Sir John fort, sich dabei aufrichtend und mit den Fingern sich durchs Haar fahrend, ein sicheres Zeichen, daß sein Interesse den Gipfelpunkt erstiegen hatte.

Janet hielt ihren Atem an. Das war eine kühne Sprache für einen Priester.

„Sie spielen mit Menschenseelen, mit dem Ruf, dem Ansehen, dem Streben der Menschen, und die Preise, mit denen sie die Verführten in die Falle locken, sind Auszeichnungen, Schaustellungen, Bequemlichkeiten, Luxus. Nicht alle lassen sich dafür benützen. Es gibt auch gute und fromme Priester, die vor Gott und Menschen ein rechtschaffenes Leben führen in aller Demut, aber sie sind gewöhnlich nur die Werkzeuge in den Händen der anderen.

Das ganze System ist gefährlich. Die Kirche der Väter war einst rein und gerecht; doch sieh, was die Päpste daraus gemacht haben — die Ohrenbeichte, die Anbetung der Madonna, das Dogma von der Sündlosigkeit der Maria, die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, und endlich, was nach meiner Ansicht eines der verkehrtesten und schädlichsten ist, das Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria. Wenn Pius IX. durch kein anderes Mittel die Aufmerksamkeit des Volkes zu erregen vermochte, so kündete er ein neues Dogma an; und in etlichen Wochen wurde dieses aufs prachtvollste hier in Rom gefeiert. Ich sage Ihnen, Don Paolo, obschon ich Sie um Entschuldigung bitten sollte, daß ich so spreche, da wir aber miteinander Brot gebrochen haben, darf ich zu Ihnen frei reden, das System der römischen Kirche ist ein Fluch! Wo kommt das Evangelium Jesu Christi darin zu seinem Rechte? Wo bleibt das Blut Jesu, geflossen zur Vergebung für unsere Sünden? Wo ist unser Mittler? Ist es Maria, die von der Masse verehrte Mutter Gottes? Sind es die Heiligen, die Priester oder der Papst? Nein, nein, keiner von ihnen! ‚Denn es ist ein Gott und Mensch, nämlich der Mensch Jesus Christus, der sich selbst gegeben hat für uns alle.‘ Es ist auch kein anderes Heil den Menschen gegeben und kein anderer Name, darinnen wir sollen selig werden, als der Name Jesu, vor dem sich alle Kniee beugen sollen. Man kann in der Heiligen Schrift keine Stelle finden, welche die Anbetung der Maria rechtfertigt, noch das Dogma von der unbefleckten Empfängnis.“

Don Paolos Angesicht hatte sich entfärbt. Seine Hände zitterten. Er streckte sie aus, als greife er nach

etwas, ihm Halt zu bieten. Sein Vertrauen in die Kirche war schon längst untergraben gewesen, und jetzt verlor er vollends den letzten Grund und Boden unter seinen Füßen. Er kam sich vor wie ein Ertrinkender, der auch die letzte Planke verloren hatte, die ihn noch über Wasser gehalten, und er fürchtete den Untergang.

„Ist das wahr?" stammelte er.

„Wahr! Natürlich ist's wahr, Mensch. Es ist das Prinzip, das System Ihrer Kirche, das verkehrt, das grundfalsch, das verzweifelt böse ist, Don Paolo; es ist ein System, erklügelt von Menschen, aber nicht von Gott."

Don Paolo streckte Sir John seine Hände entgegen, der sie aufs warmherzigste erfaßte. „Ich glaube, Sie haben recht," sagte furchtlos der Priester; „aber was wollen Sie an dessen Stelle setzen?"

Sir John schaute ihm forschend ins Angesicht. „Wenn Sie das wirklich meinen, so kommen Sie, und wir besprechen die Sache miteinander."

„Ich muß gehen und Fay suchen." Mit diesen Worten sprang Janet auf, der das Gewissen schlug, ihre Schwester so vernachlässigt und vergessen zu haben.

Zehntes Kapitel.

Der Marquis und Fay befanden sich in einer hübschen kleinen Laube, die sich aus Felsgestein und schweren, überhängenden Efeuranken von vieljährigem Wuchs gebildet hatte. Er war nie zuvor mit einer Dame allein gewesen. Eine treue Schutzwächterin war sonst immer in Seh- und Hörweite. Zuerst fühlte er eine leichte Schüchternheit; da er aber wahrnahm, mit welch vollkommener Sicherheit sich Fay benahm, so setzte er sich und nahm sich vor, die gebotene Gelegenheit aufs beste auszunützen. Es muß von vornherein gesagt werden, daß der Marquis ein Edelmann durch und durch war, von der Spitze seiner Lackstiefel bis zur Haarkrone seines Hauptes. Obwohl er als Italiener an der Seite eines Riesen wie Sir John nur als eine verschwindend kleine Figur erschien, so war er doch keineswegs ein Zwerg; war er doch größer als Fay Lapeer. Er trug sich nicht mit der Absicht, irgend etwas zu sagen, das die junge Dame, die auf so unerwartete Weise mit ihm allein gelassen worden war, in Verlegenheit gebracht hätte. Frau Lapeer hatte ihm ja gesagt, amerikanische Mädchen entscheiden derartige Fragen für sich selbst. Sein Instinkt sagte ihm ganz richtig, daß er zuerst ihr Herz zu gewinnen habe, ehe er es wagen durfte, um ihre Hand anzuhalten.

Fay begann die Unterhaltung.

„Ich vermute, daß die anderen in einem Augenblick

hier sein werden, Marquis. Wie bald müssen wir nach Rom zurückkehren?"

Der Marquis zog seine Uhr zu Rate.

„In etwa zwei Stunden. Es ist jetzt drei Uhr, wir sollten um halb fünf Uhr uns auf den Heimweg machen. Sind Sie in Eile?"

Er schaute ihr lächelnd ins Angesicht. Sie wandte ihre Augen ab, denn sie sah etwas in den seinen, dem sie auszuweichen suchte.

„Ich könnte hier auf immer bleiben," antwortete sie, und eine zarte Röte übergoß ihr Angesicht.

Der Marquis war heißblütig. In seinen Adern floß das sonnige, italienische Lebensblut, das stürmische Menschen macht. Nicht gemeine, sinnliche Liebe war in ihm erwacht, sondern die innige Verehrung für einen Frauentypus, der ihm völlig neu war. Sein Instinkt sagte ihm das, warnte ihn aber auch, zu früh zu reden.

„Dieser Ort hat es auch mir angetan. Habe ich je zu Ihnen von meiner älteren Schwester Floria gesprochen, Fräulein Fay?"

„Ich hörte, sie sei in einem Kloster."

„Sie befindet sich dort schon seit etlichen Jahren. Bei ihrer Geburt weihte sie meine Mutter „Unserer lieben Frau der Schmerzen", weil sie glaubte, die Jungfrau habe durch ein Wunder ihr das Leben gerettet. Schon als sie ein kleines Mädchen war, begann man mit ihrem religiösen Unterricht. Sie ist nicht, wie wir übrigen, von dunklem Teint und dunklen Augen, sondern wie eine Rose vom Norden, mit hellem Haar, weißer Hautfarbe und blühend roten Wangen. Lange Zeit wußten wir nicht, woher sie ihre Farbe hatte. Dann fiel es uns ein, daß

ihre Großmutter eine Engländerin gewesen ist. Ihr Porträt hängt drüben in der Villa. Würde es Ihnen Freude machen, zu kommen und es zu sehen?"

„Sicherlich, mit größtem Vergnügen."

Langsam pilgerten die zwei zurück durch die schattigen Laubengänge zur Terrasse, wo noch immer Lady Eger in ihrem bequemen Stuhl der Ruhe pflegte.

„Ich bin fertig für den Heimweg, sobald Sie zum Aufbruch mahnen; wo nur Fräulein Lapeer und Don Paolo, sowie mein Bruder sein mögen?"

„Ich möchte Fräulein Fay ein Gemälde zeigen," antwortete der Marquis, indem er in das Haus trat.

Lady Eger sah den beiden mit einem zufriedenen Lächeln nach und hob das Buch wieder auf, für das sie jedoch das Interesse verloren zu haben schien. Die Buchstaben tanzten in hoffnungsloser Konfusion vor ihren Augen, und sie hob ihre Hand empor, um sich eine Träne abzuwischen.

„Hier ist sie, Fräulein Fay, und Floria ist ihr Ebenbild — dieselbe hohe Stirn, dieselben liebenswürdigen, unschuldigen Augen, derselbe süße Mund."

Das Gemälde stellte eine Dame aus dem vergangenen Jahrhundert vor, die auf einer gemeißelten Steinbank in einem Park saß, augenscheinlich dieselbe, auf der sie sich diesen Nachmittag befunden hatten. Zu ihren Füßen lag ein Windspiel, das, den intelligenten Kopf erhoben, sie mit klugen Augen anschaute. Das Haupt der Dame ruhte auf der einen Hand. Ein Gewand von blauer Seide, verbrämt mit kostbaren venezianischen Spitzen, fiel in schweren Falten über ihre mädchenhaften Formen.

„Wir haben Floria einmal in dies Kleid gesteckt," sagte der Marquis. „Es war wie angemessen und klei-

dete sie vortrefflich. Die Spitzen waren gelb vom Alter. Wie wunderschön sie darin aussah! O Gott!" rief er mit einem solchen Ernst aus, daß Fay überrascht aufsah. Seine Augen standen voller Tränen.

Unwillkürlich streckte sie ihm beide Hände entgegen, indem sie sagte: „Sie lieben sie sehr?"

„Ja, ich liebe sie, und ich verfluche den Tag, an dem meine Mutter sie in eine Laufbahn zwang, für welche sie keine Neigung und kein Verlangen hatte. Es ist herzlos, nein, boshaft; denn ich glaube nicht, daß es Gottes Plan für sie ist, ihr ganzes Leben lang in jenem Kloster eingekerkert zu werden. Manchmal fühle ich, als müßte ich gehen und sie mit Gewalt entführen. Meine Mutter und ich haben manches bittere Wort darüber gewechselt. Doch ihr Schicksal ist unwiderruflich."

„Und wenn durch das Opfer einer einzigen Seele deren etliche gerettet werden, hat das nichts zu bedeuten?" sagte eine Stimme hinter ihnen, und zwar mit einer solchen Zurückhaltung, daß man kaum in ihr Lady Eger erkannt hätte.

„Diese eine sollte aber nicht Floria sein," antwortete der Marquis langsam, doch mit schwerwiegendem Nachdruck, während er sich herumwandte und der Rednerin ins Angesicht schaute. „Es gibt so viele, die gerne ins Kloster gehen würden, und die den Beruf dazu haben, denen es Gewissenssache ist. Laßt die gehen, sich begraben und Gebete murmeln von früh morgens bis Mitternacht, obschon ich für meinen Teil überzeugt bin, daß mehr Seelengröße darin liegt, wenn ein Mensch den Kampf des Lebens kämpft Seite an Seite mit seinen Mit- und Nebenmenschen."

Er sagte das mit einem Selbstbewußtsein, wie es nur der Sprosse aus einem uralten italienischen Adelsgeschlecht zu sagen vermochte; aufrecht stand er da, mit erhobenem Haupte, die Nasenflügel zitterten, der ganze Leib bebte vor Erregung.

Trotz ihrer gegenteiligen Anschauung ruhten die Augen von Lady Eger doch voller Bewunderung auf ihm, und auf Fays Wangen glühten zwei rote Flecken. Es war an der Zeit, der Szene ein Ende zu machen, so eindrucksvoll sie auch sein mochte; denn die Möglichkeit lag nicht fern, daß ihre Resultate grundverschieden geworden wären von denen, die Lady Eger und Pater Veroni zu erreichen suchten.

Das Signal des Motorwagens ertönte. Das mächtige Gefährt knarrte auf dem hartgefahrenen Boden und stand endlich still vor dem Eingangstor.

„Nehmen Sie Ihren Hut, Fay, wir müssen fort, oder wir werden sonst nicht zum Diner daheim sein," sagte Lady Eger.

Die Fahrt über die Campagna war eine stille. Verschiedene Gefühle waren in jeder einzelnen Brust wachgerufen worden und bewirkten ein Schweigen, das mit der Zeit immer drückender sich bemerkbar machte. Rasch fuhren sie einen steilen Bergabhang hinab. Unter den Olivenbäumen wurden die Schatten schon dunkler, während über der Campagna noch die Abendsonne ihren milden Schein ausbreitete.

Etwa halbwegs zur Stadt ertönte auf einmal ein lauter Knall, und der Wagen stand still. Trotz des augenscheinlichen Mißgeschicks atmete doch jedermann auf, denn der kleine Unfall brachte die Erlösung aus der unangeneh-

men Situation, in der sich die ganze Gesellschaft befunden hatte. Sir John und der Marquis sprangen heraus, um die Maschinerie zu prüfen. Don Paolo, der von Maschinen so wenig verstand wie von dem Wortschatz der Hottentotten, blieb bewegungslos auf seinem Platz, während Fay sich den beiden Männern angeschlossen hatte.

„Ich habe daheim oft einen Motorwagen geführt; vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein," sagte sie.

Während sie so auf der verlassenen Landstraße untersuchten und warteten, sank die Sonne plötzlich unter den Horizont hinab, und sofort machte sich jene durchdringende Kühle bemerklich, wie sie den halbtropischen Ländern eigen ist.

„Wie kalt es ist!" sagte, sich schüttelnd, Janet. „Ich denke, ich steige ebenfalls aus, Lady Eger; ein wenig Bewegung schützt vor Erkältung."

Don Paolo und Lady Eger blieben im Wagen.

Man vernahm das laute Schwirren eines anderen Motorwagens, der von den Bergen hinter ihnen sich ihnen näherte und zur Stelle war, ehe man sich's versah.

„Aha, festgefahren?" fragte eine angenehme Stimme. „Können wir irgendwie Hilfe leisten?"

Der Marquis, der auf dem Boden den vorderen Teil der Maschinerie untersucht hatte, erhob sich.

„Nein, ich danke Ihnen," sagte er, konnte aber im Augenblick kaum schnell genug Atem schöpfen, und er lüftete seine Mütze. Sir John tat dasselbe, und beide verbeugten sich aufs höflichste vor dem kleinen Herrn in dem eben angekommenen Automobil.

„Pardon, Eure Majestät!" rief der Marquis aus. „Ich habe Eure Majestät nicht sofort erkannt. Bis jetzt habe

ich noch nicht gefunden, wo der Fehler liegt; doch werde ich wohl bald darauf kommen. Es wird nicht von Bedeutung sein."

Janet und Fay lehnten sich gegen den Kraftwagen und fragten sich im Stillen, was für eine hochstehende Person dieser Mann eigentlich sein könnte. Italienisch verstanden sie nicht. Lady Eger verhielt sich regungslos, während der Priester nach einem Augenblick des Zögerns sich erhob und stehend seinen Biberhut in der Hand hielt, während dessen seine schwarze Figur sich scharf abzeichnete gegen den purpurnen Abendhimmel. Eine Dame saß neben dem Herrn im Wagen. Ihr liebenswürdiges Angesicht war die Freundlichkeit selbst; ihre großen und dunklen Augen erinnerten an die herrlichen Augen der morgenländischen Frauen, wie sie in der Poesie und im Gesang unzähligemal gefeiert worden sind. Mit einer leichten Handbewegung bat sie den Marquis, näher zu treten, wechselte etliche Worte mit ihm, warf einige neugierige Blicke auf die amerikanischen Mädchen und verbeugte sich leicht. Der Herr grüßte militärisch, zog seine graue Mütze wieder über die Stirne, und das Gefährt sauste in der Richtung auf Rom davon.

„Wer war das?" fragte Fay.

Die Antwort raubte ihr beinahe den Atem, so unerwartet kam es: „Der König von Italien und die Königin Helena!"

„Ist es Sitte bei Ihnen, derartige Hilfeleistungen zu erweisen?"

„Ja, Fräulein Lapeer. König Victor Emmanuel ist beides, ein Herrscher und ein Mann; und er ist noch mehr als das, er ist stets ein Edelmann. Er ist ein Sachverständiger

auf dem Gebiete der Motorwagen, da er selten sich irgend eines anderen Gefährtes bedient, wenn er zum Vergnügen und zur Erholung ausfährt. Ich begegnete ihm und der Königin schon draußen in meilenweiter Entfernung von der Hauptstadt. Doch ich muß mich an die Arbeit machen, sonst kommen wir heute nacht nicht mehr nach Hause, und Frau Lapeer hätte allen Grund, Ihnen zu verbieten, wieder mit mir zu fahren." Er schaute lächelnd Fay an und begann dann wieder seine Reparatur.

Der Priester lehnte sich wiederum in seinen Sitz zurück, da er wußte, daß Lady Eger nur Vorwürfe für ihn hatte. Sie hatte ja gesehen, wie er sich vor dem König von Italien erhoben und das Haupt entblößt hatte, und bei der nächsten Gelegenheit wußte Pater Veroni sicher um diese verräterische Handlung. Nun, was macht es schließlich aus; ein wenig mehr oder weniger, das blieb sich schließlich einerlei. Die Wolken umkreisten sein Haupt, und der Blitzstrahl mußte früher oder später doch einmal herniederzucken. Diese Gedanken jagten im Kopfe des Priesters wirr durcheinander, so daß schließlich Don Paolo kaum wußte, wie ihm zu Mute war.

„Endlich haben wir es. In einem Augenblick ist es in Ordnung; doch wir werden langsam zu fahren haben, denn die Reparatur ist nur zur Aushilfe."

Das Angesicht des Marquis war von dunkler Röte überzogen, und der Schweiß tropfte ihm von der Stirn herab.

„Wenn es irgend etwas anderes als ein Motorwagen wäre!" scherzte Fay.

„Dann hätte ich es mir nicht so viel Schweiß kosten lassen, meinen Sie? Sie haben recht. Als ich unter der

Maschinerie auf dem Boden lag, wünschte ich mir sehnlichst, ich hätte Beppo bei mir, meinen Chauffeur."

Lachend half er ihr in den Wagen, sprang in den Sitz neben ihr, und sie krochen langsam Rom zu. Die heitere Campagna war verschwunden. Nach und nach lagen die Felder in vollständiger Finsternis verschleiert, obwohl die weiße Landstraße sich noch von ihrer dunklen Umgebung abhob. Der Marquis hatte scharfe Ausschau zu halten wegen der vielen leeren Karren der Bauern, die von der Stadt heimwärts fuhren.

„Die Fuhrleute schlafen fest unter ihren sonderbaren Wagendächern," sagte er einmal erklärend zu Fay, nachdem er an einer Stelle gezwungen worden war, scharf auszuweichen. „Ihre Pferde finden von selbst den Weg nach Hause. Sind Sie auch warm genug eingehüllt?" fragte er fürsorglich.

„Vollkommen," antwortete Fay.

Langsam ging es vorwärts durch das Dunkel. Sir John unterhielt unterdessen seine Gefährten mit Anekdoten über den König.

„Ich hatte einmal die Ehre, eine Unterredung mit ihm zu haben, als ich vom britischen Gesandten vorgestellt wurde. Er begrüßte mich mit der äußersten Einfachheit und unterhielt sich aufs freieste mit mir. Er und die Königin sind große Freunde von Feld und Wald. Nahe bei Rom besitzen sie eine Villa, wohin sie an jedem schönen Tag ihre Kinder in Begleitung ihrer Gouvernanten schikken. Vom ersten Tage an, da Prinzessin Jolanda geboren wurde, bekam eine englische Dame, Miß Dickens, die Aufsicht über die königliche Kinderstube, und zwei der Gouvernanten sind Protestanten."

Fay lehnte sich über die Rücklehne ihres Sitzes und sagte: „Eine Dame erzählte mir vor etlichen Tagen einen überaus hübschen Vorfall vom König. Er befand sich auf dem Wege zu einem Städtchen und fuhr in Begleitung seiner stattlichen Dienerschaft im Galawagen an ihrem Haus vorüber. Ein General in voller Uniform saß zu seiner Linken. Plötzlich erhob sich der König und winkte stehend mit den Händen. Verwundert über diesen ungewöhnlichen Vorgang, sah sie um sich und bemerkte eine andere Kutsche, die in entgegengesetzter Richtung fuhr. Auf jeder Seite und hinter der Kutsche befanden sich Radfahrer. Sie gehörten wohl zur Geheimpolizei. Im Wagen befanden sich die königlichen Kinder, gekleidet in Weiß mit breitrandigen Matrosenhüten, und winkten ihrem Vater Lebewohl zu, indem sie ihm Kußhändchen zuwarfen. Seitdem muß ich den König lieben," fügte sie begeistert hinzu.

Weder Lady Eger noch der Priester hatten an dieser Unterhaltung Anteil genommen. Lady Eger fröstelte, und ihr Bruder zog ihren Umschlag fester um sie.

„Wir werden nun bald zu Hause sein. Die Lichter kommen häufiger. Dort drüben ist das Stadttor."

Frau Lapeer hatte ihr Diner bereits beendigt, als der Motorwagen vor der Eingangstür vorfuhr. Obwohl sie unruhig gewesen, gab sie sich doch keinen eingebildeten Sorgen hin. Als ihre Töchter eintraten, fanden sie die Mutter auf ihrem Zimmer, wo sie versuchte, sich in eine der neuesten Novellen zu vertiefen, die sie aus der Leihbibliothek bezogen hatte.

„Da seid ihr endlich!" rief sie aus, als beide sie überfielen und mit warmen Küssen begrüßten.

„Hast du dir viel Sorgen gemacht, Mama? Unser Motorwagen brach zusammen, als wir noch halbwegs draußen auf der Campagna uns befanden," erklärte Janet.

„Wir hatten eine herrliche Zeit; das Wetter war vollkommen, wir nahmen den Imbiß in einem Garten ein, wie du ihn dir romantischer nicht vorstellen kannst; und denke dir, auf dem Heimwege sahen wir den König und die Königin! Sie hielten still und unterhielten sich mit uns. Ich will dir alles erzählen nach dem Diner."

Fay eilte lustig die Treppen hinab, und als Janet ihr folgen wollte, sagte die Mutter: „Frau Potter war heute hier, meine Liebe, und sie wünscht, daß du doch ja morgen kommst, sie zu besuchen. Es scheint mir, die alte Dame ist leidend."

„Gut, ich gehe."

„Und, Janet," Frau Lapeer hielt sie mit einer leichten Berührung der Hand zurück, „sie meint, du habest große Aehnlichkeit mit ihrer Tochter, die sie vor Jahren verloren hat. Das erklärt die Zuneigung, die sie für dich gewonnen hat."

Janet küßte ihre Mutter noch einmal. „Du bist die liebste Mutter in der Welt!" sagte sie mit zärtlichem Tone.

„Lieber Gott, ich kann dir nicht genug danken für die Mädchen, die du mir geschenkt hast und die die Freude meines Lebens sind!" war die ehrfurchtsvolle und inbrünstige Antwort.

Elftes Kapitel.

Die Pension Speranza war überfüllt mit Gästen. Jedes Zimmer war besetzt. Auf einem der Mitternachtszüge trafen von Amerika Touristen und eine große Gesellschaft von Priestern ein, die an den kommenden Festlichkeiten zu Ehren der unbefleckten Empfängnis der heiligen Jungfrau teilnehmen wollten. Als Frau Lapeer mit ihren Töchtern den Eßsaal betrat, fanden sie die Frühstückstische nahezu alle in Beschlag genommen. An Stelle des Tisches, an dem Pater Veroni gewöhnlich sein Frühstück für sich einnahm, stand eine größere Tafel, an der acht Priester ihren Kaffee tranken. Sie bildeten eine vergnügte Gesellschaft. Drei von ihnen konnten sicherlich nur Irländer sein, denn die Späße flogen hinüber und herüber.

Sie erhoben sich mit jenem Lärm, den Stühle verursachen, wenn sie gerückt werden, und die acht Priester inmitten des Saales bildeten eine höchst interessante Gruppe. Die Kellner eilten wie besessen von Bedientenwut auf sie zu, um ihnen behilflich zu sein, so daß alle Gäste unwillkürlich von ihren Tischen aufsahen und ein unverhohlenes Interesse an den Tag legten. Lady Eger war nicht anwesend. Sie und Sir John frühstückten gewöhnlich in ihrem Privatzimmer, zudem fühlte sich die Dame manchmal nicht erfrischt genug zum Frühaufstehen; Kaffee, Eier und Semmeln wurden ihr noch im Bett ser-

viert. Zusehends wurde sie schwächer, und Sir John machte sich nicht wenig Sorgen um sie.

Pater Veroni und einer der Priester wechselten etliche Worte und näherten sich dann zusammen dem Tische, an dem die Familie Lapeer frühstückte.

„Vater Smith, Frau Lapeer."

Zum Erstaunen der Damen hielt der amerikanische Priester ihr seine Hand entgegen und lächelte aufs liebenswürdigste.

„Sie erinnern sich vielleicht meiner nicht mehr, Frau Lapeer; aber ich habe Sie oft gesehen. Ich bin aus Clyde, Illinois."

Im nächsten Augenblick unterhielt sich Frau Lapeer mit dem Priester mit einer solchen Leichtigkeit, als ob sie seit langer Zeit alte Freunde gewesen seien.

Janet schlüpfte hinweg vom Tisch und überließ ihre Mutter und Fay den beiden Priestern, denen sich bald noch etliche andere hinzugesellten. Ihre Beschreibung des kommenden Festes, das bald mit prächtigen Zeremonien und großem Pomp gefeiert werden sollte, erfüllte alle mit den höchsten Erwartungen. Als Pater Veroni sie versicherte, daß auf besondere Bestimmung von Kardinal Perotti ihnen etliche der besten Sitzplätze reserviert worden seien, waren die Damen beinahe sprachlos vor Entzücken.

Ein Herr und seine Gattin hatten von einem Nachbartische aus die kleine Szene mit Erstaunen beobachtet.

„Ist das nicht Frau Lapeer, Mary?" frug der Herr.

„Sicherlich, das ist sie und ihre Tochter."

„Und Vater Smith," kicherte Herr Gray.

„Wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte, würde ich es niemand glauben!" rief die Frau aus.

„Denke dir, mit welchem Erstaunen unsere Freunde daheim hören werden, daß unsere erste Begegnung mit Frau Lapeer, der Vizepräsidentin unserer Frauen-Unterstützungsgesellschaft und Lehrerin in unserer Sonntagschule, stattfand, als sie sich mit einer Gruppe römisch-katholischer Priester unterhielt. Die Verwunderung wird kein Ende finden!"

Unwillkürlich fuhren die beiden kleinen und plumpen Hände zum Zeichen ihres Aergers in die Luft.

Ihr Gatte kicherte wieder vor sich hin.

„Frau Lapeer!" rief jetzt Frau Gray, während die Dame mit einem Lächeln voll innerer Selbstbefriedigung versuchte, den Saal zu verlassen. Es kam ihr vor, als ob selbst die Kellner sich respektvoller vor ihr verneigten, als das sonst der Fall gewesen, und ihre Würde wuchs noch mehr.

„Mary Gray! Wie entzückend — und hier ist auch dein Gatte! Ich bin so froh, jemand aus der Heimat hier zu finden."

„Ich wußte nicht, daß du mit Vater Smith bekannt warst," warf Herr Gray ein, während er seinen grauen Schnurrbart glatt strich, und seine Augen vor innerer Schadenfreude blitzten.

Frau Lapeer fühlte sich noch geschmeichelter.

„Wie in aller Welt bist du denn mit diesen Priestern bekannt geworden, Grace?" frug neugierig Frau Gray.

„Wir wurden auf dem Dampfer mit Pater Veroni bekannt."

„Welcher ist es?"

„Der große italienische Priester."

„Der im Priesterrock?" erkundigte sich Frau Gray weiter.

„Ja, mit dem elfenbeinfarbigen Gesicht und den ebenmäßigen Zügen."

Herr Gray kicherte wieder, verbarg jedoch sofort seine Gefühle hinter einem Hustenanfall.

„Er sicherte uns prächtige Sitzplätze für die kommende Feier der unbefleckten Empfängnis im Dezember."

„Was ist das?" frug Frau Gray.

„Nun, ich weiß es selbst nicht genau. Es steht in Verbindung mit der Jungfrau Maria. Viele Bischöfe und Kardinäle werden kommen, und auch der Heilige Vater nimmt daran teil. Es wird großartig werden. Die Zeitungen sind voll davon. Ich will versuchen, auch für euch Eintrittsbillette zu bekommen durch Pater Veroni."

Frau Lapeer fühlte ihre Würde und ihre Bedeutung mehr als je zuvor. Sie war ja schon seit zwei Monaten in Rom und war nicht wenig stolz auf ihre Vertrautheit mit den Verhältnissen in der ewigen Stadt.

„Bemühe dich nicht, für uns Billette zu bekommen," warf hastig Herr Gray ein. „Mary kann gehen, falls sie zu gehen wünscht. Frauen fühlen sich wohl durch diese Schaustellungen mehr angezogen als Männer. Ein richtiges Theater ist nach meinem Geschmack derartigem vorzuziehen. Ich kam nach Rom, um zu sehen, wie es hier aussieht, wie die Liberalen vorankommen, und wie es dem Volk geht. Keine vorsintflutlichen Antiquitäten für mich, ich bedanke mich!"

„Komm zum Tee heute nachmittag um vier Uhr auf mein Zimmer, Mary," drängte Frau Lapeer, die nicht wagte, der kühnen Erklärung Herrn Grays zu begegnen.

Zu Fay bemerkte sie, während sie die Treppe hinauf-

gingen: „Ich wußte es von jeher, daß dieser Mensch keine eleganten Umgangsformen besitzt, aber ich erwartete nicht, daß er so ausgesprochen grob sein könnte, wie er das heute morgen war."

„Was führen sie wohl mit Grace im Schilde?" frug Frau Gray ängstlich. „Denken sie etwa, sie können eine Katholikin aus ihr machen? Sie kommt ja aus einer der allerbesten Familien. Ihr Vater war ein Prediger, ihr Großvater ebenfalls. Warum stellen sich diese Priester so überaus freundlich gegen sie an?"

„Der liebe Gott weiß es, Mary!" antwortete Herr Gray ehrfurchtslos, ohne das jedoch zu ahnen. „Vielleicht erwarten sie, sie zu bekehren — verkehren eigentlich; ich denke, das trifft wohl das Richtigere. Sie hat ja sehr viel Geld! Es würde sich verlohnen, Mary. Ich kam nach Europa, um mich hier zu erholen, und ich fange damit gerade in Rom an."

* * *

Frau Potter war daheim an jenem Morgen, als Janet endlich die Gelegenheit fand, sie in ihrem Appartement zu besuchen. Sie saß am Nähtisch. Das Haus stand in einem alten Teil der Stadt, umgeben von Palästen, reich an romantischem und tragischem Geschick. Die sechs Treppen zu erklimmen, nahm andauernde und schwere Anstrengung. Janet mußte bei jeder Treppenflucht innehalten, um Atem zu schöpfen. Ihre Lungen hatten sich noch nicht beruhigt, als das Stubenmädchen die Türe zu Frau Potters Zimmer öffnete und zur Seite trat, damit Janet hindurchzugehen vermochte.

„Sie sind ja ganz außer Atem, mein Kind, und verwundern sich wohl, wie eine alte Dame, wie ich es bin,

sich eine solche Dachwohnung aussucht, während ich doch in einem modern eingerichteten Hause mit einem Aufzug mich einmieten könnte. Das hat zwei Gründe. Der eine ist, daß ich hier nun schon so viele Jahre gewohnt habe, und je länger die Zeit über uns hinweggeht, desto mehr lieben wir die gewohnten Lieblingsecken und die behaglichen Lehnstühle, die sich drin eingebürgert haben. Ein anderer Grund ist — doch den will ich Ihnen später mitteilen."

Sie war eine äußerst redselige Frau, und Janet fand kaum Gelegenheit, ja oder nein zu sagen, während Frau Potter über ihren Sommeraufenthalt in den Apenninen redete, wo sie sich mit der Schwester des Kardinals Massimini aufgehalten hatte. Sie brachte etliche Photographien von dem alten Herrn, die ihn unter einem alten Kastanienbaum in seinem Garten zeigten, seinen breitrandigen Hut auf seinen Knieen.

„Ein lieber, alter Herr, der Kardinal, und seine Schwester ist eine meiner intimsten Freundinnen. Wenn ich da bin, besuche ich immer regelmäßig die Messe in der Dorfkirche. Die Feindschaft der Protestanten gegen die Katholiken ist mir äußerst zuwider. Da schauen Sie einmal meine Freunde, die Pierces. Liebenswürdige Leute, so vornehm und gebildet, wie man sie sich nur wünschen mag, sie sehen jedoch nur die Schatten der römischen Kirche und zerren immer an ihren Schwächen herum, daß ich es einfach unerträglich finde. Mein natürliches Gefühl würde mich in den Gegensatz von jedem Ritualismus und jeder zeremoniellen Schaustellung führen; doch habe ich nun so viele Jahre hier in Rom verlebt, daß ich die ewige Feindschaft der Protestanten nicht begreifen und nicht ein-

sehen kann, wie sie sich ewig bemühen können, die römischen Katholiken für den Protestantismus zu gewinnen. Dies ist nun einmal die natürlichste Religionsform für solche Leute, die eine innere Neigung für Farbe, Musik und Kunst besitzen; und es sind solche Temperamente, die man vorzüglich in der römisch-katholischen Kirche findet."

Janet war erstaunt. So hatte Sir John Hamilton nicht gesprochen; doch er war ja auch ein Engländer, voller Vorurteile. Jedoch Don Paolo war ein Priester und kannte das innere Leben der Kirche. Sie erinnerte sich an sein Gesicht, weiß vor Aufregung, als er Sir John sagte: „Ich glaube, Sie haben recht." Da war ebenfalls der Marquis di Cassini. Janet fing an, wirkliche Achtung vor ihm zu gewinnen. Er hatte in nackten Worten gesagt, die Kirche, wie sie heute existiere, sei eigentlich nicht mehr passend für das Volk; und beide, der Marquis und Don Paolo, waren Italiener.

„Kommen Sie herauf mit mir, eine Treppe höher, und Sie werden begreifen, warum ich mir keine andere Wohnung wünsche."

Frau Potter öffnete eine Türe, die auf eine breite Terrasse führte, überflutet von Sonnenschein und überfüllt mit üppigen Blumen und Blattpflanzen. Janet wäre stehen geblieben, um die Aussicht zu genießen, doch Frau Potter führte sie etliche Stufen höher, von wo aus sie das kleine, flache Dach des Hauses betreten konnten. Hier blühten noch mehr Blumen; Palmen und Weinranken ergötzten das Auge, und inmitten des Miniaturgartens erhob sich ein kleines Sommerhaus mit Ruhesesseln.

„Herz, was wünschest du dir mehr?" frug triumphierend Frau Potter.

„Wundervoll!“ rief Janet aus, ganz in Bewunderung des überraschenden Anblicks versunken.

Sie befanden sich in einer bedeutenden Höhe über der Stadt. Zu ihren Füßen zeigten sich in unregelmäßigen Linien die roten und braunen Dächer, über die in verschiedenen Formen mächtige Kirchtürme gen Himmel ragten, in denen stumm die ehernen Glocken hingen. Dom an Dom erhob sich im tiefen, blauen Hintergrund, und über allen der augenfälligste und bedeutendste, wie verschleiert im leichten blauen Nebel, der Dom von Sankt Peter. Weit draußen hinter dem Dächermeer breitete sich die Campagna aus, monoton wie das Meer. Und weit über ihren Feldern sah man die dunkelblauen Bergketten, die den Horizont abschlossen.

„Signorina Massimini wünscht Madame zu sprechen,“ rief das Mädchen die Treppe herauf.

„Die Schwester des Kardinals; ich muß hinunter.“

„Darf ich noch einen Augenblick hier verweilen, Frau Potter?“

„So lange, wie Sie wünschen.“

Janet setzte sich in einen Stuhl und trank sich satt an diesem wunderschönen Bilde voll einzigartiger Pracht in der Welt. Die Stille, hoch über dem Lärm und Getriebe der Großstadt, war beinahe unheimlich und drückend. Plötzlich zeigte sich ein Rauchstoß auf Monte Mario, der Donner eines Kanonenschusses dröhnte durch die Luft, und zu gleicher Zeit begannen die Glocken in den Türmen zu läuten — es war Mittag. Ein Glöckchen in einem nahen Turm klang aus allen heraus. Es purzelte und schwang sich hin und her mit einem so ausgelassenen, lustigen Kinderton, daß Janet die augenblickliche niederdrückende

Stimmung verlor und still lächeln mußte. Die ganze Welt schien dadurch einen heitereren und fröhlicheren Ton zu bekommen. Der Glockenklang hörte so rasch auf, wie er begonnen hatte. Nachdem sie Frau Potter Lebewohl gesagt, die in ihrer redseligen Weise sich eben mit einer anderen älteren Dame in einfacher, schwarzer Tracht unterhielt, eilte Janet die lange Treppenflucht hinab und machte sich auf den Weg nach Hause.

Etwas weiter zurück von der belebten Straße, durch welche schwerbeladene Güterwagen rasselten und die Menschenmenge sich zur Arbeit oder zum Vergnügen drängte, stand eine kleine, unansehnliche Kirche. Janet liebte es, in diesen abgelegenen Kirchen, versteckt zwischen hohen Gebäuden, einzukehren, um darin etliche Augenblicke in aller Stille zu ruhen. Sie boten in ihren kühlen, halbdunklen Räumen Ruhe für Leib und Seele. Diese hier war sehr einfach in ihren Dekorationen, und nur die vordere Hälfte des viereckigen Raumes war reserviert für die Andächtigen, die kamen, um Gottesdienst zu pflegen. Ein hohes und sehr kunstvoll geschmiedetes Eisengitter teilte die Kirche ab. Auf der anderen Seite befanden sich einfache Bänke aus Eichenholz mit Knielehne davor. In der Kirche herrschte vollkommene Stille. Eine der Eigentümlichkeiten Roms ist der plötzliche Uebergang von brillantem Licht in tiefe Schatten; von ungewöhnlicher Hitze zu durchdringender, frostiger Kälte; vom Lärm der Straße zu der tiefen Stille der Kirchen. Die schweren, ledernen Vorhänge verbieten dem Lärm der Welt, dem hastigen Jagen und Treiben des Alltagslebens jeden Zutritt zu der Stille des Heiligtums.

Vor dem Altar, wo ein rotes Licht in einer Silber-

lampe brannte, kniete eine Nonne, ihr Angesicht erhoben zu dem Bilde über den Leuchtern und Statuen. Janet beobachtete sie sehr scharf; doch vollkommen unbeweglich, wie ein Marmorbild, verhielt sich die lebende Gestalt; keine Miene zuckte und keine Muskel bewegte sich. Ein Rascheln von Kleidern wurde gehört; eine andere Nonne war eingetreten. Die Knieende erhob sich, bekreuzte sich mit einer Kniebeugung vor dem Altar und verließ die Kirche durch eine Seitentüre, während die zweite Nonne ihren Platz einnahm.

Janet hatte sich so in den Anblick der beiden Nonnen vertieft, daß sie die anderen Leute in der Kirche gar nicht bemerkt hatte. Außer ihr befanden sich nur noch drei Personen hier, eine Bauernfrau mit einem kleinen, schlafenden Kinde, das sie auf einen Stuhl gelegt hatte, aus Stroh geflochten; ein alter Mann, der vorsorglich ein großes Bandana-Taschentuch auf dem kühlen Boden ausbreitete, ehe er sich kniete; eine Dame in Trauergewand, die auf der anderen Seite des Ganges sich befand, etwas näher dem eisernen Geländer. Es lag etwas Bekanntes in der Art, wie sie ihren Kopf drehte, in dem Schleier nach neuester Mode und der kleinen Hand, verziert mit etlichen kostbaren Ringen. In müßiger Neugier verwunderte sich Janet, wer es wohl sein könnte, und war nicht wenig überrascht, als sie wahrnahm, daß der Körper der Dame unter lautlosem Schluchzen erbebte. Sie mußte jedenfalls in großer Not sein und suchte in dieser stillen, kleinen Kirche den nötigen Trost auf ihren Knieen. In richtigem Zartgefühl wandte Janet ihre beobachtenden Blicke hinweg von dem traurigen Bild und erhob sich nach etlichen Augenblicken, um die Kirche zu verlassen. In demselben

Moment wandte sich auch die Dame in Schwarz nach dem Ausgang und ließ ihren leichten Schleier über das Angesicht fallen, während sie mit Janet in der Halle zusammentraf. Wer anders war es als — Lady Eger! Vielleicht war sie durch ihre Tränen so geblendet, daß sie Janet nicht erkennen konnte, jedenfalls gab sie kein Zeichen, und während Janet hinter ihr durch die schweren Tore schritt, sah sie, wie Lady Eger eben in eine geschlossene Kutsche stieg, die schnell mit ihr fortfuhr.

Lady Eger erschien nicht beim Lunch, und Sir John aß allein.

„Könnten Sie nicht ein wenig herüberkommen und meiner Schwester beim Tee Gesellschaft leisten?“ frug er nachher Janet. „Sie ladet Sie freundlichst dazu ein.“

„Mit Vergnügen!“

Janet konnte ihre Ueberraschung darüber kaum verbergen. Fay war eine beständige Besucherin der beiden Geschwister, doch Janet fühlte sich kaum frei, sie zu besuchen, ohne dazu besonders eingeladen zu sein.

„Fay, nicht wahr?“ frug sie.

Sir John schüttelte sein Haupt. „Sie nannte nur Ihren Namen, Fräulein Lapeer. Ich bin sehr besorgt um meine Schwester. Sie wird von Tag zu Tag schwächer, härmt sich ab und sorgt sich zu Tode. Wenn ich sie nur überreden könnte, Rom zu verlassen und auf meine Ranch zu kommen, wo sie bald eine ganz andere Frau werden würde. Doch sie will das nicht unternehmen. Auch einen Arzt will sie nicht bei sich sehen. Könnten Sie“ — seine Augen vollendeten auf beredte Weise den Satz.

Janet verstand.

„Ich will mein Bestes versuchen,“ antwortete sie.

„Wie wird Lady Eger wohl aussehen?“ frug sie sich selbst, während sie einen Augenblick vor deren Türe still stand. Das Bild der schlanken Gestalt, zitternd vor Schluchzen, mit tränenbedecktem Angesicht, stand noch zu lebendig vor ihrem Geiste.

„Herein!“ rief eine heitere Stimme. „Ach, Fräulein Lapeer, wie gut ist es von Ihnen, daß Sie kommen, mich zu besuchen! Mein großer Bruder sagt mir, die Luft sei draußen frostig, und ich dürfe heute nachmittag das Zimmer nicht verlassen. Der Tyrann! Ich muß wohl Gehorsam leisten.“

War das dieselbe gramerfüllte Frau, die dort in der Kirche kniete? Janet vermochte kaum ihren Augen zu trauen. Gekleidet in ein prächtiges Gewand von feinstem Grau nach neuestem Schnitt, *a la princess*, die Hände beladen mit glänzenden Juwelen und einer Coiffüre frisch aus den Händen von Monsieur Dupont, der täglich kam, um ihr feines, üppiges Haar zu frisieren. Lady Eger war so vergnügt und lebensprühend wie je. Doch während Janet sich zu ihr setzte, sah sie die pathetischen, dunklen Ringe unter ihren Augen, und die nach unten fallenden Mundwinkel verrieten zu deutlich, daß etwas an ihrem Herzen nagen mußte.

„Ich wollte Sie gerade heute bei mir haben, Fräulein Lapeer. Ich habe Fay kennen gelernt, und sie ist ein so liebenswürdiges, herziges Mädchen, doch heute wollte ich Sie ganz allein bei mir haben. Ich möchte näher mit Ihnen bekannt werden, denn ich fühle, daß wir verwandte Naturen sind und Freundschaft schließen können, Sie und ich.“

Lady Eger war höchst gewinnend in ihren Manieren;

sie konnte bezaubern mit einer Macht, die, wie Janet selbst fühlte, unwiderstehlich war, wenn sie sich ihr hingab.

„Irgendwie fühle ich, daß Sie mich verstehen würden," fuhr die Dame fort, sich plötzlich vorwärts lehnend und Janets Hände erfassend. Ihre Augen sprachen einen Seelenhunger aus, der vergebens Befriedigung suchte.

„Ich wollte Sie besonders heute haben, weil — weil — gerade drei Jahre vergangen sind, seit Arthur gestorben ist!"

Ein furchtbares Schluchzen erschütterte wieder ihren Leib, doch die Tränen versagten zu fließen.

Janet beugte sich, tief bewegt von Mitleid, zu ihr herab, sie zu küssen. Lady Eger hatte sie nötig. Sie sollte alles haben, was sie zu geben hatte.

„Ich denke, ich kann Sie verstehen," flüsterte Janet leise, indem sie mit zarter Hand das wellige Haar über der marmorweißen Stirne glättete.

„Ich fühlte mich so verlassen. Ich kann nicht mit John reden; er ist so groß, so riesig, so kräftig und macht sich meinetwegen unnötige Sorgen. Ich denke, das war es, was mich in die katholische Kirche trieb. Ich konnte da zur Maria, zur Mutter Gottes, meine Zuflucht nehmen, zu der Mutter der Schmerzen. Ich fühlte da ein verwandtes Herz. Sie wußte, wie ich fühlte, wie leer mein Leben ist; der Gatte tot — und mein Kind mir aus den Armen gerissen, gerade als ich es am meisten nötig hatte. Sie wissen nicht, daß ich ein Kind hatte? Dort ist sein Bild. Zuerst starb sein Vater; auf der Jagd verlor er sein Leben, heute vor drei Jahren. Mein Knabe war damals sechs Monate alt. Er lebte ein Jahr, dann nahm ihn mir Gott. Ich war damals verbittert und verzweifelt.

Da kam John und nahm mich fort, sonst wäre ich wohl wahnsinnig geworden. Wir kamen nach Rom, wo ich mit Pater Veroni bekannt wurde. Er führte mich in die Kirche ein; doch weiß ich nicht, ob ich es so viel seinem Einfluß zu verdanken habe oder einem Bilde, das ich in einer italienischen Kirche sah, in einem kleinen Dorfe, das wie ein Nest auf dem Gipfel eines Berges hing. Das Bild stellte die Mutter Jesu dar; in ihren Armen lag ein kleines Kind. Der Ausdruck in ihrem Gesicht war so echt weiblich, so zart mütterlich, daß er mich tief bewegte. Hier war ein Herz, das mit mir fühlen konnte, durch das auch ein Schwert gedrungen war. Sie hatte einen Sohn geboren und sah ihn später tot vor sich liegen. Sie konnte mich verstehen. So ging ich zur heiligen Maria und klagte ihr alle meine Schmerzen. Es war die Madonna, die mich in die Kirche zog, und ich glaube, sie ist es, die so viele Frauen und Mütter in die Kirche zieht und dort hält."

Janet erinnerte sich der Worte Herrn Pierces: „Nimm der römisch-katholischen Kirche die Anbetung der Maria, und du nimmst das Rückgrat ihres Einflusses hinweg. Die Verehrung der Jungfrau Maria übt eine Macht aus, durch deren Einfluß Tausende von Frauen darin festgehalten werden."

„Ich weiß nicht, warum ich Ihnen diese persönlichen Sorgen und Schmerzen erzähle. Wir haben alle unsere Lasten zu tragen, und wir müssen sie meistens allein tragen. ‚Lache, und die Welt lacht mit dir; weine, und du weinst alleine!' ist nur zu wahr. Und doch habe ich bei mir gedacht und gefühlt: Sie haben jemand verloren, der

Ihnen teuer war, so daß Sie Mitleid mit mir haben können."

„Meine teure Lady Eger," antwortete Janet, die ihre Stimme wiedergefunden hatte, „Sie haben mir das Größte geschenkt, Ihr Vertrauen. Wenn ich Ihnen helfen und Ihnen Trost und Kraft zufließen lassen kann, geben Sie mir die Gelegenheit. Darf ich Ihnen eine Frage stellen? Hat Ihnen der neue Glaube Frieden und Ruhe geschenkt?"

Ein Ausdruck des Schmerzes fuhr über Lady Egers Angesicht; doch ehe sie antworten konnte, klopfte es an die Türe.

„Herein," sagte Lady Eger.

„Ich werde auf mein Zimmer gehen, Janet; erlauben Sie mir, Sie so nennen zu dürfen? Wir sind ja so ziemlich von demselben Alter, Sie und ich, obwohl ich Gattin und Mutter gewesen bin. Trage den Tee hier auf, Angelina. Fräulein Lapeer wird ihn servieren."

Als etwas später zwei Herren eintraten, fanden sie eine heitere Gastwirtin, die Stirne frei von Sorgen, augenscheinlich voller Humor und bezaubernd wie immer. Janet jedoch bemerkte die zitternden Hände, das gelegentliche Zucken der Lippen, wie bei einem Kinde im Leid, und die zarten blauen Adern am Handgelenk und an den Schläfen. Lady Eger war das Bild einer Frau, deren Leben nach und nach am Verebben war. Die Schatten des Zwielichts legten sich langsam und beinahe unmerklich, aber unwiderstehlich über sie.

Zwölftes Kapitel.

„Bitte, bleib zum Abendessen, meine Liebe, Graham wird dich heimbringen noch vor zehn Uhr. Wir können deine Mutter per Fernsprecher erreichen, daß sie sich nicht um dich sorgt. Du weißt, es werden eben jetzt besondere Gottesdienste in unserer Kirche abgehalten, und du wirst unseren Prediger interessant finden, selbst wenn du nicht verstehst, was er sagt. Er genießt den Ruf, der beredteste Prediger unserer evangelischen Kirche in Italien zu sein."

Janet zögerte.

„Wer zögert, ist verloren," unterbrach in philosophischer Ruhe Frau Pierce die eingetretene Pause, indem sie etliche Hutnadeln herauszog.

„Ich kann ebensowohl mit guter Miene kapitulieren, Alda; die Versuchung ist zu groß für mich. Alles mutet mich hier so heimatlich an, und in die Kleine bin ich über alles verliebt. Komm, mein Liebling, und laß mich dich ans Herz drücken."

Janet zog einen niederen Schaukelstuhl in die Nähe des Herdes, sich langsam vor- und rückwärts wiegend, während die kleine Alda sich fest an sie schmiegte, als wäre sie das von jeher so gewohnt. Draußen fiel ein kalter Herbstregen zur Erde. Der November versuchte aus allen Kräften, seinem Ruf zu entsprechen, und war in der Tat ein düsterer, nasser Monat. Janet saß in aller Herzens-

ruhe vor dem Herd, in dem die Flammen aus den dürren Holzscheiten mit bläulicher Glut emporzüngelten, wobei sie lustig knatterten und knisterten.

„Sie ist eingeschlafen," unterbrach Frau Pierce das Schweigen, während sie die Kleine auf ihre Arme nahm.

„Wie schön! Alda, ich hasse diese Pensionen! Hätte ich nicht Rücksicht zu nehmen auf Mama und Fay, würde ich nach Neapel entfliehen und den ersten Dampfer heimwärts nehmen, obwohl ich es kaum daheim aushalten könnte ohne Mama und Fay."

Frau Pierce setzte sich mit ihrer Arbeit neben sie.

„Jetzt ist die Stunde, das Herz auszuschütten, wenn es draußen auf der Gasse regnet und im Kamin gemütlich das Feuer knistert. Was liegt dir eigentlich auf dem Herzen, Janet?"

„Ich glaube, nichts Besonderes. Es ist mir hier in Rom alles neu und fremd und verwirrend; manchmal will mich sogar etwas wie Furcht beschleichen. Die Pension Speranza ist so bequem und heimatlich, als man das nur erwarten kann, und doch kommt mir die Atmosphäre so sonderbar vor. Sie erfüllt mich mit Mißtrauen."

„Warum zieht ihr nicht aus?"

Janet reckte die Hände aus, um die warme Glut des Feuers zu fühlen, ehe sie versuchte, zu antworten. „Mama und Fay empfinden diese Eigentümlichkeit nicht in dem Grade, wie ich das tue, und sprechen von Funktionen in der Sankt Peterskirche."

Es trat eine Pause ein. Frau Pierce beschäftigte sich emsiger mit ihrer Arbeit, einem Kleidchen, das für die kleine Alda bestimmt war. Draußen peitschte ein Windstoß den Regen heftiger gegen die Fensterscheiben.

„Es ist da etwas anderes, das mir Sorgen macht, vielleicht mehr als nötig. Kennst du den Marquis die Cassini?"

„Ich habe ihn schon gesehen. Er ist Abgeordneter und Liberaler, obwohl seine Mutter eine eingefleischte Klerikale ist."

„Richtig. Er will Fay heiraten, Alda. Er sprach darüber zu Mutter. Ich vermute, er liebt Fay, und Fay erwidert auch seine Neigung; wenigstens fürchte ich. Er ist anziehend, geistvoll, und ich respektiere ihn, doch wünschte ich ihn nicht an der Seite Fays. Ich fürchte, er ist ein Atheist."

„Wie so manche der Männer hier in Italien. Verlieren sie ihren Glauben an die Lehren Roms, so opponieren sie nicht nur grundsätzlich in allem den Priestern, sondern das Ende ist, sie werfen allen und jeden Glauben weg. Dies ist einer der Hauptgründe, warum wir hier arbeiten. Das Evangelium besitzt die Kraft, die Herzen dieser Männer zu berühren und sie zu Christus zu führen."

Herr Pierce trat jetzt ein und legte seine Arme auf den Rücken des Stuhles, den seine Frau einnahm. „Ich möchte euch einen interessanten Vorfall erzählen," sagte er. „Alda hat von ähnlichen Fällen schon früher gehört, doch stelle ich mir vor, Fräulein Lapeer, daß er ihnen sonderbar vorkommen mag. Erinnerst du dich, Alda, an den Priester, der die Kirche vor etwa einem Jahre verlassen hat? Er arbeitet in einer Maschinenwerkstätte draußen vor der Porta Pia. Ja? Nun, er hat eine Schwester, die sich in einem Kloster draußen auf dem Lande befindet, ein noch junges Mädchen, kaum sechzehn. Durch ihre Mutter kam sie in dieses Kloster, nach dessen Regel die Nonnen die

Klostermauern nie mehr verlassen dürfen, wenn sie einmal den Schleier genommen haben. Die Novizen genießen zwar noch etwas Freiheit. Jeden Tag ist ihnen ein kleiner, kurzer Spaziergang erlaubt. Irgendwie gelang es dem Mädchen, sich mit ihrer alten ehemaligen Kindermagd, die sie sehr lieb hatte, in Verbindung zu setzen, und durch sie gelangten etliche Briefe an ihren Bruder. Den letzten erhielt er heute, und er brachte ihn mit sich, um ihn mir zu zeigen. Es ist ihm ungemein viel daran gelegen, seiner Schwester zur Flucht zu verhelfen. Er fürchtet aber, daß es wohl kaum möglich sei, da er selbst sehr arm ist und außer seiner Kost und seiner bescheidenen Schlafstätte nur etliche Franken per Woche verdient. Ich sage Ihnen, Fräulein Lapeer, die Freunde in England und Amerika befinden sich in einer schrecklichen Verblendung, denn sie können nicht einsehen, warum wir hier in Rom und Italien ein evangelisches Missionswerk betreiben. Sie meinen, das italienische Volk sei ja schon christianisiert. Die römische Kirche genüge für ihre Seligkeit. Und dann behaupten sie, unsere Bekehrten widerrufen doch zuletzt wieder, wenn sie alles aus uns herausgeschlagen haben, was sie können. In etlichen Fällen kommt es ja zu einem Rückfall, das gebe ich zu, immer aber als Beweis, daß diese Leute überhaupt nie vom Evangelium berührt worden sind. Manche sind einfach feile Seelen, die sich um Geld ausliefern, die sich aber von selbst wieder verlieren, sobald sie erfahren, daß wir sie nicht kaufen mit Geld, wenn sie zur Kirche kommen, wie unsere Feinde uns verleumderisch nachsagen."

„Wirklich?" rief Janet aus.

„Haben Sie das nicht gewußt? Sicherlich, das ist

noch eine der geringfügigsten Verleumdungen, die sie über uns in Umlauf setzen. Wir besitzen natürlich ein übles Auge, und die armen Leute machen hinter unserem Rücken mit ihren Händen und Fingern Zeichen, als ob wir der gehörnte, leibhaftige Gottseibeiuns wären. Vor etlichen Tagen bekam ich von einem Manne einen Brief, in dem er mir mitteilte, er sei in großer Not, ob ich ihm nicht 500 Franken senden würde, wenn er willig wäre, dafür „evangelisch" zu werden."

„Wie absurd!"

„Nicht wahr? Bis sie es besser wissen, ist dies die einzige Idee, die sie von unserem Christentum haben. Ich bin jedoch auf ein Nebengeleise geraten. Dieser Seelenkauf regt mich immer etwas auf, Fräulein Lapeer. Seitdem ich in Italien bin, habe ich manchen Mann und manche Frau im evangelischen Glauben sterben sehen, sterben angesichts gewaltiger Hindernisse — Armut, Verstoßung, Trennung von Freunden und Verwandten, selbst des Verlustes ihres guten Namens. Ein Glied unserer Gemeinde, eine junge Frau, krank am Krebs, war gezwungen, im Stadthospital sich einer Operation unterziehen zu lassen. Die Pflegerinnen waren beinahe alle Nonnen und drangen in sie, Buße zu tun für ihren Abfall und einem Priester zu beichten. Sie weigerte sich. Dann hielten sie ihr vor, ihre Krankheit sei die Strafe Gottes. Ihr Abfall vom Glauben und von der Kirche habe den Zorn des Allmächtigen auf sie herab beschworen. Trotzdem weigerte sie sich, zu widerrufen. Unser Prediger besuchte sie in dieser Not und betete mit ihr, umgeben von allerlei Leidenden. Alle Patienten horchten auf, und selbst ein vorübergehender Mönch stand still und hörte zu.

Dieser Druck wurde unausgesetzt Tag für Tag auf sie ausgeübt, doch sie hielt stand, und ihre musterhafte Geduld und Freundlichkeit gewannen ihr die Liebe und die Achtung aller ihrer Leidensgenossen. Nachdem sie alles glücklich überstanden hatte, sagte sie ihren Pflegerinnen Lebewohl. ‚Wenn deine Religion dich so geduldig und mutig macht,‘ sagten sie zu ihr, ‚so glauben wir, daß es die rechte ist.‘“

„Wie schön,“ sagte Janet. „Ich hatte keine Idee davon, daß Ihr hier so viel ausrichtet.“

„Wir vollbringen es nicht, Fräulein Lapeer,“ sagte Herr Pierce mit einem stillen Lächeln, „es ist Gott, der das tut! Ist das Werk aus Gott, so wird es gedeihen.“

„Nun den Brief, Graham. Das Mädchen im Kloster erregte meine Neugier. Es ist ja eine so traurige und doch auch wieder romantische Geschichte.“

„Natürlich, ich habe mich wieder vergessen. Hier ist er. Ich werde frei übersetzen.“

1. November 19—.

„Lieber Bruder!

Ich erhielt Deinen Brief, der mir viel Ungemach brachte. Die Oberin hörte davon und verursachte eine schreckliche Szene. Meine Strafe währte zwei Tage. Mama hörte von der Sache, und sie sagten mir, daß sie sehr über mich aufgebracht sei, und sie verwünschten mich alle. Ich werde nun mehr überwacht als je; meine Briefe werden geöffnet, so daß ich Dich bitten muß, nicht mehr an das Kloster zu adressieren, sondern an Palmira (den Dienstboten). Ich kann mich sicher auf sie verlassen.

Du siehst daraus, daß ich mich in einer schrecklichen Lage befinde. Die Nonnen sind wohl sehr freundlich gegen mich, doch sie sind schlau. Sie haben Mama wohl einen Sack voll Lügen hinterbracht, und eine Nonne, die mich haßt,

sagte, sie werden mich fortschicken. Wenn sie es nur tun würden!

Im Februar muß ich wohl oder übel den Schleier nehmen. Denke Dir, wie schwer mein Kreuz ist! Ich bitte Gott, daß er Dich möchte einen Weg finden lassen, auf dem ich meinem schrecklichen Schicksal entfliehen kann. Ich verspreche Dir heilig, daß ich Dir keine Sorgen machen will, sondern ein aufrichtiges und gutes Leben führen will. Zweifle nicht an mir.

Wenn Du schreibst, schicke mir etliche Postmarken, denn ich habe keine mehr, die Nonnen haben mir selbst die letzten fortgenommen.

Ich schreibe zur Mitternachtsstunde in aller Eile. Die Grabesstille füllt mein Herz voll Furcht. Ich bin ganz allein in meiner Zelle. Wehe mir, wenn sie wüßten, daß ich an Dich schreibe! Tröste mich und schicke mir eine gute Neuigkeit. Ich habe so viel geweint. Ich will Dir alles ein anderes Mal sagen.

Ich beschwöre Dich, daß Du das gegen jedermann geheim hältst, wenn Du willst, daß ich am Leben bleiben soll. Lebewohl! Lebewohl! Lebewohl!

Von Deiner unglücklichen, aber Dich innig liebenden Schwester.

N. B. — Schreibe mir bald und adressiere den Brief an Palmira."

„Es ist das der Brief eines ungeschulten Mädchens, das offenbart sich deutlich, aber sie sehnt sich aufrichtig nach Freiheit," fügte Herr Pierce hinzu.

„Sie folgte sicherlich keinem inneren Ruf, wenn sie Nonne würde," sagte seine Frau.

„Abendessen ist bereit, Signora."

„Gut, Ursula, wir kommen sofort."

„Und weil es an etlichen Franken mangelt, muß das arme Kind sein Leben im Kloster verbringen?" frug Janet

Herrn Pierce, ein wenig innehaltend unter der Tür zum Speisezimmer.

„Leider, Fräulein Lapeer."

Janet verhielt sich still, als ob sie in tiefe Gedanken versunken wäre, während des Abendbrots. Endlich sagte sie: „Hat der Bruder irgendeinen Plan, wie er seine Schwester aus dem Kloster entführen kann?"

Das Gesicht von Herrn Pierce verriet gespanntes Interesse. „O, Sie meinen den Priester. Gewiß. Er plant, auf das Dorf zu gehen, dort mit dem Dienstmädchen, das Palmira heißt, bekannt zu werden und dann unbemerkt das Mädchen mitzunehmen, wenn es sich auf einem Spaziergang außerhalb des Klosters befindet."

„Wird er sie dann mit sich nach Rom nehmen?"

„Ja."

„Wie hoch würden die Auslagen kommen?"

„Ich denke, 150 Franken würden genügen. Doch sie muß auch Kleider haben."

Janet sann etliche Minuten nach. „Angenommen, ich würde für beides sorgen," sagte sie endlich, denken Sie, ihre Befreiung wäre durchführbar?"

„Mehr als wahrscheinlich," antwortete Herr Pierce, der von diesem unerwarteten Anerbieten etwas überrumpelt wurde; „wollen Sie dies wirklich auf sich nehmen?"

„Ich kann und werde es tun," sagte Janet leise, aber bestimmt. „Wird es noch früh genug sein, wenn ich Ihnen das Geld morgen übermitteln werde?"

„Früh genug," antwortete Herr Pierce. „Doch ehe irgend etwas unternommen wird, untersuche ich erst persönlich, ob die Geschichte wirklich echt ist, und ob das Mädchen von Charakter ist."

„Gut, dann warte ich, bis ich weiteres von Ihnen vernehme?"

„Ja, Fräulein Lapeer, und ich danke Ihnen aufs herzlichste."

Er wandte sich jetzt an seine Frau. „Wir müssen uns für den Kirchgang fertig machen, Alda," sagte er, „oder wir verspäten uns."

Die geräumige Halle, in welcher der protestantische Gottesdienst gefeiert wurde, war schon übervoll, als Herr Pierce und seine Gattin und Janet eintraten. Der Prediger saß in einem Armstuhl auf der Bühne, seinen Kopf auf die Hand gestützt. Janet vermochte sein Angesicht nicht zu beobachten, bis er aufstand, um das erste Lied zu lesen: Luthers Kriegshymne der Reformation:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen;
Der alt' böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint;
Groß' Macht und viel List
Sein' grausam Rüstung ist;
Auf Erd' ist nicht sein'sgleichen."

Die Orgel sandte ihre Töne mit den Stimmen der vielen Andächtigen mit rauschender Gewalt durch den Raum. Hier im Herzen Roms, umgeben von zahllosen römisch-katholischen Kirchen, wo Meister der Gesangskunst in genialer Weise die erhabene Musik Palestrinas und Don Perosis, des kunstsinnigsten Komponisten unter den

Priestern, ertönen ließen, hallte die kraftvolle Kriegs- und Siegeshymne Martin Luthers gewaltig wider und strömte hinaus durch die offenen Fenster, bis sie die Aufmerksamkeit derer auf sich zog, die unten vorübergingen. Scharen Neugieriger drängten sich immer mehr in den schon angefüllten Saal. Manche standen scheu an der Türe, andere wagten sich weiter nach vorn, etliche, kühner geworden, zwängten sich in die bereits gefüllten Gänge und, wo es noch anging, hinein in die Sitze. Unter denen, die diese Hymne hörten, befand sich auch ein Priester, der gerade auf der Straße die Kirche passierte. Er zögerte, las die Aufschrift über der Tür: *"Chiesa Evangelica"*, und folgte schließlich einem Manne in der Tracht eines Arbeiters, der in den Saal eintrat. Während die letzte Strophe gesungen wurde, stand der Priester in der Nähe der Türe, scheinbar nicht wissend, daß bereits neugierige Augen auf ihn gerichtet waren. Ein Priester in einer evangelischen Kirche ist gerade nichts Unerhörtes, obwohl es auch nichts Alltägliches ist.

„Das Wort sie sollen lassen stah'n
Und kein'n Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinen Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib;
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein'n Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben."

Eine tiefe Stille fiel auf die ganze Versammlung. Mit ruhiger, aber durchdringender Stimme sprach der Prediger mit seinem Gott, als ob er gegenwärtig wäre hier im Saal. Don Paolo bedeckte unwillkürlich die Augen mit seinem Hut. Er blieb stehen, während der Prediger etwas zur Seite der Kanzel trat und anfing, ohne Notizen, frei, mit gehaltener Stimme, doch direkt zur Versammlung zu reden. Dann schlüpfte der Priester in einen leeren Sitz in der letzten Reihe der Bänke und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Eine halbe Stunde lang hielt der schlanke Mann mit seinem bleichen Angesicht die atemlose Aufmerksamkeit seiner Zuhörer gefesselt. Selten hob er seine Stimme über den Ton einer gewöhnlichen Konversation, doch zog er durch sein intensives Wesen die Menschen buchstäblich an sich. Sein Stil war kunstvoll und doch natürlich; wo immer er an die Klassiker sich anlehnte, tat er es auf meisterhafte Art. Seine Rhetorik war vollkommen, doch war es nicht das allein, was auf seine Hörer den tiefen Eindruck machte. Man fühlte unwillkürlich, hier steht ein Gesandter Gottes, ein Jünger Jesu Christi in leibhaftiger Person, ein Vertreter seines Meisters, in dessen Namen er eine frohe Botschaft bringt.

Die Punkte, auf die er hauptsächlich Nachdruck legte, waren: die Göttlichkeit des Sohnes; die Tatsache, daß, wer an ihn glaubt, selig wird; die schließlichen Folgen dieses Glaubens, das ewige Leben. Er machte keinen Angriff auf die römische Kirche; er verkündigte einfach

die Liebe Jesu Christi und die Versöhnung durch sein Blut. Er redete nur einmal von Maria, als er auf sie Bezug nahm als die Mutter Jesu.

Don Paolo trank die Worte des Evangeliums wie ein verdurstender Mensch, der eine Quelle frischströmenden Wassers entdeckt hat. Ihm war alles neu. Er hatte sein Leben lang von Christus gehört; von dem Christus der Messe; von dem Christus am Kruzifix, leidend, verblutend; der strenge Richter, vor dem seine Mutter kniete, um Fürbitte einzulegen, damit er die Welt voll armer sündiger Menschen nicht verdamme. Doch vom lebenden Christus, der sich in grenzenloser Liebe über die verlorene Welt beugt, der durch seine Gnade einen Sünder rettet und sein Herz erfüllt mit seinem Heiligen Geist, davon wußte Don Paolo wenig, obwohl er jahrelang im Kloster sich aufgehalten hatte.

Während sie das Schlußlied sangen, verließ er die Kirche und ging eine kurze Strecke die Straße hinauf, um dann wieder umzukehren. Der Saal hatte sich nahezu entleert. Zwei Damen und ein Herr standen eben im Begriff, hinauszutreten. Der letzte, der die Räume verließ, war der Seelsorger. Don Paolo eilte mit entschiedenen Schritten auf ihn zu und legte seine Hand auf dessen Arm. Er war so verzweifelt im Ernst, daß er die gewöhnlichen Begrüßungsformalitäten außer acht ließ und sofort auf den Punkt los ging.

„Ich muß Sie sprechen. Ich hörte heute abend Ihre Predigt. Ich möchte noch mehr über den evangelischen Glauben hören. Wann und wo kann ich Sie sprechen?"

Der Prediger warf einen fragenden Blick auf den schwarzen Priesterrock des Redenden.

„Sind Sie bereit, am hellen Tage zu mir zu kommen? Meine Zimmer befinden sich über dem Predigtsaal."

„Ich bin bereit."

„Gut, kommen Sie morgen um drei Uhr."

Mit einem herzlichen Händedruck nahm er Abschied von dem Priester, um zu seiner Wohnung zu gehen im unteren Teile der Stadt. Wie einer im Traum, so wanderte er durch die sich hin und her windenden Straßen der Stadt und achtete kaum auf die, die links und rechts an ihm vorübergingen. Er wußte, sobald er die Heimat eines protestantischen Geistlichen betrat, zog er drohende Gewitterwolken auf sein Haupt herab. Wenn auch! Die Bischofsmütze und der Kardinalshut, die einst so verlockend vor seinem Geist gestanden, waren längst verschwunden. Er suchte die Wahrheit. Ob er sie finden würde in den Evangelien? Er kannte ja die vier Evangelien, denn er hatte sie wieder und wieder gelesen und studiert in Lateinisch; doch kam es ihm nie vor, als ob er je persönlich dadurch berührt worden wäre. Die Kirche war ja die Mutter aller ihrer Gläubigen. Ihr Wille herrschte, ihre Stimme entschied, ihr Wort galt. An sie ging der letzte Appell. Ein merkwürdiges Gefühl der Freiheit erfüllte mit einem Male seine Brust, als ob jemand unsichtbare Ketten entzwei geschlagen hätte, mit denen er seit Jahren gefesselt gewesen. Die Worte aus der letzten Strophe jenes großartigen Lutherliedes kamen ihm wieder in den Sinn:

„Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib;
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein'n Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben."

War dies das Gefühl, das Johannes Hus erfüllte, als er verurteilt und zum Tode verdammt wurde? Ging Savonarola mit diesem hebenden, tragenden Freiheitsgefühl aus seiner kleinen Zelle im Palast Vecchio in Florenz zum Tode? „Wenn sie auch den Leib töten, Gottes Wahrheit bleibt doch," wiederholte er. Zum erstenmal in seinem Leben erhob er seine Seele im direkten persönlichen Gebet zum allmächtigen Gott: „O Gott, hilf mir, die Wahrheit zu finden!"

Dreizehntes Kapitel.

Don Paolo öffnete mit einem Schlüssel das große Portal des Hauses und stieg die mächtigen steinernen Treppen empor zum dritten Stockwerk. In Zwischenräumen standen in tiefen Mauernischen kleine Messinglampen, deren winziger Docht langsam das Olivenöl verzehrte. Die Schatten der Nacht traten dadurch nur um so dunkler hervor. Nachdem er sein Wohnzimmer betreten hatte, zündete er eine Studierlampe an, zog einen Stuhl her zum Tisch, nahm aus einem der wohlangefüllten Bücherschränke eine lateinische Uebersetzung des Neuen Testamentes und fing an zu lesen. Man sah, er las nicht mit kritischen Augen, auch nicht gleichgültig, doch mit gespannter Aufmerksamkeit, wie einer, dem es um das Heil seiner Seele zu tun war, und der vor Verlangen brannte — nein, der nach der göttlichen Wahrheit hungerte. Wenn er je durch den evangelischen Glauben den Frieden der Seele fand, so konnte er wohl verstehen, wie Luther das Lied dichten konnte ‚Ein' feste Burg ist unser Gott'. Es handelte sich dann um alles, um Gut und Ehre, um Brot und Freundschaft, und in manchen Fällen war das Bekenntnis zum evangelischen Glauben gleichbedeutend mit dem Tod. Seine ganze Freundschaft befand sich in der römisch-katholischen Kirche. In ihren Augen war er ein Verräter. Die eigene Familie würde ihn ausstoßen und verfluchen.

Seine Tante Rosina, die Schwester seiner Mutter, war so stolz auf ihn, daß er sich diesen Lebensberuf ge-

wählt, und der Höhepunkt ihres Daseins war der Tag seiner Priesterweihe. Trotz seines Einwandes bestand sie darauf, daß ihm die Verwandten die Hand küßten. Nächste Woche sollte Tante Rosina mit ihrem ältesten Sohn vom Lande in die Stadt kommen zum Fest der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau. Er konnte sie sich genau vorstellen mit ihrem lieben, ehrlichen Gesicht, in das schwere Arbeit und bittere Sorgen tiefe Runzeln gezogen hatten. Sie trug dann wohl das schwarzseidene Kleid, das ihr Mann vor vielen Jahren ihr geschenkt hatte, und eine Schnur von Korallen und einen Spitzenschleier über der Fülle ihres rabenschwarzen Haares.

Er konnte sich ihre große Freude vorstellen, wenn sie ihn in der Prozession inmitten der jüngeren Priester sehen würde, denn Pius X. wünschte seine Gegenwart. Trat er jetzt zum Protestantismus über, würde sie ihm wohl fluchen — ihrem eigenen Neffen? Sie haßte die Abgefallenen, die sogar die kleinen Kinder in der Schule bezaubern. Und Pater Veroni?

Don Paolo erlaubte seinen Gedanken nicht, weiter umherzuspringen, sondern fing wieder an zu lesen. Die ganze Nacht verbrachte er über dem Buch, und als im Osten der Morgen hereinbrach und die ersten Sonnenstrahlen, die kranzartig aus dem Nebelmeer auftauchten, den Dom der St. Peterskirche vergoldeten, warf sich der junge Priester auf seine schmale, eiserne Bettstelle und schlief in tiefer Ruhe, bis ihn die alte Hausfrau aus dem Schlummer weckte und, wie immer, eine Tasse schwarzen Kaffee brachte.

Von den Tagen, die jetzt folgten, hatte Don Paolo nie eine bestimmte Erinnerung. Er hatte eine zweistündige

Unterredung mit dem evangelischen Prediger und versprach ihm, jeden Tag zur bestimmten Stunde wieder zu kommen. Zusammen forschten sie in Gottes Wort, und Signor Berini unterrichtete ihn mit aller Geduld und erklärte ihm Stellen, die schwierig und dunkel waren. Immer hungriger verschlang Don Paolo die ihm aufdämmernde Wahrheit, und mit jedem neuen Blick zeigte sich ihm der Weg der Pflicht klarer. Don Paolo traf auch nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln, um etwa seine Besuche bei Signor Berini geheim zu halten. Drei Uhr nachmittags war für einen Priester, der im Sinne hatte, ein protestantisches Haus zu betreten, eine sehr gewagte Stunde. Signor Berini hatte diese Stunde selbst bestimmt, um den jungen Mann auf die Probe zu stellen. Berini war sich gewiß: ein ehrlicher Mann war hier bestrebt, die Wahrheit zu finden. Er hatte nichts zu gewinnen, wenn er evangelisch wurde, aber sehr viel zu verlieren. Sein Name klang in Rom nicht mehr fremd. Man kannte ihn als einen versprechenden jungen Mann, als einen talentvollen Redner, einen Günstling des Vatikans, einen Protegé Pater Veronis.

Das Fest begann am Samstag. Don Paolo hatte sich entschieden, nicht zu warten, bis die Festlichkeiten vorüber waren, ehe er es vollständig auf den Bruch ankommen ließ. Er fürchtete, jeder Verzug könnte gefährlich für seine Entscheidung werden. Die großartigen Feierlichkeiten konnten nicht ohne Eindruck auf ihn bleiben, durch den er vielleicht bereuen würde, was er jetzt als Gewissenspflicht erkannt hatte. Alles mochte ihm dann wieder in einem anderen Lichte erscheinen und sein Sehnen nach Geistesfreiheit als ein Traum, der doch nie zur Wirklich-

keit würde. Zudem kam Tante Rosina. Sollte er warten?

* * *

Es war an einem Morgen, an dem Don Paolo unruhiger war als sonst, als Janet ein Billet übermittelt wurde, das ihr Kunde brachte von der ernstlichen Erkrankung Frau Potters, die an einem Nervenschlag darniederlag und sie zu sehen wünschte. Die Schrift war plump und eckig und die englische Sprache, in der es geschrieben, fehlerhaft.

„Das hat die Schwester des Kardinals geschrieben, Mama, die alte Dame, von der ich dir sagte. Wolltest du heute ausgehen? Hast du mich nötig?"

„Frau Gray und ich wollten Einkäufe machen."

„O, dann bin ich nutzlos," antwortete lächelnd Janet.

„Du liebe alte Janet! Du bist die schlechteste Käuferin in Rom," sagte Fay. „Was denkst du, hat sie da vor etlichen Tagen gemacht, Mama? Sie wollte Knöpfe kaufen, und statt in einen Laden erster Klasse zu treten, hält sie da unten an einer kleinen Bude an der Ecke an, wo ein verkrüppeltes Mädchen Sachen feil hält."

„Und hat gewiß den doppelten Preis bezahlt?" frug Frau Lapeer.

„Genau so!"

„Es regnete," protestierte Janet, „und das arme Ding sah so erfroren aus."

Fay legte ihren Arm um sie. „Ich wünschte, wir wären, wie du bist, und dann hätten wir vielleicht ein schärferes Auge."

Es lag ein eigentümlicher, melancholischer Ton in diesen Worten, der Janet auffiel. Fay war in den letzten

Tagen nicht dieselbe gewesen wie sonst. Sie war sichtbarlich abgemagert und bleicher geworden. Die Heiterkeit in ihren Augen war verschwunden. Mochte irgendeine Sorge ihr Herz beschweren? Eine dumpfe Furcht befiel Janet. Wenn ihre Zuneigung zum Marquis so mächtig war, daß eine Entsagung wie ein böser Schatten auf Fays Seele und Leben fiel, dann sollte ihr gewiß nichts in den Weg gestellt werden, ihn zu heiraten. Doch sie hatte sich ja kürzlich selbst etliche Male entschuldigt, als er zu Besuch kam, um bei Lady Eger Zuflucht zu suchen, da diese durch ihren Husten ans Zimmer gefesselt war. Seit jener Fahrt in die Campagna in der frostigen Novemberluft hatte sie sich nie wieder wohl gefühlt.

Janet nahm Fays Angesicht liebevoll zwischen ihre beiden Hände und untersuchte es forschend voll ängstlicher Besorgnis.

„Du schläfst nicht gut," sagte sie anklagend. Fay nickte.

„Und du ißt wie ein Vogel. Denkst du, ich hätte deine Schwächen nicht entdeckt, Fräulein? Morgen kommt der Doktor."

„Nein, nein! Ich bin vollkommen gesund. Ein wenig müde von meinen Stadtbesuchen, das ist alles. Ich fahre aus mit Lady Eger; es ist ein so wunderschöner Morgen, und wir besuchen das Kloster, in dem Floria di Cassini sich aufhält."

„Armes Mädchen!" rief Janet aus.

„Denkst du? Ich bin anderer Meinung. Ich glaube, es muß das höchste Glück sein, ein Leben so vollkommener Weihe führen zu dürfen, wie sie es tut. Leb' wohl, Janet. Mach' dir keine Sorgen meinetwegen. Mir fehlt nichts."

Janet marterte sich in ihren Gedanken ab über verschiedene Dinge, während sie sich auf dem Wege zu Frau Potter befand. Die kalte, würzige Luft von den Bergen her weckte alle Lebenskräfte in ihr auf. Sie fühlte eine Kraft in sich, als könnte sie meilenweit gehen, ohne zu ermüden. Jays Weg zum Kloster rief die Erinnerung an ein Landmädchen in ihr wach, das das Klosterleben satt hatte und ihm zu entrinnen wünschte. Die arme, kleine Kreatur! Sechzehn Jahre alt und abgeschlossen von dieser schönen Welt! Konnte sie denn nicht ebenso treu ihrem Gott dienen, ohne zwischen Klostermauern eingeschlossen zu sein? Da war Floria di Cassini. Vielleicht sehnte sie sich, wieder frei zu sein und den Fesseln zu entrinnen, hatte aber das Herz nicht, es zu wagen und zu sagen. In beiden Fällen war es die Mutter, die ihr Kind ins Klosterleben gezwungen hatte. Diese Mädchen betraten die Klostermauern nicht im Gefühl ihrer Pflicht. Gott sei ihnen gnädig!

Sie hatte das Geld an Herrn Pierce gesandt, doch weiter nichts vernommen. Auf ihrem Wege wollte sie bei Alda anfragen, ob noch keine Nachricht eingetroffen sei.

„Nein, nein," sagte Frau Pierce. „Ihr Bruder ging erst gestern fort; wir müssen wohl etliche Tage warten, bis wir etwas hören. Graham schrieb an den Bürgermeister des Dorfes, der das Mädchen aufs beste empfahl. Es soll von gutem Charakter sein, und alle, die sie kannten, ehe sie ins Kloster trat, rühmen sie als eine sehr liebenswürdige Person. Kannst du nicht länger bleiben? Bist auf dem Wege zu Frau Potter? Sie ist sehr krank, und es tut mir leid, daß zwei Nonnen ihre Pflegerinnen sind. Ohne Zweifel sind sie dort auf den Wunsch der Schwester des Kardinals."

„Sie verstehen doch die Pflege?“ frug Janet.

„Ausgezeichnet, doch Frau Potter ist eine Protestantin, und der Gedanke daran ist mir fürchterlich, daß sie sich in jenen Stunden, die vielleicht ihre letzten sein mögen, in den Händen römischer Katholiken befindet.“

„Welches Leid können sie ihr zufügen, wenn sie eine Protestantin ist?“ warf Janet ein.

„Warte einmal, bis du fünf Jahre in Rom gelebt hast, und du wirst eine Entdeckung machen,“ sagte Frau Pierce, und Janet verließ sie in etwas gereizter Stimmung, denn sie hatte das Gefühl, man behandle sie wie ein Kind, dem noch die Erfahrung fehlte.

Dieser Geist erfüllte sie noch, als sie die Nonne sah, gekleidet in ihr fleckenloses Gewand, einen weißen Schleier über dem Haupt, wie sie sich über Frau Potter beugte.

„Wie liebenswürdig sie ist,“ dachte sie bei sich. „So rein und reizend. Wäre ich krank, ich glaube, so eine müßte mich auch pflegen. Sie sieht so malerisch und nett aus. Alda ist sicherlich zu sehr von Vorurteilen gegen die römische Kirche erfüllt. Ich denke, sie kann sich wohl kaum ihrer erwehren, immer sieht sie nur die dunkle Seite. Zudem ist ja Frau Potter sehr gewissenhaft in ihren religiösen Ansichten; ich kann nicht einsehen, wie eine fröhliche, liebenswürdige Pflegerin ihr schaden könnte.“

Die Nonne verstand die englische Sprache nicht, doch verbeugte sie sich und lächelte und erhob sich, um Janet an Frau Potters Bett Platz zu machen.

Frau Potter war schwer krank und vermochte nur einige Worte zu sprechen. Der Arzt, als er mit der Schwester des Kardinals eintrat, machte eine bedenkliche Miene.

„Sie hat Verwandte in England, nicht wahr?“ frug er.

„Ja, einen Neffen, wie ich glaube.“

„Telegraphieren Sie ihm. Ist er ihr Erbe?“

„Das sind Privatangelegenheiten, die ich doch nicht wissen kann,“ antwortete die Schwester des Kardinals spitzig.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte der Arzt, nahm die Hand der Patientin nochmals und zählte sorgfältig die schwachen Pulsschläge.

Etliche Tage später kam Frau Potters Neffe, ein Mann in den mittleren Jahren, aus Edinburgh. Herr Potter war ein Schotte bis auf das Rückgrat, war nie außerhalb seines Vaterlandes gewesen und besaß feste Ueberzeugungen von dem, was er für recht hielt. Der erste Anblick der Nonnen machte ihn stutzig, und er drückte sich demgemäß aus, als er später mit Frau Pierce redete, die Frau Potter ebenfalls besucht hatte. „Sie hätten mich mit einem Strohhalm umwerfen können. An ihren Gürteln tragen sie Rosenkränze, Herr Pierce, ich versichere Sie, und Medaillen mit der Büste der heiligen Maria auf der einen und Papst Pius X. auf der anderen Seite.“

„Sie sollen ausgezeichnete Pflegerinnen sein,“ erwiderte Herr Pierce, um etwas Beruhigendes zu sagen.

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel, doch sie sind römisch. Wäre meine arme Tante gesund wie sonst, so hätte sie so etwas nicht zugelassen. Es ist die Schwester des Kardinals, die das getan hat. Ich kann mich ihres Namens nicht entsinnen, er ist zum Zungenverdrehen. Sie ist schlau wie eine Füchsin, und ich bin sicher, sie ist eine Viper, Sir, eine Viper!“ Herr Potter schritt erregt im Zimmer auf und ab.

„Keine von den Nonnen spricht Englisch; ich habe meine Nachrichten durch die Schwester des Kardinals erhalten, und die Worte klangen sehr nebelhaft. Ich fürchte, meine Tante lebt nicht mehr lange. Es ist eine sehr ernste Sache, Herr Pierce, eine sehr ernste Sache."

Herr Pierce stimmte darin mit ihm überein. Die Schwester des Kardinals hielt sich nicht immer im Hause auf, doch wenn sie kam, übernahm sie das Hausregiment, und Herr Potter mußte sich fügen, ob er wollte oder nicht, und er starrte dabei der hageren Dame in Schwarz mit einem durchbohrenden Blick ins Angesicht.

„Würden Sie es gerne sehen, wenn meine Frau kommen würde?" frug Herr Pierce.

„Es wäre ein großer Dienst, wenn sie hie und da kommen könnte, und Dr. Meredith, der Pastor meiner Tante, ist sehr gefällig. Doch meine Meinung ist, Herr, daß, wenn diese Papisten an einer Person Halt bekommen haben, so lassen sie nicht mehr los, wie der grimmige Tod. Es liegt etwas darin, das ich nicht verstehen kann. Wie ist denn meine Tante nur auf so vertrauten Fuß gekommen mit der Schwester des Kardinals, daß sie es wagt, hierher zu kommen, um alles und alle zu kontrollieren?"

„Sie war viele Jahre in Italien" — begann Herr Pierce; doch der Schotte unterbrach ihn wieder.

„Was macht das aus, Mensch, was macht das aus! Macht denn der Aufenthalt in diesem Lande die Leute zu Narren? Uebt denn Rom einen solchen Zauber aus, daß ihnen allen die Augen verblendet werden und sie schließlich glauben, Schwarz ist Weiß?" schnaubte er in zornig-verächtlichem Tone.

Ehe Herr Pierce antworten konnte, kündigte mit ehr-

furchtsvollem Tone das Hausmädchen an: „Seine Eminenz, der Kardinal Massimini!“

Herr Potter hielt inne in seinen schnellen Schritten, mit denen er das Zimmer durchmessen hatte, und blieb vor dem Prälaten stehen in der Art eines wilden, wütenden Tieres, doch die ruhige Würde des alten Herrn dämpfte schnell den Zorn des aufgebrachten Schotten.

„Ich bin gekommen, um mich nach dem Befinden Frau Potters zu erkundigen,“ sagte er. „Rede ich zu ihrem Neffen, der durch ein Telegramm herbeigerufen worden ist?“

„Ja, mein Herr. Potter ist mein Name,“ war die mürrische, doch nicht grobe Antwort.

Es wäre wohl für irgend jemand schwer gewesen, diesen alten Herrn mit seinem freundlichen Angesicht unhöflich zu behandeln. Seine Züge verrieten nicht den Intriguenspieler und Ränkeschmied, und doch liebte Kardinal Massimini seine Kirche über alles, und kein Schritt war ihm zu viel, der ihre Interessen förderte.

„Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Signor. Sie hatten eine weite Reise zu machen. Ich hoffe, Sie fanden Ihre Tante auf dem Wege der Besserung.“

Herr Potter wurde sichtlich weicher gestimmt. Seine Pflichten als Hausherr im Heim seiner Tante machten sich geltend und verdrängten vorläufig seine Gefühle.

„Bitte, setzen Sie sich, Eminenz. Dies ist Herr Pierce.“

Der Name war dem Kardinal sicherlich nicht fremd, und er verbeugte sich kühl.

„Ich bedaure, daß ich meine Tante nicht bei besserem Wohlbefinden antraf.“

„Es tut mir sehr leid, Signor. Frau Potter und

meine Schwester waren jahrelang intime Freunde, trotz der Verschiedenheit ihrer Nationalität und religiösen Anschauungen." Der Kardinal lächelte herzlich, und Herr Potter sagte zu sich selbst: „Er ist doch ein ganz gemütlicher Bursche, Furcht ist da nicht am Platze."

„Frau Potter verbrachte den letzten Sommer auf unserem Landgut in den Abruzzen. Die Bauern verehrten sie und nannten sie nur „die gute englische Lady". Sie werden bis zu Tränen gerührt sein, wenn sie von ihrer Krankheit hören."

Herr Potter war gewonnen. Der Kardinal war der Freund seiner Tante; so mußte er ihn demgemäß auch behandeln. Nach etlichen weiteren Worten über allgemeine Dinge erhob sich der Kardinal.

„Es ist wohl kaum geraten, Frau Potter zu sehen?" frug er zögernd.

„Gewiß, mein Herr. Vielleicht ist eben jetzt Ihre Schwester bei ihr."

Sanft wie ein Lamm führte Herr Potter den Kardinal in das Krankenzimmer, wo er etliche Augenblicke verblieb, um dann höflich sich zurückzuziehen. Frau Potter war allein mit Kardinal Massimini, seiner Schwester und der Nonne.

Am nächsten Morgen erschien Herr Potter in größter Aufregung im Studierzimmer Dr. Meredith's. Er war nach seiner Gewohnheit früh aufgestanden und hatte wohl schon vor sechs Uhr das Haus verlassen, um vor Frühstück einen Spaziergang zu machen. Die Wohnung lag noch im Dunkel, und alles war still, doch die äußere Tür stand weit offen. Da er seine Tante nicht zu stören wünschte, ging er leise an ihrem Zimmer vorbei durch die erste Tür

und die Treppe hinunter. Vor ihm standen zwei Gestalten, die sich langsam bewegten und im ernsten Flüstertone sich unterhielten. Als er sich ihnen näherte, sah er, daß der eine ein Priester war und die andere eine Frau im weißen Gewand und weißen Schleier. Zuerst machte er sich wenig daraus, doch als er die letzte Treppenflucht erreichte, erkannte er in der Nonne die Pflegerin seiner Tante. Sie war jedenfalls erschrocken, ihn zu sehen, und glitt schnell an ihm vorüber.

Herr Potter schritt hinaus auf die Straße. Zu dieser frühen Stunde befanden sich noch wenig Menschen im Freien. Hier und da konnte man einen Handwerker sehen, der an seine tägliche Arbeit ging; einen Bäckerjungen, der seinen Karren zog. Die Gaslichter flackerten noch in den Lampen auf der Straße. Im Gehirn des Schotten arbeiteten die Gedanken langsam. Das war doch ein sonderbarer Vorfall. Warum standen da zur frühen Morgenstunde ein Priester und eine Nonne auf der Treppe? Waren sie da auf Bestellung? Warum befand sich die Tür zur Wohnung offen? Warum schloß die Nonne die große „Portone" sorgfältig, nachdem der Priester hinaus war? Er war genötigt, das Schloß selbst zu öffnen, da der Portier noch nicht auf war. Herr Potter wanderte zweimal im scharfen Gang um die Pincianischen Gärten und war so vertieft in seine Gedanken, daß er nicht beobachtete, wie unterdes der Tag angebrochen war, die Vögel in den Zweigen der großen Bäume zwitscherten und die Palmenblätter sich im Südwind wiegten. Plötzlich stand er still, nahm seinen Hut ab und trocknete sich das kahle Haupt, um dann im raschen Gang zurückzupilgern, von woher er gekommen war.

Dr. Meredith war bereits im Studierzimmer, als Herr Potter eintrat, und hielt ihm mit herzlichem Gruß die Hand entgegen.

„Ich hoffe, Sie bringen keine traurige Kunde," sagte er. — Herr Potter war äußerst aufgebracht.

„Ich weiß nicht. Es kocht in mir. Das ist es, was sich zugetragen hat." Und er erzählte nun seine Begegnung in der frühen Morgenstunde mit der Nonne und dem Priester auf der Treppe.

Dr. Meredith war in Nachdenken versunken. „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Nonnen dem Priester Zutritt gaben in das Krankenzimmer Ihrer Tante. Ist sie bei Bewußtsein?"

„Nur dann und wann. Der Kardinal war gestern da. Sie schien ihn zu erkennen."

„Wenn Sie zehn Minuten warten, bis ich meine Tasse Kaffee getrunken habe, werde ich mit Ihnen gehen."

„Trinken Sie Kaffee mit mir," bat Herr Potter.

Eine kurze Zeit später erschien Dr. Meredith wieder, telephonierte an den Arzt und bat ihn, sofort zu Frau Potter zu kommen.

„Es wäre wohl weise, noch einen anderen Zeugen zu bekommen, der beides, Italienisch und Englisch, spricht," sagte er. „Lassen Sie uns an der evangelischen Kirche vorübergehen, Herrn Pierce mit uns zu nehmen. Er ist ein Mann von gutem Urteil und Takt."

Bald saßen die drei Herren am Tisch in Frau Potters einladendem Frühstückszimmer, an dessen Wänden seltene Porzellanwaren standen, Teller, Tassen und Vasen, gesammelt in verschiedenen Teilen Italiens während der vierzig Jahre, die sie hier verlebt hatte.

„Vielleicht habe ich mich getäuscht," sagte Herr Potter. „Die Krankenpflegerin mag vielleicht mit dem Priester eine persönliche Unterredung gehabt haben, zu der ihre eigenen religiösen Skrupel Anlaß geben mochten."

„Es ist möglich. Wir werden versuchen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, obwohl ich Sie versichere, Herr Potter, daß es nicht leicht sein wird. Der Arzt kann da mehr ausrichten als wir. Wir wollen ihn darin einweihen und ihn handeln lassen, wie er es für gut befindet."

„Ist er nicht Katholik?"

„Ja, durch Geburt und Erziehung. Seine Frau ist eine Protestantin, und er hat eine große Kundschaft in der englischen Kolonie. Ich denke nicht, daß er überhaupt eine religiöse Natur ist; doch ist er ein Mann von ausgesprochener Ueberzeugung und verlangt vollkommenen Gehorsam von den Pflegerinnen, die in seinen Diensten stehen. Wenn es wahr ist, daß eine der Nonnen diesen Morgen einen Priester in Frau Potters Zimmer ließ, wird er aufgebracht sein."

„Der Arzt ist hier," kündete das Mädchen an.

Vierzehntes Kapitel.

Der Arzt hörte stillschweigend zu, als Herr Potter den verdächtigen Vorgang erzählte. „Ich werde die Sache untersuchen," antwortete er, als jener fertig war. „Diese Nonnen sind gewöhnlich zuverlässig; so habe ich sie wenigstens gefunden. Doch unsere Stellung hier in Italien ist eine eigentümliche. Zunächst sind unsere Anschauungen und Meinungen verschieden von denen, die Ausländer haben. In manchen Dingen glauben wir, daß der Zweck die Mittel rechtfertigt. Wir sind dazu erzogen worden von Kindheit an. So hat es uns der Beichtvater unserer Familie gelehrt, seitdem wir das A-B-C gelernt haben. Als eine Nation, meine Herren, sind wir von Natur aus edel und ehrlich angelegt. Wenn Sie andere Eigenschaften finden — Intrigue, Unehrlichkeit, Unwahrheit — so beschuldigen Sie nicht die Italiener; klagen Sie die Jesuiten dafür an, deren Einfluß sich in Rom seit dreihundert Jahren geltend macht."

„Ich glaube Ihnen, Herr Doktor!" riefen die beiden Geistlichen wie aus einem Munde.

„Ich dachte aber, die Jesuiten wären von Rom und aus Italien verbannt worden," wandte Herr Potter erstaunt ein.

Der Arzt zuckte mit den Schultern. „Andere haben dasselbe gedacht. Wo wohnt der General des Ordens, der schwarze Papst? Nirgends anders als hier in Rom.

Für die Gegenwart befindet sich sein Hauptquartier im deutschen Kollegium, doch wie ich höre, wird der Orden bald wiederum seine eigenen Gebäulichkeiten besitzen. Wer regiert im Vatikan? Der Papst? Nicht im geringsten. Die Jesuiten sind die Macht hinter dem Thron, gerade so wie zur Zeit, als der listige Leo herrschte. Ich bin weder ein Ausländer noch ein Protestant, meine Herren, ich bin ein Italiener und weiß deshalb, wovon ich rede. Und Tausende von Italienern sind mit mir darin eins. Wir reden auch offen und ohne Furcht. Es wurde mir schon gesagt, die offene Sprache, mit der wir hier in Rom reden, würde in England und in Amerika einen Aufstand herausfordern. Das einfältige Gerede von der Wiederherstellung der weltlichen und politischen Macht des Papstes! Das ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Die Italiener werden es nie mehr zugeben. Wir sind frei und werden frei bleiben."

„Amen!" sagte Herr Pierce.

Der Arzt hielt etliche Augenblicke inne. Herr Potter bemerkte eine Träne, die er sich aus dem Auge wischte. Dem loyalen Italiener geht die Wohlfahrt seines Vaterlandes über alles.

„Jetzt aber zur Sache!" fuhr er kurz fort. „Wenn hier irgendeine priesterliche Hand intriguiert hat, so werde ich dahinter kommen. Die Nonnen sind hier zu keinem anderen Zweck, als zu pflegen."

Fünfzehn Minuten später öffnete er die Tür wieder.

„Es ist meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, meine Herren, daß Frau Potter sich entschieden schwächer befindet. Ob das die Folgen einer besonderen Aufregung sind oder nicht, kann ich nicht sagen. Ich werde die Pflegerin fra-

gen. Frau Potter hat lichte Augenblicke. Vielleicht möchte Herr Dr. Meredith etliche Worte mit ihr wechseln; doch möchte ich Sie ersuchen, auf meine Rückkehr zu warten. Seien Sie so freundlich, Herr Potter, und nehmen Sie einen Stuhl in der Nähe des Bettes. Ihre Gegenwart mag der Patientin wohl tun."

Herr Potter verließ das Zimmer, und Dr. Meredith und Herr Pierce unterhielten sich miteinander in jenem gedämpften Ton, den man gewöhnlich anschlägt, wenn in einem Haus der Tod nahe ist. Eine halbe Stunde ging vorüber, bis der Arzt, begleitet von Herrn Potter, wieder eintrat.

„Bitte, kommen Sie mit mir," sagte er, und sie gingen alle in Frau Potters Wohnzimmer, in dem unzählige Andenken an die erinnerte, welche so viele Jahre hier aus- und eingegangen war, daß es beinahe schien, als weilte sie selbst noch hier.

Die Nonne stand in der Mitte des Zimmers. Sie schaute nicht auf, als die Herren eintraten, dennoch vermochten sie wahrzunehmen, wie dunkelrot sich ihr Angesicht unter dem weißen Schleier färbte.

„Sie hat endlich die Wahrheit eingestanden," bemerkte trocken der Doktor, „nachdem sie mir lange genug ausgewichen war. Sie ist die Pflegerin in den Nachtstunden; diejenige, die am Tage die Kranke versorgt, kam eben und befindet sich bei der Patientin. Wünschen Sie irgendeine Frage an die Schwester zu richten, Dr. Meredith?"

Doch auf alle weiteren Fragen weigerte sich die Nonne entschieden, zu antworten. Sie kehrte sich an keine andere Autorität als an die des Arztes, da jeder protestantische Geistliche ihr verdächtig war.

„Sie können sich entfernen, Suora (Schwester)," sagte kurz der Doktor, und die Nonne verließ das Zimmer. „Dies ist, was sich zugetragen hat, soweit ich es aus den unbefriedigenden Antworten zu schließen vermag," fuhr er fort. „Sie sagte nicht mehr, als sie mußte. Es ist so, sie hat dem Priester heute morgen etwa um fünf Uhr die Türe geöffnet. Als der Kardinal gestern hier war und Frau Potter schlimmer fand, gab er Befehl dazu. Die Nonne deutete an, Frau Potter gehöre längst zur katholischen Kirche. Das mag wahr sein, vielleicht aber auch nicht."

„Nette Weiber, diese Nonnen, wenn man sich nicht auf ihr Wort verlassen kann," brummte Herr Potter.

Der Arzt schien über diesen Ausdruck überrascht zu sein. „Es gibt viele gute Frauen in den Klöstern, und wahrscheinlich hat man ihr im Interesse der Kirche zu verstehen gegeben, Ihre Tante habe ihren Glauben gewechselt. Es bietet dies einen Grund zu ihrer Entschuldigung für den Vorfall in dieser Morgenstunde."

„Ich kann jedoch nicht einsehen, wie das ein Entschuldigungsgrund sein kann," fuhr Herr Potter heraus. „Es ist also demnach recht, im Interesse der Kirche zu lügen, nicht wahr, aber verkehrt in irgendeinem anderen Falle, die Unwahrheit zu sagen? Das ist mir doch eine sonderbare Lehre, in die sich ein hartköpfiger Schotte von meinem Schlage kaum hineinzufinden vermag. Mit uns ist Ja — ja und Nein — nein. Doch fahren Sie fort, Doktor," sagte er kurz angebunden, da er einsah, wie nutzlos eine Unterhaltung über diesen Gegenstand sein mußte, bei der die Gesichtspunkte sich so schnurstracks gegenüber standen.

„Das ist alles. Der Priester der Gemeinde war da; doch zu welchem Zweck, weiß ich nicht."

„Er kam! Wie konnte er es wagen ohne meine Erlaubnis!" Herr Potter fing wieder an, den Zimmerboden mit seinen Beinen abzumessen. Er war sichtlich aufgeregt und ärgerlich. Ein leichtes Lächeln huschte über das Angesicht des Arztes. Ein Schotte und ein Priester! Die waren ja so weit voneinander entfernt wie die beiden Pole, und wer in einem Kampf der Sieger sein würde, ist gar nicht fraglich.

„Ich glaube kein Wort von dieser Sache. Unsinn! Es ist wahr, ihre Mutter war eine Katholikin, ehe sie sich verheiratete, und meine Tante wurde in diesem Glauben getauft. Später aber änderte sie ihre Anschauung, und ihre ganze Familie besuchte die protestantische Kirche."

„Davon wußte ich nichts," bemerkte Dr. Meredith, dessen Angesicht immer ernster wurde und sogar eine strenge Miene annahm. „Frau Potter war, seitdem sie in Rom gelebt hat, eine regelmäßige Besucherin meiner Gottesdienste."

Der Arzt lächelte wieder. Es war zu erwarten, daß ihm das Wohl seiner Patientin am Herzen lag. Doch die Tatsache, ob Frau Potter eine Katholikin oder eine Protestantin war, hatte für ihn wenig Bedeutung. Er war ein Freidenker — was machte es ihm aus, welchen religiösen Anschauungen Frau Potter huldigte?

„Es mag sehr leicht möglich sein, daß Frau Potter wieder in die römisch-katholische Kirche zurücktrat, wenn es galt, einen gewissen Zweck zu erreichen, obwohl sie äußerlich eine Protestantin gewesen sein mochte," bemerkte er.

„Es ist nicht möglich!“ rief Herr Potter aus. „Das ist eine Gewissenssache, mein Herr! Meine alte Tante wäre nie auf so etwas eingegangen. Wie können Sie das für möglich halten?“

Die Art, wie er an Dr. Meredith appellierte, grenzte ans Pathetische. Der starke Schotte fühlte seine Schwäche. Sein ehrliches, gebräuntes Gesicht war bleich vor Aufregung.

„Ich vernahm schon die Behauptung, daß es in der englischen Hochkirche Priester gebe, die Jesuiten seien und unter einer besonderen Dispensation sich befänden, um die zu hintergehen, die ihnen ihr Zutrauen geschenkt hätten. Ich kann kaum glauben, daß eine solche Falschheit unter dem Schleier der Religion möglich wäre. Es hat in der katholischen Kirche heilige Männer und Frauen gegeben. Da waren Faber und Newman und Manning. Wie hätten sie diesen Betrug gutheißen können? Es kann darum unmöglich wahr sein!“

Der Arzt wandte sich zum Fenster und schien ungemein interessiert zu sein an einem Streit, den zwei Marktweiber miteinander hatten tief unten in der Straße, wo ihre Karren Rad an Rad standen.

„Faber und Newman und Manning waren ehrliche, gute Männer,“ sagte Dr. Meredith; „und es befinden sich Tausende ihresgleichen unter den Priestern und den Laien. Es gibt ebenfalls Tausende von Priestern, die sich sehnen, aus der Kirche zu treten, da sie fühlen, daß sie ihre Einfachheit und Reinheit, wie sie die Väter lehrten und in ihrem Leben übten, verloren hat. Ich habe Ihre Tante viele Jahre gekannt, und es scheint mir kaum möglich zu sein, daß sie ihre wirklichen Gedanken und Ge-

fühle vor mir verborgen gehalten hat. Wenn es aber dennoch sein sollte, so kann es nicht lange her sein — vielleicht erst seit letztem Sommer. Halten Sie dafür, Herr Doktor, daß Frau Potter noch im Besitze ihres klaren Verstandes ist?"

Der Arzt wandte sich mit einer scharfen Wendung vom Fenster hinweg. Die Frauen, welche sich fünf Minuten zuvor aus Wut zu zerreißen drohten, schoben lachend wieder ihre Karren, beladen mit Gemüse aller Art, die Straße hinunter. Sie unterhielten sich wieder auf die freundlichste Weise, als ob nie etwas zwischen ihnen vorgefallen wäre.

„Frau Potter liegt oft schon stundenlang in bewußtlosem Zustand, doch sobald sie wieder zu sich kommt, ist sie vollkommen zurechnungsfähig und klar. Als ich sie vor einigen Minuten verließ, war sie wach."

„Können wir hinein und mit ihr reden?"

„Sicherlich."

„Bitte, kommen Sie, Herr Pierce," sagte Dr. Meredith. „Ich möchte Sie und Herrn Potter als Zeugen dabei haben." Miteinander betraten sie das Zimmer, und Dr. Meredith näherte sich dem Bett. „Fühlen Sie sich besser, meine liebe, alte Freundin?" frug er, indem er sich über die Patientin beugte.

„Dr. Meredith," flüsterte die Kranke.

„Ja, ich bin es. Ich möchte Sie nicht ermüden, Frau Potter, aber wenn Sie können, möchten wir gerne, daß Sie uns etliche Fragen beantworten würden. Können Sie mich verstehen?"

„Ja."

Dr. Meredith setzte sich. „Bitte, wollen Sie meine

Fragen niederschreiben, Herr Pierce, und die Antworten von Frau Potter." Dann wandte er sich wieder an die Kranke: „Liebe Freundin, wir haben uns viele Jahre lang gekannt und haben zusammen für die Sache Gottes in Rom gearbeitet. Haben Sie je Zweifel gehabt über die rettende Gnade des Blutes Jesu Christi?"

„Nie," hauchte sie.

„Glauben Sie an Christum und daß von Christo allein Ihre Erlösung abhängt?"

„Ich glaube daran."

„Wenn Gott Sie heute heimruft, sterben Sie im Glauben Ihrer Väter als eine Protestantin aus den Protestanten?"

Bis zu diesem Augenblicke hatte Frau Potter ihre Augen geschlossen gehalten, sei es aus Müdigkeit oder Schwäche. Ihr Neffe stand an der Seite ihres Bettes und schaute mit ängstlichen Blicken auf sie. Herr Pierce hob seine Augen vom Papier und wechselte mit Dr. Meredith einen Blick.

Frau Potter öffnete ihre Augen. Es lag ein Ausdruck hoher Verwunderung darin. Ihre Stimme war aber so stark, wie sie je in ihren gesunden Tagen war, als sie antwortete: „Ich sterbe im protestantischen Glauben, vertraue auf Christum und auf ihn allein für das Heil meiner Seele."

Wieder schlossen sich ihre Augen, und reglos lag sie da.

„Bitte, unterschreiben Sie Ihren Namen, Herr Potter, und dann rufen Sie freundlichst den Arzt herbei. Und Herr Pierce, auch Sie setzen Ihren Namen unter dieses Dokument, falls irgend welche Schwierigkeiten erwachsen sollten," fügte er mit leiser Stimme hinzu.

„Fürchten Sie irgend etwas derart?“ fragte Herr Pierce leise.

„Man kann so etwas nie vorher wissen. In Fällen, wie dieser ist, kommen leicht Verwicklungen vor.“

Die beiden Prediger verließen zusammen die Wohnung.

„Denken Sie, der Priester verabreichte der Sterbenden heute morgen die letzte Oelung?“

„Es ist sehr wahrscheinlich.“

„Und in diesem Fall —?“ forschte Herr Pierce.

„In diesem Falle würde Frau Potter als eine Römische Katholikin angesehen, und sie würden ihren Leichnam beanspruchen, um ihn in geweihtem Boden zu beerdigen.“

„Denken Sie, dazu erfrechen sich diese Eindringlinge?“

Dr. Meredith wandte sich Herrn Pierce zu und schaute ihm scharf ins Auge. Es lag eine Entschiedenheit und ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl in seinem Gesichtsausdruck. „Sie mögen es versuchen, Herr Pierce, doch sie werden keinen Erfolg haben. Ich habe jetzt die Worte von Frau Potter selbst in meinem Besitz, worin sie bezeugt, daß sie im protestantischen Glauben stirbt. Sie sind von Ihnen und Herrn Potter unterschrieben. Ich werde Protest einlegen bis zur letzten Instanz, selbst gegen Kardinal Massimini, wenn ein Versuch gemacht werden sollte, sie als eine Katholikin beerdigen zu lassen.“

In den Augen des Geistlichen leuchtete ein Feuer, wie man es sonst nicht sah, und Herr Pierce streckte ihm seine Hand entgegen.

„Falls Sie Hilfe nötig haben, Dr. Meredith, rufen Sie mich.“

„Gewiß, mein lieber, teurer Bruder," antwortete Dr. Meredith mit einem festen Druck der ausgereckten Hand.

* * *

„Liebe Janet, komm' zu uns und sieh das kleine Mädchen, dem du zur Flucht aus dem Kloster verholfen hast," schrieb Alda Pierce. „Ich nehme mich ihrer an, bis wir wissen, wo wir sie am sichersten unterbringen. Sie ist so verschieden von einer gewöhnlichen Nonne, wie sie nur sein kann. Wie froh bin ich, daß sie nicht zu einem derartigen Leben verurteilt ist. Sie heißt Romilda und ist Dir sehr dankbar, wie auch ihr Bruder. Wenn sie nun ihr Herz dem Heiland schenkt und ihm nachfolgt, so wird sie ihre Tat nicht zu bereuen haben. Noch hat sie den Kopf voller abergläubischen Ideen. Man kann das aber auch kaum anders erwarten von einem Mädchen, das sein ganzes Leben im Umgang mit einer so bigotten Mutter und solchen fanatischen Nonnen zugebracht hat. Sie spielt mit Alda, und es ist schwer zu sagen, welche von beiden am meisten Kind ist. Sie ist noch völlig unerfahren auch in den gewöhnlichsten Dingen des Lebens. Ich erwarte Dich um vier Uhr."

„Verschieden von einer Nonne wie der Tag von der Nacht!" dachte Janet beim ersten Anblick Romildas. „Das sollte ich meinen!" Romilda war ein rotbackiges Mädchen, 16 Jahre alt, mit rundem Kindergesicht, Augen und Haar erinnerten an die Frauen von Venedig, der Gesichtsausdruck voller Leben, die Gestalt plump, die Stimme wie ein Kanarienvogel. Es mußte schwer sein, dieses Haar, rot wie Gold, unter einer Nonnenhaube zu verstecken, diese blauen, heiteren Augen unterwürfig und niedergeschlagen in klösterlicher Zucht zu beherrschen, die

Hände, die jetzt so fröhlich mit der Kleinen spielten, während der langen Nachtwachen im Gebet zu falten, die ganze Gestalt, so voll und rund, in Schwarz zu hüllen. Janet konnte sich kaum in Romilda eine Nonne denken, das Kind voll Sonnenschein und Lebensfülle.

„Das ist die Dame, Romilda, die deinem Bruder das Geld gab, so daß er kommen konnte, um dich zu befreien," erklärte Frau Pierce.

Janet wurde nicht wenig verlegen, als das italienische Mädchen vor ihr auf die Kniee fiel, ihre Hände in ihre eigenen plumpen, braunen Hände nahm und sie voll Glut mit Küssen bedeckte. Dabei floß ein Strom der Dankbarkeit in ihrer musikalischen italienischen Sprache, ebenso schön wie unverständlich für Janet.

„Sag' mir, was sie sagt," bat Janet, „und bitte sie doch, aufzustehen. Das Geld habe ich ja gern gegeben und ziehe vor, nicht weiter dafür Dank zu empfangen, besonders nicht auf eine so stürmische Art."

„Spring' fort und spiele mit Alda," sagte Frau Pierce, die es schwer fand, sich bei diesem Anblick zu beherrschen. Als Romilda das Zimmer verlassen hatte, lachte sie laut auf. „Armes Mädchen! Sie hat nur ihrer Dankbarkeit auf ihre bezaubernde und warmherzige Art Luft gemacht. Ich könnte das nicht übersetzen. Es ist ja in Wahrheit wehmütig genug. Sie sagte, du seiest einem Bilde der Madonna ähnlich in der kleinen Kirche ihrer Heimat, und größere Anerkennung konnte sie dir nicht zollen, da sie ja keine höhere Art von Schönheit kennt. Sie ist bei uns überglücklich. Ihr Heimweh im Kloster und ihre Sehnsucht nach dem Leben muß sicherlich zum Erbarmen gewesen sein."

„Ich möchte hören, wie sie entkommen ist, und was ihre Pläne für die Zukunft sind. Ich habe es nicht gewagt, Fay oder der Mutter etwas davon zu sagen, denn ich fürchte, es würde ihre Billigung nicht gefunden haben. Fay steht auf so intimem Fuße mit Lady Eger; sie besuchen immer die verschiedenen Kirchen miteinander. Wie du weißt, begannen die Festlichkeiten für die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau, und sie wollen dabei alles genießen, was sie nur können."

„Warum gehen Sie nicht auch, Fräulein Lapeer?" frug Herr Pierce, der leise eingetreten war. „Bitte, gib mir eine Tasse Tee, Alda, da ich sofort wieder auszugehen habe."

„Ich habe wirklich keine Lust, mich daran zu beteiligen. Das klingt wohl hart, doch diese Feierlichkeiten erscheinen mir mehr wie theatralische Schaustellungen, um das Volk zu ködern, als irgend sonst etwas."

„Das Volk und die Fremden," fügte Frau Pierce hinzu. „Entschuldige, daß ich dich in der Rede unterbrochen habe."

„Ich wollte nur sagen, Alda, daß Fay mir Sorge macht. Sie sieht nicht gesund aus, wird bleich und täglich dünner und ist nicht mehr die alte, lustige Fay, die sie war. Etwas zehrt an ihr, ich bin dessen gewiß. Sie steht viel zu viel unter dem Einfluß von Lady Eger, auch was religiöse Dinge anbelangt. Und da ist der Marquis —"

„Und was ist's mit ihm?" frug Frau Pierce.

Ehe Janet antworten konnte, hörte man Dr. Meredith's tiefe Stimme an der Tür. „Wollen Sie mir nicht auch eine Tasse Tee verabreichen, Frau Pierce?"

„Sicherlich, setzen Sie sich in diesen Lehnstuhl, Dr.

Meredith, Sie sehen angegriffen aus. Ein Hausfreund, Fräulein Lapeer, Dr. Meredith."

Herr Pierce schob einen bequemen Stuhl herzu, und der gute Mann fiel hinein wie jemand, der todmüde ist.

„Es ist alles arrangiert," bemerkte er mit leiser Stimme zu Herrn Pierce. „Die Leichenfeierlichkeit wird um 4 Uhr Donnerstagnachmittag auf dem protestantischen Kirchhof stattfinden."

„Soweit ist kein Einwand erhoben worden?"

„Nicht bis heute morgen. Sie waren mit Frau Potter bekannt, nicht wahr, Fräulein Lapeer? Ich hörte die Dame von Ihnen reden."

„Ja, es tat mir leid, die Trauerkunde von ihrem Abscheiden zu vernehmen."

„Sie verschied um 5 Uhr gestern morgen. Die Nonne, die ihre Pflegerin war, behauptet, sie sei als Katholikin gestorben."

„Eine Katholikin!" rief Janet aus.

„Ich werde es dir später erklären," sagte Frau Pierce.

„Ich versicherte sie, daß sie nicht als Katholikin gestorben sei. Herr Pierce und ich gingen auf den englischen Kirchhof und sprachen mit dem Herrn Direktor, der versprach, um 3 Uhr heute morgen Männer zu senden. Die Nonnen verblieben im Zimmer, stellten brennende Lichter um die Leiche, legten ihr ein Kruzifix in die Hände, das ihr Neffe jedoch trotz ihrer Proteste sofort wieder entfernte. Sie hatten keine Idee, daß die Anordnungen für die Leichenfeierlichkeit so schnell getroffen würden. Wie Sie wissen, Herr Pierce, haben Herr Potter und ich die Türen des Hauses bewacht, bis der Direktor mit seinen Männern angekommen war. Es trat keine Störung ein."

„Wie merkwürdig," murmelte Janet. „Ich hatte immer gemeint, sie wäre eine Protestantin gewesen."

„Das war sie auch."

„Und doch —"

„Und doch, meine werte junge Dame. Rom ist Rom und kann nichts anderes sein; eine Stadt der Geheimnisse — eine verschleierte Stadt hat man sie genannt."

„Aber war sie eine Katholikin?" bestand Janet auf ihrer Frage.

„Sicherlich nicht zur Zeit, als sie starb, wie Herr Pierce bezeugen kann. Und der Arzt sagt aus, ihr Verstand sei vollkommen klar geblieben. Ich erhielt heute morgen eine Notiz von Kardinal Massimini, worin er mich scharf zur Rechenschaft zieht, weil ich mich in diesem Fall einmengte, in dem es sich um eine Tochter der ‚wahren Kirche' handelte, und er sagt, wenn auch Frau Potter in ungeweihter Erde begraben wird, so starb sie doch im Glauben der römisch-katholischen Kirche."

„Es ist das ein einzigartiger Fall," warf Herr Pierce ein. „Ich bin bereit, mit Ihnen zu gehen, wann immer Sie fertig sind, Doktor."

„Dann lassen Sie uns gehen, Herr Potter wartet auf uns."

„Nun sage mir, was das bedeutet," wandte Janet sich an Alda.

Frau Pierce erzählte ihr von dem frühen Morgenbesuch des Priesters, von der Nonne und ihrer Falschheit. Janets Angesicht wurde immer bleicher. Zuletzt entfuhr ein leiser Schrei ihren Lippen.

„Was fehlt dir, meine Liebe, bist du krank?"

„Nein, Alda, aber ich fürchte mich, befürchte das

Schlimmste für Fay. Ich bin gewiß, etwas Schlimmes ist im Anzug, Alda. Ich fühle es! Was es sein wird, weiß ich noch nicht. Ich weiß, sie ist dem Marquis in aufrichtiger Liebe zugetan, und so wenig ich auch wünsche, daß sie sich mit ihm verheiratet, so würde ich das noch immer dem Einflusse Pater Veronis und Lady Egers vorziehen, die immer größere Macht über sie gewinnen. Ich weiß nicht, was sie im Schilde führen; Fay kämpft jedenfalls einen schweren Kampf in ihrem Innern. Sie sagt mir nichts davon, auch der Mutter vertraut sie sich nicht an.

„Ist sie mit dem Marquis verlobt?"

„Ich denke nicht. Ich fühle, als ob sich eine Tür öffnet, die hineinführt in dunkle Schatten, Alda."

„Du bist nervös, meine Liebe. Es mögen Wolken Schatten werfen, doch das Licht leuchtet, und wenn wir im Lichte wandeln, brauchen wir uns vor den Schatten nicht zu fürchten. Hast du Romilda vergessen? Die Geschichte ihrer Flucht ist höchst romantisch," fuhr Frau Pierce fort, um Janet von ihren beunruhigenden Gedanken abzubringen und sie so von dem inneren Drucke zu befreien.

„Ich hatte das ganz vergessen."

„Ihr Bruder mußte etliche Tage in dem kleinen Dorfe warten, bis er sie zu sehen bekam. Die alte Diencrin trug die Briefe hin und her. Das Kloster liegt wunderschön auf der Höhe eines Hügels. Wenn die Novizen einen Spaziergang machen, so kommen sie paarweise, zwei und zwei, den Hügel herab, beaufsichtigt von zwei Laienschwestern, von denen die eine vorangeht, und die andere den Schluß der Prozession bildet. Romildas Bruder gab nahezu die Hoffnung auf, als er wahrnahm, wie streng die Mädchen beobachtet und bewacht wurden. Am vierten

Tage jedoch war ihm das Glück hold. Sie kamen etwas später aus dem Kloster, und ehe sie sich wieder auf den Heimweg machten, war es dunkel geworden. An einem Punkt, wo der Weg den steilen Hügel hinaufführte, war durch den Felsen ein kurzer Tunnel gegraben. Als sie hier ankamen, fuhr ein Wagen vorüber. Im Lärm und im Dunkel schlüpfte Romilda fort und rannte, so schnell sie konnte, hinunter, wo ihr Bruder und die Magd verabredet hatten, auf sie zu warten. In wenigen Minuten hatten sie die Eisenbahnstation erreicht, wo sie glücklicherweise gerade einen Zug fanden, auf dem sie entkamen, ehe die Oberin benachrichtigt war und eine Untersuchung veranstalten konnte. Sie kamen nach Pisa und von da nach Rom, wo sie heute morgen angekommen sind."

„Was willst du mit ihr anfangen, Alda?"

„Wir wollen mit Gottes Hilfe eine gute Frau aus ihr machen. Mein Mann wird mit ihrer Mutter korrespondieren, so daß diese wegen der Sicherheit ihrer Tochter nicht in Sorge zu sein braucht. Ich glaube kaum, daß sie darauf bestehen wird, das Mädchen wieder zurückzuschicken. Ebenfalls erlaubt das Gesetz es nicht, daß eine Tochter von ihrer Mutter gezwungen werden kann, in einem Kloster zu bleiben."

Janet erhob sich.

„Laß mich ihr helfen," sagte sie ernst; „ich habe Geld, mehr als ich nötig habe, und niemand steht in meiner Obhut. Es würde mir Freude machen, etwas für Romilda zu tun. Doch bitte, laß sie nicht mehr ihr Gefühl der Dankbarkeit auf so energische Weise mir gegenüber kund tun. Es bringt mich in Verlegenheit."

Frau Pierce lachte und war froh, als sie sah, wie im

Angesicht Janets wieder die gewohnte Ruhe zurückkehrte. Die ängstliche Sorge war jedenfalls verschwunden.

„Es ist sehr freundlich von dir, doch ist es ratsamer, wenn sie für ihr eigenes Durchkommen zu sorgen hat. Hast du vielleicht ein Hausmädchen nötig?“ frug sie andeutungsweise mit zögerndem Tone. „Es würde Romilda eine Gelegenheit geben und ihren Charakter festigen.“

„Ein Hausmädchen! Meine liebe Alda, ich fürchte, sie hätte wohl wenig genug zu tun. Und doch, mit drei Frauen, wir könnten vielleicht genug Beschäftigung für sie finden. Ich will darüber nachdenken und mit Mama sprechen. Ich würde es aber kaum wagen, sie in Romildas Geschichte einzuweihen, denn da ist Pater Veroni in Rechnung zu ziehen. Würde er davon hören, so würde die arme Romilda nur zu bald wieder ihren Weg zurück ins Kloster finden.“

Janet küßte Frau Pierce herzlich und eilte hinweg, denn es war bereits dunkel geworden. Die Probleme des Lebens und besonders, wie sie sich ihr gerade jetzt in den Weg stellten, trieben sie in tiefes Nachdenken. Die Gedanken verfolgten sie in der Nacht, daß sie nicht schlafen konnte und so ruhelos wurde, daß sie ihr Bett verließ und ans Fenster trat, um über die Dächer und Türme zu schauen, die im Mondlicht wie verklärt sich vor ihr ausbreiteten. Seit Jahrhunderten brauten und kochten hier die Intriguen und Geheimnisse. Selbst heute war hier das Leben noch so total verschieden von dem Leben in anderen Städten. Es war trügerischer, verschlagener, verwirrender. Und Fay — was sollte aus Fay werden? Die liebe Schwester! Einmal hatte sie der Mutter ihre Sorge mit-

geteilt, wurde aber mit einer so kühlen und kurzen Antwort abgewiesen, wie es sonst die Art der freundlichen Frau Lapeer gar nicht war. Um Fay braucht sich niemand zu sorgen; wenn Janet nur halb so viel Interesse bezeigen würde für die wundervollen Kirchen und Ruinen, so wäre sie wohl weiser als jetzt. Nach dieser Zurechtweisung beschloß Janet, ihre Sorgen in der eigenen Seele zu verschließen.

Nur eine Person ahnte, was in ihr vorging, das war der herzliche, grundehrliche Sir John. Am folgenden Donnerstag standen sie zusammen am Grabe von Frau Potter, nachdem die letzten Worte feierlich verklungen waren und das letzte Gebet gesprochen. Janet legte einen Strauß weißer Rosen auf die frische, feuchte Erde. Der Friedhof war sehr still und schön. In den hohen, dunklen Zypressenbäumen sangen Vögel so lustig, als wenn es in der Welt keine Sorgen und keine Tränen gäbe. Obwohl es Dezember war, blühten überall Blumen. Ueber der alten Mauer Marc Aurelians hing der Efeu wie in langen, festlichen Guirlanden. Außerhalb der Mauer erhob sich die uralte Pyramide von Cestius, an der wohl Paulus vorüberwanderte auf seinem letzten Gang zur Exekution. Die Sonne war eben am Untergehen, und das Kreuz auf der Höhe des Berges Testaccio hob sich scharf im Umriß ab gegen die purpurne Glut des Abendhimmels.

„Sie haben wohl von der merkwürdigen Geschichte von Frau Potters Bekehrung zur römischen Kirche gehört, Sir John?“ frug Janet.

„Ja, Dr. Meredith erzählte sie mir.“

Sir John wandte ihr sein Gesicht zu, in dem Trauer und Besorgnis zu lesen waren.

„Glauben Sie, daß es wahr ist?“ fuhr sie fort.

„Rom ist ein seltsamer Ort,“ antwortete er, „und sonderbare Dinge tragen sich hier zu. Es wird hier Zauberei getrieben, Hexenkunst, die seit Menschengedenken ihren armen Opfern den Kopf verdreht. Man hat Rom ganz angemessen als eine liebenswürdige Frau gemalt, die wie auf einem Thron auf den sieben Hügeln sitzt, die Welt bezaubert und die Menschen an sich zieht. Bezüglich Frau Potters weiß ich nicht, was ich glauben soll. Es mag ja wahr sein. Frau Potter lebte so lange in Italien und war mit der Schwester des Kardinals Massimini so vertraut, daß sie jedes Jahr monatelang mit ihr zubrachte.“

„Trotzdem starb sie im protestantischen Glauben.“

„Das mag leicht sein. Als sie sich dem Tode und der Ewigkeit Angesicht zu Angesicht gegenüber befand, mag sie in den Schoß ihres früheren Glaubens zurückgekehrt sein. Ich wünschte, es möchte der Fall sein mit Hortensia!“ fügte er leise hinzu.

Janet sah mit Erstaunen, wie seine Augen voll Tränen waren. Hier am Grabe Frau Potters hielt sie ihm beide Hände entgegen. Scheinbar planlos führte er sie hinweg, und Arm in Arm gingen sie bis zum Tor des Friedhofs. Sir John war so tief in Gedanken versunken, daß er nicht wußte, was er tat, bis Janet mit einer leichten Bewegung sich trennte.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sprach er leise und tief errötend.

Sie traten aus dem Tor, und Sir John belohnte die freundlichen Worte der Frau, welche das Tor öffnete, mit einem „Soldi“, den sie mit einem Lächeln in ihrer Tasche verschwinden ließ.

Das Kreuz auf dem Berge Testaccio war jetzt kahl und schwarz, da die purpurne Röte am Himmel verblichen war. Die spielenden Kinder bettelten sie auf der Straße an, als sie vorübergingen. Die Glocke der Straßenbahn auf ihrem Wege zur Sankt Paulskirche rief laut über die Mauer herüber.

„Frau Potters Testament wurde heute morgen geöffnet und verlesen," sagte Sir John zuletzt, als die Stille zu drückend wurde. „Haben Sie davon gehört?"

„Nein."

Er wartete etliche Augenblicke, ehe er fortfuhr: „Sie hinterließ ihrer Familie etliche Güter; zwei Dritteile ihrer Hinterlassenschaft gehen an Kardinal Massimini, ‚um so verwandt zu werden, wie er es am besten findet'."

„Dann war es also doch wahr!" rief Janet aus, von dieser Neuigkeit überrascht.

„Gott allein weiß es, Fräulein Lapeer. Er allein kennt die verworrenen Pläne des menschlichen Geistes und die Irrwege des menschlichen Herzens," antwortete er.

Fünfzehntes Kapitel.

„Pater Veroni, welche Ehre!“ — Der Marquis streckte mit diesen Worten dem Priester seine Rechte entgegen, als er ihm früh an einem Morgen im Dezember begegnete. Die Luft war frisch und belebend. Sie kam vom Norden her, wo die Berge den Horizont begrenzten und der erste Schnee das Kommen des Winters anmeldete. Die weißen Bergspitzen verloren sich in den Wolken über ihnen.

„Bitte, setzen Sie sich, Ew. Reverenza. Die Luft war heute morgen so kühl, daß man ein kleines Feuer wohl vertragen kann.“

„Glücklicher Mensch!“ sagte Pater Veroni, sich in einen bequemen Armstuhl niederlassend; „nein, ich danke, ich möchte nicht zu nahe am Feuer sitzen. Es ist ja äußerst angenehm, doch ich ziehe vor, die Flammen aus der Ferne zu betrachten. Wir armen Priester können uns ja solchen Luxus nicht erlauben, und die Weisheit gebietet uns, daß wir uns nicht daran gewöhnen.“

Der Priester warf einen prüfenden Blick auf die reiche Bibliothek.

„Dies war das Studierzimmer deines Vaters?“

„Ja, Ew. Reverenza.“

„Dies war immer ein höchst angenehmes Zimmer, doch du hast es noch verschönert durch die Einrichtung mancher moderner Bequemlichkeiten. Dein Herr Vater

hätte auch schon den Gedanken eines Feuers hier verlacht. Wie gut ich mich noch an ihn erinnere! Er war größer als du, Guido, und aus härterem Holz geschnitten."

Er hatte seine Worte noch nicht vollendet, als der Priester sich selbst frug, ob dem wohl so sei, wie er sagte. Besaß der alte Marquis wirklich festere Ueberzeugungen als sein Sohn? Hinter halb geschlossenen Augenlidern betrachtete er sich das Gesicht vor ihm, bemerkte den festgeschlossenen Mund, die massiven Kinnbacken, die mächtige breite Stirn, unter der ein Paar offenherzige, furchtlose Augen leuchteten. Er begann an dem Erfolg seiner Mission an diesem kalten Dezembermorgen zu zweifeln. Doch Pater Veroni war nicht der Mann, der seine Waffen nutzlos verrosten ließ. Er feuerte den ersten Schuß.

„Dein Vater hätte nie die Kirche verleugnet und verlassen, in der er geboren," sagte er mit leiser Stimme.

Der Marquis fuhr auf, biß sich in die Lippen und wartete ab, bis das nächste Wort kam.

„Die Vorlage betreffs des Sankt Joseph-Kollegiums in V— wird bald vor das Repräsentantenhaus kommen; wie gedenkst du zu stimmen?"

Keine Antwort. Die Züge im Gesicht des Priesters wurden strenger und nahmen eine eisige Kälte an. Seine Lippen zogen sich zusammen wie unter einem zuckenden Schmerz. Pater Veroni war nicht an Widerspruch gewöhnt, und er hatte sich vorgenommen, auch heute als Sieger hervorzugehen. In seinem Ton verriet sich auch nicht die geringste Aufregung, während er sprach.

„Ich bin besonders in dieser Frage interessiert, Guido. V— ist ein strategischer Punkt. Ich wünschte, du würdest deinen ganzen Einfluß für uns gebrauchen. Die Vorlage

muß angenommen werden, und du mußt uns dazu verhelfen."

„Die Regierung unterhält eine Schule in V—," antwortete der Marquis widerspenstig.

Er hatte seinen Sitz so genommen, daß sein Rücken gegen das Fenster gekehrt war. Das Licht fiel voll auf das Angesicht des Priesters und ließ seine lange, gerade Nase, die dünnen Lippen und das spitzige Kinn scharf hervortreten. Die Haut zeigte eine Farbe wie Elfenbein, wie sie etwa ein Mann hat, der zeitlebens hinter verschlossenen Türen zwischen Bücherschränken und Steingräbern verbringt und buchstäblich in vergangenen Jahrhunderten lebt. Seine zarten Hände hielt er zum Teil in den Falten seines schwarzen Priesterrocks verborgen.

„Ja, die Regierung hat ihre eigenen Schulen, doch wir müssen die unseren haben. Was lernen die Kinder in diesen Staatsschulen? Ungehorsam gegen die Kirche, deren liebevoller Pflege sie anvertraut wurden seit dem Tage, da sie der Priester getauft hat. Sie werden erzogen, sich vor dem König zu verbeugen und ihren Hut zu schwingen, sobald die Trikolore sichtbar wird. Man trichtert ihnen Haß ein gegen die Religion —"

„Wie sie von den Priestern uns vorgelebt wird," unterbrach ihn der Marquis, während seine schwarzen Augen voll Zorn aufflammten.

Pater Veroni zuckte mit keiner Muskel im Gesicht. Er blieb bewegungslos wie eine Statue aus Marmor.

„Haß gegen die Religion pflanzt man ihnen ein," fuhr er fort, „und Verachtung gegen die heiligen Sakramente und Zeremonien. Atheisten macht man aus ihnen, und was noch schlimmer ist, Häretiker. Das sind die

Gründe, weshalb wir unsere eigenen Schulen haben müssen, und du, Guido, mußt uns dazu verhelfen."

„Ich muß?!"

„Ja."

„Ich ziehe vor, mir meine Männlichkeit zu bewahren und das Recht, zu denken, wie ich es verantworten kann vor Gott und Menschen. Ich bin kein Atheist, Pater Veroni. Und wenn ich wagen sollte, der Autorität der Kirche gegenüber zu treten, was dann?"

Der Marquis war kein großer Mann, doch während er sich erhob, zeigte er sich in seiner ganzen Manneswürde.

Der Priester änderte seine Stellung nicht im geringsten und berührte nur mit den Fingerspitzen seiner rechten die der linken Hand. „Dann wird die Kirche mit ihrem Sohn verfahren, wie sie es für angemessen hält, Guido," sagte er, sich plötzlich erhebend, und dabei legte er seinen Arm väterlich um die Schultern des jungen Mannes. „Guido," fuhr er fort, „ich habe dich auf meinen Armen getragen, da du noch ein kleines Kind warst. Ich liebte deinen Vater wie meinen eigenen Bruder. Deine Mutter war eine treue Tochter der Kirche. Floria wird bald —"

Der Marquis stieß ungeduldig die Arme des Priesters von sich und murmelte einen Fluch. „Das ist mehr, als ich ertragen kann; sprich nicht von Floria! Wenn du die Wahrheit wissen willst: sie ist es, die mich aus der Kirche getrieben hat. Welches Recht hat eine Mutter, ein Gelübde zu machen, durch welches das Leben ihres Kindes ruiniert wird, und durch das es in den schönsten Jahren seiner Jugend zur trostlosesten Sklaverei verurteilt wird? Was ist das für eine Kirche, die eine solche Entsagung verlangt, durch welche das Opfer als eine sogenannte

Braut Christi eine fürstliche Hochzeitsgabe auf den Altar legt? Hätte Floria selbst die Ueberzeugung gefühlt, eine Nonne zu werden —"

Pater Veronis tiefliegende Augen leuchteten auf. „Du nimmst an, das wäre wohl dann ein anderer Fall, der sich etwa rechtfertigen ließe?" unterbrach er ihn.

„Jedenfalls, dann würde sie sich aus eigener, freiwilliger Ueberzeugung vermauern lassen."

Er war sich völlig unbewußt, daß er da Dinge gesagt hatte, die schwer auf sein Haupt zurückfallen mußten in der Zukunft, und der Marquis verwunderte sich über die plötzliche Umwandlung des Priesters.

„So, du willst mir also in dieser Sache nicht zu Diensten stehen, Guido?"

„Es tut mir leid, Ew. Reverenza, daß ich Ihnen meine Dienste verweigern muß. Um der alten Freundschaft wegen und der Liebe zu meiner Mutter willen wäre ich gerne auf Ihren Wunsch eingegangen, doch mein Gewissen läßt mir das nicht zu. Sie haben Ihre eigenen Gründe, weshalb Sie gerne diese Vorlage durchbringen möchten; wir auf unserer Seite haben nicht weniger Gründe, die ebenfalls Berücksichtigung verlangen."

„Das Gewissen ist ein eigenartiges Ding, nicht wahr, Guido? Manchmal scheint es die Richtung zu weisen, die uns am besten zusagt. Und das deine ist jedenfalls das Gewissen eines unerfahrenen Jungen."

Guido fuhr zusammen, und Pater Veroni lächelte. Es lag etwas Abstoßendes in diesem Lächeln, obwohl er scheinbar wieder völlig seinen guten Humor erlangt zu haben schien.

„Dein Gewissen mag dich bis dahin, wann diese Vor-

lage im Repräsentantenhause vorkommt, auf die entgegengesetzte Seite geführt haben."

„Ich denke kaum."

„Nun, ich hoffe so; denn es ist eine ernste Sache und von weiter Bedeutung, der Kirche zu opponieren."

Guido zuckte mit den Schultern.

„Ich höre, daß du das amerikanische Mädchen von der Pension Speranza zu heiraten gedenkst," war Pater Veronis nächste überraschende und unerwartete Bemerkung.

Der Marquis richtete sich stolz auf. „Ich sehe wirklich nicht —" begann er, als ihn der Priester unterbrach.

„Du kannst nicht begreifen, daß ich darin eingeweiht bin, oder wie mich diese Angelegenheit interessieren kann."

„Genau so."

„Mein lieber Junge, es ist meine persönliche Affäre, die mich mehr berührt, als du wohl ahnst. Bist du mit der jungen Dame verlobt?"

„Ich erwarte so in aller Bälde."

„Und im Falle deiner ehelichen Verbindung mit Fräulein Fay Lapeer, versprichst du mir, daß du wieder ein treuer Sohn der Kirche werden wirst, der sich ihren Interessen hingibt und seine närrischen, knabenhaften Einfälle vergißt?"

Eine peinliche Pause trat ein.

„Ich sehe wirklich nicht —" begann der Marquis nochmals.

„Antworte mir!" donnerte der Priester.

„Ich könnte kein Versprechen dieser Art machen," antwortete Guido di Cassini, „und ich denke kaum, daß es nötig ist, Ihre Einwilligung zu einer so persönlichen Angelegenheit zu haben, Pater Veroni. Fräulein Lapeer

ist eine Protestantin, und wenn ich so glücklich bin, sie zu meiner Frau zu gewinnen, so wird sie wohl vorziehen, nach den Zeremonien ihres Glaubens getraut zu werden. Mir wird das gleichgültig sein. Die bürgerliche Ehe ist die gesetzliche sowieso."

Pater Veroni hatte sich wieder ziemlich unter Kontrolle, sonst hätten diese Worte seinen leidenschaftlichen Zorn hervorgerufen.

„Und deine Mutter?" frug er.

„Meine Mutter liebt mich und gibt mir ihre Erlaubnis zu irgendeinem Wunsche, von dem mein Glück bedingt ist. Zudem bin ich, mit 30 Jahren, mein eigener Herr."

„Wie ich verstehe, ist Fräulein Fay im Besitze eines großen Vermögens."

„Ich weiß das nicht und habe nie versucht, mich dessen zu vergewissern. Wie dem auch sein mag, wenn sie meine Frau wird, — und ich hoffe zu Gott, daß sie es wird! — so bleibt ihr Vermögen unter ihrer eigenen Kontrolle. Ich besitze genügend für uns beide und bin kein Glücksjäger."

Der Priester legte seine Hände auf die Türklinke.

„Laß uns im Frieden voneinander scheiden, Guido, mein Junge. Noch einmal frage ich dich feierlich, willst du nicht nachgeben und für die Vorlage stimmen? Es scheint ja geringfügig genug zu sein, mag aber dein Leben tiefer beeinflussen, als du dir vorstellst. Ich bitte dich inständigst, Guido, wirf dein Glück nicht von dir. Um deiner Mutter willen und um der Dame willen, die du liebst, tue deine Pflicht gegenüber der Kirche. Eine Weigerung möchte von schwereren Folgen begleitet sein, als du jetzt ahnst."

„Ich glaube nicht, daß es recht ist, gegen meine eigene

Ueberzeugung zu handeln, Reverenza. Die Regierung kann nicht die Erziehung der Kinder in jenem Distrikt völlig der Kirche überlassen. Was Sie sagen über den Mangel an Loyalität gegenüber der Kirche, wie er sich in den Schulen des Staates zeigt, gilt ebenso umgekehrt von den Gemeindeschulen der Kirche. Lehrt man da die Kinder, den König zu ehren und fürs Vaterland einzustehen? Nein, Pater Veroni, ich kann Ihrem Wunsche nicht willfahren."

„Gut. So leb' wohl."

Der Priester schritt durch die langen Korridore des Palastes und nahm mit einem mürrischen „Danke" seinen Hut dem Diener ab. Zehn Minuten später war er in einem lebhaften Gespräch mit Kardinal Perotti begriffen.

Der Marquis saß eine lange Zeit in Gedanken versunken vor seinem Kamin. Er war ein Italiener und wußte nur zu gut, daß er sich von jetzt an auf eine bittere Gegnerschaft von seiten Pater Veronis gefaßt zu machen hatte, der einen mächtigen Einfluß besaß. „Er kann jedoch nichts tun, wodurch er mir oder meiner Familie ernstlich schaden könnte," dachte Guido, der die Folgen nach allen Seiten überlegte. „Er kann mich meiner Familie nicht entfremden, noch mich meines Besitztums berauben. Wie froh ich bin, daß Fay keine Katholikin ist. Wer weiß, vielleicht werde ich noch evangelisch! Sie mag mich für ihre Seite gewinnen."

Die große Kanone auf Monte Mario kündigte die zwölfte Stunde an. Guido sprang auf. „Ich versprach der Mutter, zum Kloster zu fahren, um Floria abzuholen," sagte er, indem er hinab eilte, in ein Gefährt stieg, das wartete, und rasch fuhr er nach einem mächtigen Ge-

bäude, das sich nahe der Stadtgrenze erhob. Pater Veroni, seine versteckten Drohungen, seine Bemerkungen über die Macht der Kirche, alles war vergessen, während er mit seiner Schwester zurück zur Stadt fuhr. Es war ihr erster Besuch, den sie innerhalb der letzten fünf Jahre daheim machte, und es war auch ihr letzter. Kommende Ostern sollte sie ihr Noviziat beginnen, indem sie den Schleier nahm und auf immer sich von der Welt lossagte. Die Regeln des Ordens waren äußerst streng. Selbst nicht die Marchesa di Cassini, ihre eigene Mutter, bekam dann die Erlaubnis, ihrer Tochter ins unverschleierte Angesicht zu schauen. Mit Erlaubnis der Oberin konnte sie zu bestimmten Zeiten kommen und in der Gegenwart einer anderen Nonne mit ihrer Tochter durch ein eisernes Gitter reden. Für die Feierlichkeiten der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria hatte Floria Erlaubnis, auf einen Monat in ihre Heimat zurückzukehren, um die Weihnachtsfeiertage daheim zu verleben. Vor Epiphanien sollte sie aber wieder ins Kloster zurückkehren, um es von da an selten, wenn überhaupt je, wieder zu verlassen, und dann nur in einer geschlossenen Kutsche mit geschlossenen Fenstern und vorgezogenen Vorhängen.

Der Marquis wunderte sich oft selbst über seine eigene Schwäche in dieser Sache. Warum hatte er nicht schon längst seinen ganzen Widerstand geltend gemacht gegen dieses lebendige Begräbnis seiner Schwester, die er doch so innig liebte? Vielleicht war es die Liebe zu seiner Mutter, wodurch er zu einer gewissen Zurückhaltung gezwungen wurde in religiösen Fragen. Er zog es vor, Religionssachen den Frauen und den Priestern zu überlassen.

Fay Lapeer hatte sehr warme Freundschaft geschlossen

mit Gemma, der zweiten Schwester des Marquis di Cassini. Für ihr Debüt hatte die Marchesa einen großen Ball in den prächtigen Sälen ihres Palastes arrangiert. Fay hatte sich bereits ein neues Kleid dafür bestellt, aus wolligem, weißem Chiffon, mit silberner Verbrämung, von einem der feinsten Kleidermacher Roms. Die Spitzenarbeit daran verrichteten arme Frauen, und sie erforderte die Arbeit eines Monats.

Gemma und Fay besprachen am Morgen, nachdem Floria angekommen, aufs eifrigste den Entwurf und die Herstellung dieses Festkleides, ebenso die kommende Festlichkeit. Da Fay bereits mit den Korridoren und Sälen des Palastes vertraut war, so hatte sie weiter kein Verlangen, die herrlichen Gemälde und die kostbare Tapisserie näher zu untersuchen und zu betrachten. Heute wanderte sie mit Gemma durch eine lange, enge Halle, und sie betraten einen Flügel des großen Gebäudes, in dem die Töchter des Hauses ihre Schlafräume und Privatzimmer besaßen. Bei den verschiedenen Besuchen, die Fay im Hause gemacht hatte, war sie noch nie dem Marquis begegnet. In Wahrheit verbrachte er so wenig Zeit bei den Frauen daheim, daß er eigentlich noch gar nicht gewußt hatte, wie oft Fay schon unter seinem Dache geweilt hatte. Diese römischen Paläste sind riesige Gebäulichkeiten. Der untere Stock ist völlig den Bedienten des Hauses überlassen, dem Portier, den Köchen; die Geschäftszimmer, Eßzimmer, Wohnräume für das Hauspersonal befinden sich da; auch die Küche, Waschanstalt und, in manchen Fällen, selbst die Ställe und Remise haben hier ihren Platz. Der Marquis besaß eine besondere Remise für seine zwei teuren Motorwagen, und der Chauffeur schlief ganz in der

Nähe. Zwei mächtige Bernhardinerhunde besaßen ein angenehmes Quartier im Hof. Hinter dem Palast befand sich ein geräumiger Garten, in dem die mannigfaltigsten Blumenbeete, schattige Laubengänge, Springbrunnen und prächtige Statuen sich befanden. Hohe Mauern umgaben diesen prachtvollen Garten, in den wenig vom Lärm der Großstadt hineindrang, obwohl der Palast im Mittelpunkt vom geschäftigen Rom sich erhob.

Die jungen Damen des Hauses, selbst die Marchesa, verließen nie ohne Begleitung ihr Haus. Ihre meiste Zeit verbrachten sie in diesem schönen Garten, wo sie sich mit feinen Nadelarbeiten beschäftigten oder mit auserlesenen Büchern, wie sie ihr Beichtvater gewissenhaft empfahl. Sie waren ordentlich entsetzt, als Fay es wagte, allein und ohne Begleitung sie zu besuchen, so daß letztere sich entschließen mußte, künftighin den römischen Vorurteilen nachzugeben und Romilda, Janets kleines Hausmädchen, bei ihrem nächsten Besuch mit sich zu nehmen. Die Kleine wartete auf ihre Herrin unten, wo sie geduldig auf einem Stuhl saß, während ihre Augen voll Vergnügen den heiteren Spielereien etlicher ausgelassener Stallbuben folgten.

Die Gemächer des Marquis lagen im entgegengesetzten Flügel. Sie bestanden aus einem Wohnzimmer, einem Empfangssalon und einer Bibliothek. Tagelang sah er seine Mutter nur beim formellen Mittagstisch. Am Tage nach Florias Ankunft erschien Guido unerwartet beim Luncheon, um nachher mit seinen Angehörigen nach dem Pincio zu fahren und durch die sich hinwindenden Wege der Villa Borghese. Sein Herz schmerzte vor Mitleid mit seiner Schwester, und um ihr ein Vergnügen zu bereiten, hätte er irgend etwas getan.

Gemma öffnete die Türe eines Zimmers, um sie aber ebenso rasch wieder zu verschließen; Fays schneller Blick sah jedoch den Hausaltar mit prächtig gefärbtem Kunstglas darüber. Gemma hatte die neugierigen Augen wohl wahrgenommen, denn sie sagte erklärend: „Dies ist unsere Hauskapelle. Möchtest du sie gerne sehen?“

„Sehr gern.“

Im Halbdunkel ließ sich zuerst wenig unterscheiden. Es war ein kleines Zimmer, und das Fenster, durch welches das Licht nur matt hereindrang, bestand aus kostbar gefärbtem Kunstglas. Ihm gegenüber befanden sich etliche Fußschemel zum Knieen. Auf einem lag ein junges Mädchen, gekleidet in Grau. Ihre Hand drehte einen Rosenkranz; das Haupt beugte sich im Gebet. Das Halbdunkel, die Stille im kleinen Raum, die bewegungslose, knieende Gestalt, das rosige Licht, wie es auf das Angesicht der Mutter Gottes fiel, eine kunstvolle Nachbildung der sixtinischen Madonna, drang Fay tief ins Innere hinein. Die Schönheit der Szene berührte ihren Kunstsinn, der stark entwickelt war. Sie hatte es schwer gefunden, gut zu bleiben, die Welt aus ihrer Seele fern zu halten, sich ganz Gott zu weihen. Hier in dieser stillen Kapelle mußte das leicht sein. Sie fühlte sich schwach und krank; ein neues, eigentümliches Gefühl überkam sie. An einem solchen Orte wie hier mußte man den Frieden für die Seele finden! Sie öffnete die Türe und trat wiederum hinaus in die sonnendurchflutete Halle. Es war ein Uebergang, der wie ein Mißton in die feingestimmte, nervöse Seele Fays hineinklang.

„Das war meine Schwester Floria,“ erklärte Gemma. „Einen Monat darf sie bei uns zubringen, ehe sie auf

immer ins Kloster eintritt. Zweimal muß sie täglich hier in der Kapelle beten. Was für eine Arbeit das doch sein muß! Ich bin dankbar, daß die Mama nicht ein Gelübde gemacht hat, um mich ins Kloster zu sperren. Ich würde mich wohl nicht so geduldig hineinfinden wie Floria!"

„Wie ging das zu?"

„Hast du nie davon gehört? Ich dachte, Lady Eger hätte dir das schon erzählt auf eurem Weg zum Kloster. Als Floria noch ein ganz kleines Kind war, erkrankte Mama sehr schwer. Jedermann dachte, sie würde sterben. So gelobte sie der Madonna, falls sie wieder gesund würde, wolle sie Floria eine Nonne werden lassen, damit sie ihre ganze Zeit zubringe, für uns arme, verweltlichte Kreaturen zu beten. Wie du siehst, ist Floria die zweitjüngste von uns vier Mädchen, und ich nehme an, Mama dachte, sie könne so auf die leichteste Weise eine von uns los werden. Es ist eben sehr schwer, passende Männer für uns vier zu finden, selbst wenn wir eine reiche Mitgift mitbringen. Da ist mein Kleid. Wie gefällt es dir?"

Fay ließ wie geistesabwesend ihre Finger über die kostbare Seide und die feinen Spitzen gleiten, denn durch ihren Kopf drängten sich die seltsamsten Gedanken. „Wie schön!" sagte sie zuletzt.

Gemmas Gesicht leuchtete auf. „Ich bin so froh, daß es dir gefällt," antwortete sie.

„Vergib mir, Gemma." Fay schloß die kleine, braune Hand in die ihre. „Dein Kleid ist wunderschön, und du wirst reizend darin aussehen; doch als ich sagte, ‚wie schön!' habe ich mich nicht darauf bezogen."

„Was hast du denn dabei gemeint?"

„Ich dachte an Floria und an das Opfer, das sie für ihre Mutter bringt. Sie muß sie doch sehr lieb haben," fügte sie sentimental hinzu.

Gemma war praktischer angelegt. Sie antwortete trocken: „Sie hat kaum genug von Mama gesehen, um zu wissen, ob sie sie überhaupt liebt oder nicht. Es hätte auch nicht viel ausgemacht. Sie konnte sich nicht helfen, sie mußte einfach gehorchen, als der Priester und die Mama ihr geboten, eine Nonne zu werden. Ich glaube, sie haßt das Kloster." Gemma fuhr so ruhig fort, als ob sie über eine Angelegenheit spräche, für die sie auch nicht das geringste persönliche Interesse hätte. „Fay, was für Blumen wirst du tragen, — Rosen oder Maiblümchen?"

„Wenn ich's nur wüßte," antwortete Fay, verloren in Träumereien.

Gemma war augenscheinlich durch diese herzlose Gleichgültigkeit verletzt, denn für sie waren das Dinge von großer Wichtigkeit. In diesem Gefühl folgte sie Fay durch die Halle und verabschiedete sich von ihr, wobei ihre sonstige warme Herzlichkeit ziemlich auf dem Gefrierpunkt angekommen war.

Sechzehntes Kapitel.

Jedes Ereignis in dieser Welt wird gefärbt durch den Standpunkt, von dem aus es ins Auge gefaßt wird. Es wäre höchst interessant gewesen, die Eindrücke zu beobachten, welche auf die Tausende und aber Tausende von Männern und Frauen gemacht wurden, die sich am 6. Dezember 1905 zur Festfeier in der Sankt Peterskirche versammelt hatten. Pius X., der Papst der kleinen Leute, des Landvolks, sollte einen Kranz aus Diamanten und anderen köstlichen Edelsteinen. die an $30,000 gekostet, auf das Haupt der Jungfrau Maria setzen. Kardinäle, Bischöfe und Priester waren zu dieser 50jährigen Gedenkfeier der Verkündigung von Marias unbefleckter Empfängnis, die Pius IX. vor 50 Jahren zum Dogma erhoben hatte, nach Rom gekommen. Jetzt schon, früh an einem kalten Wintertag, trat die Prozession in die Kathedrale ein, eine Prozession, wie sie prächtiger, glänzender und großartiger die römische Kirche wohl nie gesehen hat.

Der Heilige Vater, auf seinem päpstlichen Thronsessel, war gekleidet in die reichen, kostbaren und historischen Gewänder, die seit undenklichen Zeiten die Tracht des Hauptes der römisch-katholischen Christenheit bildeten. Die Kardinäle schritten langsam und würdevoll in ihren purpurnen Gewändern vorüber. Die Szene wird, wenn auch nur als ein glänzendes theatralisches Schauspiel, denen,

die sie erlebt, nicht so leicht aus der Erinnerung schwinden. Die schimmernden, seidenen und goldenen Stickereien, das sanfte, milde Licht, wie es durch die Jahrhunderte alten Domfenster floß, der Weihrauchduft, die Chorgesänge, der Orgelklang, alles verband sich miteinander, diese Feierlichkeit unvergeßlich zu machen. Manche der Zuschauer verbeugten sich andächtig, als der Heilige Vater seine Hände zum apostolischen Segen ausstreckte. Andere schauten nur aus bloßer Neugier mit sichtbarem Vergnügen auf diesen ungewöhnlichen Pomp, der an die alten römischen Kaiser aus der vorchristlichen Zeit erinnerte.

Die Familie Lapeer war vollständig vertreten. In den vordersten Reihen waren Sitzplätze für sie reserviert worden, die sie der freundlichen Berücksichtigung Kardinal Perottis verdankten und vor allem seiner Hochachtung, die er vor den Millionen hatte, über welche die drei Damen verfügten. In ihrer Mitte weilte auch Lady Eger, die aber sehr angegriffen aussah.

Weit hinten in der Prozession, unter der niederen Geistlichkeit, befand sich auch Don Paolo, der sich eigentlich nur gegen seinen Willen einreihen ließ, und vergebens bemühte er sich, über das niederdrückende Gefühl, das ihn erfüllte, Meister zu werden. Was für ein Possenspiel war für ihn diese ganze Geschichte, religiöses Blendwerk, kirchliche Theaterspielerei. Er hatte bereits tief aus der reinen Quelle göttlicher Wahrheit getrunken, wie sie in Christus selbst fließt. Die heutige Festfeier, in der die Jungfrau Maria in nahezu heidnischer Weise verehrt wurde, die sie, die demütige Mutter Jesu, nur gegen Protest sich hätte gefallen lassen, erfüllte Don Paolo mit Ekel. Nur aus zwei Gründen konnte er sich überwinden, daran teil-

zunehmen: Der eine war das Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung gegenüber Pater Veroni; der andere die Liebe zu einer alten Frau, die dort drüben bei einer Säule kniete; ihr Haupt von einem schwarzen Schleier verhüllt, beugte sie sich tief über ihren Rosenkranz, den sie in ihren Händen wand, die durch schwere Landarbeit auf den Feldern bei Rom schwielig und knöchern geworden waren. Es war Tante Rosina, und ihr langersehnter Wunsch war durch diese Pilgerfahrt in die heilige Stadt für sie in Erfüllung gegangen. Er durfte sie nicht täuschen. Einmal noch, nur einmal, und er sagte allen diesen Geschichten Lebewohl, um ein neues und besseres Leben zu beginnen, das er Gott allein weihen wollte. Auch Don Paolo kniete nieder; taub gegen alles, was um ihn her vorging, unberührt von der Musik, den Gebeten, der Litanei, weihte er sich dem Werke Gottes, willig, alle Schwierigkeiten und Verfolgungen, alle Schande und Verachtung seitens derer, die seine Freunde gewesen, auf sich zu nehmen. Er wußte, die römisch-katholische Kirche würde ihn ausstoßen. Der Pfad, der vor ihm lag, war jedenfalls steinig und schwer, doch vor ihm hatte schon einer mit durchgrabenen Händen und Füßen die Weinkelter allein getreten und verheißen, daß er mit ihm gehen würde bis ans Ende der Welt. Wer ihn hat, ist nie verlassen. Ein tiefer Friede füllte Don Paolos Seele, und als Janet sein Gesicht sah, während die Prozession wieder langsam nach dem Vatikan zurückkehrte, mußte sie sich über das eigenartige Licht, das sein Gesicht durchleuchtete und veredelte, wundern.

Der kleine Kreis von Damen hatte die ganze Feier scharf beobachtet, wurde jedoch von sehr verschiedenen Gefühlen bewegt. Frau Lapeer interessierte sich mit den

lebhaftesten Gefühlen für die glänzenden Gewänder und die verschiedenen Trachten der Kardinäle, Bischöfe und Priester. Janet quälte sich in ihren Gedanken vergeblich mit dem Warum und Weshalb ab. Mit ihren kritischen Augen drang sie unter die Oberfläche, bis ihre Seele von tiefer Angst ergriffen war. Lady Eger fiel, als der Heilige Vater vorbeigetragen wurde, auf ihre Kniee, und zu Janets Schrecken sank mit einer hastigen Bewegung auch ihre Schwester Fay ehrfurchtsvoll in dieselbe Stellung nieder. Die junge Amerikanerin beugte ihr schönes Haupt unter dem Segen des Papstes und bekreuzte sich mit einer Inbrunst, als sei sie ihr Leben lang eine römische Katholikin gewesen.

Frau Gray warf einen vielsagenden Blick auf Frau Lapeer, die über diesen Vorfall scheinbar ganz ruhig und unbesorgt geblieben war.

„Du hättest wohl die Vermutung bekommen, als ob das, was Fay da getan hat, ihr absolut nichts Neues und Ueberraschendes gewesen sei," sagte Frau Gray im Tone der Entrüstung zu ihrem Mann, als sie etliche Stunden später in der Pension miteinander auf ihrem Zimmer waren.

Herr Gray rauchte in aller Seelenruhe weiter.

„Ohne Zweifel war sie höchst erfreut darüber," antwortete er endlich.

„Erfreut! Was meinst du damit, Henry? Erfreut darüber, daß ihre Tochter in die katholische Kirche übertritt?"

„Hat sie nicht schon seit geraumer Zeit mit diesen Leuten Brüderschaft gemacht? Erwartet sie nicht von Fay, diesen Marquis zu heiraten, der so oft hierher

kommt? Liebe Mary," Herr Gray legte seine Zigarre weg und stellte sich vor seine Frau hin, „diese Priester verstehen ihr Spiel meisterhaft. Sie würden ihre Zeit vergeuden an uns Männern, die ihren Kopf nicht so schnell verlieren, denn mit uns richten sie nichts aus. Darum kümmern sie sich um die Witwen und Waisen — vorausgesetzt, daß sie Geld haben — und schmeicheln um sie herum, beten ihnen etwas vor, musizieren wie die Engel im Himmel, als ob sie die Frömmsten unter allen Frommen wären." — Herr Gray blökte wie ein Schäfchen, als er ausrief: „Bah, es wird immer unerträglicher!"

„Aber Henry, Grace Lapeer ist doch keine solche Törin! Sie sorgt für sich und ihre persönlichen Geschäftsangelegenheiten, wie das ein Mann nicht erfolgreicher könnte."

„Ganz recht, sie ist durchaus keine Närrin, meine Liebe; doch diese Füchse wissen zu gut, wo der schwache Fleck ist. Ihr mütterlicher Ehrgeiz will gar hoch hinaus mit ihren Töchtern. Fay, das arme Mädchen, haben sie gefangen. Sie werden jedoch nie Janet in ihre Klauen bekommen."

„Ihr Gesicht war so bleich wie ein Leichentuch."

„Janet tut mir leid, sie alle tun mir leid, Mary, denn ich fühle, sie kommen in Schwulitäten. Wenn wir eingreifen —"

„Ich sehe keinen Weg, wie wir das könnten," seufzte Frau Gray. „Es ist diese listige Lady Eger und jener italienische Priester —"

„Sie weben zusammen ihr Netz, das ist gewiß; doch hinter ihnen, Mary, ist eine riesige Macht, eine Hierarchie, ein Kirchenregiment, so groß, so verschlagen, so zielbe-

wußt, daß sie jedes Mittel benützt, ihre Zwecke zu erreichen. Amerika und England müssen aufwachen, sonst finden sie sich in diesem Netz gefangen, ehe sie sich's versehen. Es ist schwer für uns Protestanten, das einzusehen, doch beim Himmel, wenn wir ihnen nicht bald das Handwerk legen, fangen sie uns in den Maschen ihrer hinterlistigen, fuchsigen Ränke und Schliche."

Herr Gray hob seine Zigarre wieder auf, zündete sie aufs neue an und versank bald in schwermütige Träumereien.

„Denkst du, es könnte irgend etwas nützen, wenn ich mit Grace sprechen würde?" bemerkte endlich Frau Gray.

„Nicht im geringsten. Ihr Kopf ist angefüllt von Unsinn. Ich sage dir, Mary, ich bin kein besonders religiöser Mann, nicht so religiös, wie ich sollte, aber ich bin von einer Sache überzeugt. Ihr Frauen müßt auf eure Kniee gehen und beten, mehr beten, als ihr je in eurem Leben gebetet habt, und Gott wird mit seiner Hand hier eingreifen."

Siebzehntes Kapitel.

Die Verlobungsanzeige von Marquis di Cassini mit einer schönen und reichen amerikanischen Dame erregte nicht geringes Aufsehen in den vornehmen Kreisen Roms. Frau Lapeer und ihre Töchter waren von nun an keine unbekannten, verborgenen Touristen mehr in der Großstadt, sondern bildeten für den Augenblick den Mittelpunkt des Interesses in beiden Lagern der vornehmen Gesellschaft. Die sogenannten „Schwarzen", d. h. die Familien, deren Sympathien gänzlich auf die päpstliche Seite hinneigten und denen die Marquise schon durch ihre mehr als außergewöhnliche Bigotterie angehörte, als auch die liberalen politischen Kreise, in denen der Marquis sich bewegte, interessierten sich lebhaft für die Affäre.

Es regnete förmlich von Einladungen. — Kutschen, die Schläge verziert mit den verschiedensten Wappenschildern, hielten jetzt täglich vor dem Eingangstor der Pension. Beglückwünschungen aller Art, Bouquets von auserlesenen Orchideen und anderen prachtvollen Blumen, selbst kostbare Juwelengeschenke wurden Fay zugesandt, die inmitten dieser ungewohnten Aufregung mit jedem Tage liebenswürdiger und bezaubernder wurde. Es war eine neue Erfahrung inmitten einer fremden Umgebung, und es ist nicht zu verwundern, daß über all der Verehrung Frau Lapeers Kopf beinahe verdreht wurde. Sie mietete einen elektrischen Kraftwagen mit einem Chauf-

feur in Livree und einem Lakaien und fuhr mit ihren Töchtern entweder im Park spazieren, oder sie machten Visiten, umkreisten auch manchmal den Pincianischen Hügel oder schlossen sich der langen Linie von Gefährten an, um der Musikkapelle zu lauschen und dabei die Komplimente anzuhören, wie sie nur die Herren der Aristokratie zu machen verstehen.

Pater Veroni war unter den ersten, der sich einstellte, um seine guten Wünsche der zukünftigen Marquise zu überbringen. Fay hatte ihn nie so liebenswürdig und gewinnend gefunden als in dem Augenblick, da er ihr alle Segnungen Gottes für die blendende Zukunft wünschte.

„Wir werden Sie bald, meine verehrte Dame, ich hoffe sehr bald, in unserer Mutterkirche willkommen heißen dürfen," sagte er, als er warm ihre Hand ergriff. „Wann sind Sie bereit, Ihren Uebertritt öffentlich zu erklären?"

„Zu irgendeiner Zeit, wann es Ihnen beliebt, Pater Veroni," antwortete Fay.

„Sind Sie vollständig von der Weisheit dieses Schrittes überzeugt?" frug er scheinbar zögernd. „Er wird von tiefgreifender Bedeutung für Ihr Leben sein. Dieser Schritt meint und verlangt bis zu einem gewissen Grade die Trennung von Ihrer Familie und von Ihren Freunden. Die Forderungen der Kirche mögen selbst so weit gehen, daß Sie sogar Ihren eigenen Willen zu opfern haben."

„Ich bin bereit selbst für dieses," antwortete Fay mit ungewöhnlicher Festigkeit, denn das Auge des Priesters hielt das ihre gefangen. Im Gefühl dieses Blickes, der mit durchdringender Schärfe auf sie gerichtet war, hatten

schon wiederholt Männer und Frauen sich nicht nur willig, sondern sogar freudig bereit erklärt, alles zu verlassen, was ihnen teuer war, wenn dadurch nur der Kirche, die er vertrat, gedient war.

Ein leichter Ausdruck des Triumphes zeigte sich in seinem Blicke, als der Pater noch hinzufügte: „Und Ihre Mutter?"

„Meine Mutter wird meinen Wünschen nicht entgegentreten. Ich hege die Hoffnung, daß sie eines Tages ebenfalls noch diesen Schritt tun wird."

„Haben Sie Ihre Schwester darin eingeweiht?"

Die Frage betreffs Janets Bekehrung war eine, die der Priester noch nie zu berühren gewagt hatte, nicht einmal in seinen eigenen Gedanken. Instinktiv fühlte er die Unmöglichkeit der Sache.

Zum ersten Male zog ein Schatten der Trauer über Fays Angesicht.

„Nein," sagte sie leise, „ich fürchte mich davor."

„Fürchten Sie sich nicht," antwortete der Priester. „Es ist also Ihr fester Entschluß und Ihr heißes Verlangen, daß Sie sich der römisch-katholischen Kirche anschließen, nicht wahr?"

„In meinem Herzen ist es schon geschehen."

„Dann fürchten Sie sich nicht. Gehen Sie kühn zu Ihrer Schwester und sagen Sie ihr alles. Sie ist eine edle Frau, und wenn auch ihre religiösen Anschauungen verschieden von den Ihrigen sind, so ist sie doch zu weitherzig und zu tolerant, um Sie zu verdammen." — Wie klar hatte doch der Priester Janets Natur durchschaut! — „Sie mögen das Mittel werden, durch das Janets Seele gerettet wird."

Fay schlang in nervöser Unruhe ihre Hände ineinander.

„Ach, wenn das möglich wäre! Ich könnte irgendein Opfer bringen, wenn ich dadurch Janet vom wahren Glauben überzeugen könnte — von unserem Glauben!"

Der Pater studierte das Angesicht vor ihm. Liebenswürdigkeit und Schönheit las er darin, und er fand genau das, was er darin suchte, was seinen Zwecken am dienlichsten war, die Grundzüge der enthusiastischen Seele, die angelegt ist, fanatisch zu werden. War einmal ihre Neigung erwacht, so ging Fay Lapeer bis an die Grenzen der persönlichen Hingabe und Aufopferung. Sie war das Mädchen eines Gedankens. Die römisch-katholische Kirche übte ihre volle Macht auf ihre ganze Persönlichkeit aus, und sie versenkte sich mit Leib und Seele in ihre neue Glaubensanschauung.

„Dieses ist der Geist, der die Heiligen und Märtyrer der Kirche beseelte," sagte Pater Veroni leise, indem er die Wirkung seiner Worte beobachtete. Die Seele des Mädchens war wie ein empfindsames Instrument, auf dem er zart spielte, aber mit meisterhafter Hand. „Sie sind bereit, für ihren Glauben zu sterben. Darf ich noch ein Wort mehr sagen? Der Marquis di Cassini, obwohl geboren von einer frommen Mutter, neigt sich entschieden auf die liberale Seite hin. Es betrübt mich das sehr, und ich baue große Hoffnungen darauf, daß Sie ihn beeinflussen werden. Wer weiß, Sie mögen das Werkzeug werden in der Hand Gottes, ihn wieder zurückzugewinnen und der Kirche zu erhalten. In Tagen wie diese, in denen die Feinde der Kirche so mächtig sind, bedarf sie Männer, wie der Marquis ist. Vielleicht sind Sie

gerade zu diesem Zweck nach Rom geführt worden, um den Marquis zu retten für die Kirche und für Gott."

Fay war von diesem Gedanken wie hingerissen. Ihre Augen leuchteten mit ungewöhnlichem Glanze, und der Priester war beinahe überrascht von seinem schnellen Siege. „Das ist ein Opfer wert, nicht wahr?" frug er.

„Ja," war alles, was sie in Einfalt antworten konnte, und er wußte, der Same, den er so sorgfältig gepflanzt hatte, war auf guten Grund gefallen, und die Früchte konnten nicht ausbleiben.

Pater Veroni verließ die Dame und ging hinaus auf die Straße, wo er langsam seiner Heimat zuwanderte.

„Mit welcher Liebe das Mädchen diesem Manne zugetan ist!" dachte er bei sich selbst; „und es ist diese Liebe, die wir in unseren Dienst zu stellen haben, um unsere Ziele zu erreichen. Wenn der Marquis ihrem Einfluß nachgibt, wird alles recht werden. Wenn nicht, so muß er die Folgen seiner Hartnäckigkeit und Torheit tragen. Lady Eger muß uns ihre Hilfe leisten. Doch manchmal habe ich meine Zweifel betreffs der Dame. Je mehr ihre körperlichen Kräfte abnehmen, desto mehr scheint ihr Geist mit Vorliebe in ihr Jugendleben zu ihrem Gatten und ihrem Kinde zurückzukehren. Ihre Hingebung an die Kirche wird dadurch notwendigerweise geschwächt. Ich muß sie öfters besuchen. Es war ja meine Beobachtung in solchen Fällen, daß das persönliche Element ungemein viel vermag; der Einfluß von Geist auf Geist wirkt manchmal wunderbar."

Ein eigenartiges Lächeln spielte in den Zügen Pater Veronis, als ob ihm bei diesem Gedanken sehr angenehme Erinnerungen aufstiegen. Das Lächeln verschwand jedoch

plötzlich, um einem Unmut Platz zu machen, der das ganze Gesicht verfinsterte. War das Don Paolo, der eben die Straße kreuzte und in ein protestantisches Gebäude trat, auf dem ein weißes Marmorkreuz über der Kirchtür im hellen Sonnenschein glänzte? Richtig, das war der junge Priester! Was, er hatte den Mut, diesen kühnen Gang im hellen Sonnenlicht des Tages zu machen!

„Er geht zu Pierce!“ murmelte Pater Veroni. „Ich fürchte, wir verlieren ihn. Er ist im Besitz ungewöhnlicher Gaben, sein Geist ist brillant, aber gerade diese beiden Eigenschaften verführen ihn zum unabhängigen Forschen und Zweifeln. Was für ein Tor der Junge doch ist! Er könnte es zum Bischof bringen oder gar zum Kardinal, wenn er vorsichtiger wäre und seine Anschauungen im eigenen Busen vergraben würde. Doch nein, er muß seine eigene Zukunft verpfuschen, um einer eingebildeten Idee willen.“

Während er sich mit diesen Gedanken beschäftigte, wandte Pater Veroni seine Schritte dem Vatikan zu, wo sich die Gemächer von Kardinal Perotti befanden. Die Folge der Unterredung mit dem Prälaten war, daß am nächsten Tage bei Don Paolo ein schmucker, junger Mann seine Visitenkarte abgab, auf der fein graviert der Name stand: „Enrico Gardi, Sekretär Sr. Eminenz Kardinal Perotti“.

Zweimal erst las Don Paolo die Karte, ehe er den Lakaien anredete, der vor ihm stand: „Bitte, laß den Herrn hereinkommen.“

Er warf einen lächelnden Blick über sein Zimmer, und sein Angesicht verriet sogar ein gewisses inneres Vergnügen.

Der Eingetretene konnte sich schon das Staunen des Kardinals ausmalen, wenn er ihm berichten würde, was er hier im Studierzimmer gesehen hatte. Da war keine Spur mehr davon wahrzunehmen, daß hier ein Priester gehaust hatte. Das Kruzifix aus Elfenbein und Ebenholz, ein Geschenk von Pater Veroni, war von seinem gewohnten Platz verschwunden. Kein Madonnabild, keine Photographie von irgendeinem berühmten Heiligenbild schmückte mehr diese Wände. Mit Ausnahme von einem oder zwei Familienbildern waren die Wände jeden Schmuckes bar. Auf dem Tische lag eine Bibel in Gesellschaft mehrerer theologischer Bücher von bedeutenden protestantischen Autoren. Die einzige Farbe brachte eine prachtvolle Rose, die in einer einfachen Glasvase stand, in dieses nüchterne Bild. Don Paolo hatte sie dort hingestellt, wo er ihre Lieblichkeit und ihren süßen Duft besonders genießen konnte.

„Sie wünschen mich zu sehen?“ frug er höflich, als der Sekretär des Kardinals eintrat.

„Ja, Reverenza. Ich bringe einen Brief von Sr. Eminenz, Kardinal Perotti.“

„Bitte, setzen Sie sich, mein Herr.“

Signor Gardi blickte mit sichtlichem Interesse um sich. Seinen Blicken entging nicht das geringste Detail. Zuletzt ruhten sie auf dem Priester. Der Sekretär hatte sich ziemlich genau informiert über Don Paolo. Seine Ohren waren scharf. Er wußte, daß der Priester unter dem Namen „Silbermund“ bekannt war, und daß allgemein die Rede ging, Pater Veroni liebe den jungen Mann mehr als irgendein anderes Wesen auf der ganzen Welt. Der listige Sekretär vermutete irgendeine geheimnisvolle ro-

mantische Geschichte, die sich lange, lange zurück im Leben dieses eisigkalten, reservierten Jesuiten zugetragen haben mochte. Es war ihm ebenfalls nicht unbekannt, daß Don Paolo im Verdacht stand, häretische Neigungen zu hegen, und Signor Gardi teilte die Meinung Pater Veronis, denn fürwahr, der junge Mann, der solche Aussichten von sich warf, mußte ein Tor sein.

„Wartet die Kutsche?" frug endlich Don Paolo.

„Die Kutsche Sr. Eminenz wartet unten am Tor, Reverenza."

„Dann lassen Sie uns sofort gehen."

Seine Stimme war ruhig, sein Schritt fest. Selbst das Argusauge des Sekretärs hätte nicht vermutet, daß ihm das Herz klopfte wie einer Frau, und sein Gebet zu Gott emporstieg um Kraft für die Feuerprobe, die auf ihn wartete. Es war für den jungen Priester keine leichte Sache, vor den mächtigen Kardinal zu treten, der im Vatikan in so hoher Gunst stand. In einer Stadt, wo jedermann beobachtet wurde, wo hinter jeder Geste, jedem Wort, jedem Lächeln etwas Verborgenes vermutet wurde, wußte Don Paolo nur zu wohl, daß er unmöglich das protestantische Gebäude betreten konnte, ohne gesehen zu werden. Er war auch zu ehrenhaft und zu gewissenhaft, um sich feige zu verbergen. Am hellen Tage war er furchtlos über die Türschwelle getreten, bereit, auch die äußersten Folgen seiner Handlung zu tragen.

Der Sekretär bemerkte mit der Selbstzufriedenheit eines Mannes, der dieses Leben als eine Theaterbühne betrachtet, auf der die Menschen, seien sie gut oder böse, nur zu seinem Vergnügen spielten, wie leichenblaß die Wangen des Priesters waren. Man führte die beiden in

die große Bibliothek, wo Kardinal Perotti und Pater Veroni zusammen im Gespräch saßen. Halbdunkel herrschte im Zimmer. Die Fenster waren verfinstert durch hohe Flügelbauten des Vatikans, und nur matt vermochte das Licht hereinzudringen. Mit aufrichtigem Bedauern schloß der Sekretär zögernd die Türe und ließ, bildlich gesprochen, den Vorhang fallen über ein Spiel, das hochinteressant sein mußte.

„Gott stehe mir bei!" murmelte Paolo Gregori, als er langsam auf die beiden Männer zuging.

Eine tiefe Stille herrschte in dem weiten, vermauerten Raum. Die Fußtritte Don Paolos wurden durch den dichten persischen Teppich gedämpft. Keiner von beiden, die ihn hier erwarteten, machte eine andere Bewegung, ihn willkommen zu heißen, als daß sie ihm ihre weißen Hände entgegenstreckten, die er küßte, wie er das sein Leben lang gewohnt war, wenn er einen Vorgesetzten begrüßte. Er stand vor ihnen wie ein Angeklagter.

„Ew. Eminenz wünschen mich zu sprechen?" frug er, indem er die drückende Stille unterbrach. Der Klang seiner eigenen Stimme gab ihm wieder Mut. Die Worte des Lutherliedes stiegen unwillkürlich in ihm auf, die er an jenem Abend in der Versammlung der protestantischen Kirche vernommen:

„Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib;
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben!"

„Ja," antwortete der Kardinal. „Bitte, nehmen Sie diesen Stuhl."

„Wenn Ew. Eminenz erlauben, ziehe ich vor, zu stehen."

„Wie Sie belieben."

Eine peinliche Pause trat ein. Endlich sprach der Kardinal:

„Es ist wohl am ratsamsten für uns, wir gehen direkt auf das Ziel los, Don Paolo. Vielleicht ahnen Sie bereits, warum wir Sie haben vor uns rufen lassen. Ihr eigenes Gewissen wird es Ihnen sagen."

Don Paolo antwortete nicht darauf.

„Sie werden verdächtigt, häretische Neigungen zu hegen. Man fand Sie beim Lesen protestantischer Bücher und sah Sie ebenfalls in Gottesdiensten der evangelischen Kirche. Es wird vermutet, daß Sie im Sinne haben, die Kirche zu verlassen, die Sie aufgenommen, erzogen und genährt, kurz, die Ihnen alles gegeben hat, was Sie sind und haben."

Eine tiefe Röte zog über das Angesicht Don Paolos. Angeklagt zu werden, eigene Gedanken zu haben, seiner eigenen Meinung gefolgt zu sein, beleidigt nicht; doch der Undankbarkeit geziehen zu werden, ist eine andere Sache und verwundet eine empfindsame Seele. Er warf einen Blick auf Pater Veroni, der sich mit der Hand das Gesicht bedeckte.

„Sind diese Dinge wahr?" frug der Kardinal.

„Es ist wahr, daß ich gestrebt habe, in die Tiefen der Erkenntnis und Wahrheit zu dringen, und es ist auch wahr, daß ich die protestantische Bibel gelesen habe und andere Bücher, geschrieben vom Standpunkt des evangeli-

schen Glaubens. Um der Wahrheit näher zu kommen, suchte ich protestantische Geistliche auf, denn ich wollte mich von der Sache selbst überzeugen. Es ist jedoch nicht der Wahrheit gemäß, wenn man mich der Undankbarkeit beschuldigt gegenüber denen, die mich von meiner Kindheit auf bewacht, erzogen und geliebt haben. Nein, nein! Das ist nicht wahr! Pater Veroni weiß, was für eine Dankesschuld ich ihm gegenüber fühle, eine Schuld, die ich ihm nie abbezahlen kann. Ihm verdanke ich alles, und seine Liebe und Wohltaten mir gegenüber bleiben mir unvergeßlich." Pater Veroni machte eine Bewegung der Ungeduld. „Doch ich bin ein Mann," fuhr Don Paolo fort, „und beanspruche das Recht eines Mannes, in Glaubenssachen für mich selbst denken, urteilen und entscheiden zu dürfen."

Der Kardinal schaute ihn vorwurfsvoll an, aber auch mit einem Blick voll Neugier.

„Es ist nicht nötig, aufgeregt zu werden. Wir wollen den nackten Tatsachen auf den Grund kommen. Sie geben zu, daß die Anklagen wahr sind?"

„Die erste Hälfte der Anklagen, Ew. Eminenz, beruht auf Wahrheit."

Wiederum herrschte für eine geraume Weile vollkommene Stille in dem großen Zimmer.

„Wollen Sie uns sagen," frug Pater Veroni, „warum Sie uns dies alles freiwillig bekennen? Warum verschweigen Sie es nicht? Sie könnten doch im Priesteramt verharren, Ihre Pflichten treu gegen die Kirche erfüllen und dabei denken, was Ihnen beliebt. Warum diese gewaltsame Veränderung?"

Pater Veroni hatte die Hand vom Gesicht entfernt

und schaute Don Paolo mit neugierigen Augen an. Er wollte hinter die Macht kommen, die dem Jungen diesen Mut seiner Ueberzeugung gab, durch die er kühn dem Kardinal Rede stand.

Das Gesicht des jungen Priesters hellte sich auf und nahm einen ungemein liebenswürdigen und gewinnenden Ausdruck an.

„Zuerst dachte ich auch so, und ich hatte mir vorgenommen, in der Kirche zu bleiben und frei zu denken, wie es mir beliebte, ihren Befehlen zu gehorchen und meine Pflichten ihr gegenüber zu erfüllen; doch bald fand ich, wie vollständig unmöglich das sei. Ich konnte doch nicht den Heuchler spielen! Ich habe Jesus gefunden," — fügte er leise hinzu.

„Was!" fuhren die beiden Herren auf, und Pater Veroni frug: „Du hast was?"

„Ich habe Jesus gefunden," antwortete Don Paolo, „und er vergab mir meine Sünden, er führte mich aus der Finsternis in sein wunderbares Licht, er füllte meine Seele mit seinem Geist und seiner Liebe, er gab mir Mut und forderte mich auf, ihm zu folgen. Ich muß darum meinem Meister offen und frei nachfolgen vor aller Welt."

Der Kardinal sprach leise mit Pater Veroni, worauf der Priester sich plötzlich erhob, an Don Paolos Seite trat und dann mit jener Stimme zu ihm redete, die so oft schon in merkwürdiger Weise die Herzen bewegt hatte.

„Paolo, mein Sohn, ich liebe dich. Ich habe dich geliebt seit dem Tage, da deine Mutter mich bat, für dich an Vaters Statt zu sorgen, wie das dein toter Vater getan haben würde. Laß dich von diesen fremden Lehrern nicht mit fortreißen. Vergiß diese Dinge, die dich der Kirche

entfremdet haben. Wirf deine ganze Seele in deine Arbeit. Alles soll dir verziehen sein. Eine brillante Zukunft wartet deiner. Kardinal Perotti wird dein Freund sein. Ich werde dir beistehen mit Rat und Tat, und deine Laufbahn wird dich höher führen, als du dir das in deiner eigenen Phantasie je schon ausgemalt hast. Du hast wundervolle Rednergaben. Gebrauche sie für die Kirche, und sie wird dir's lohnen. Verlaß nicht die Kirche und die, welche dich lieben. Bleibe bei uns, Don Paolo, mein Sohn."

Don Paolo zitterte am ganzen Körper. „Der Weg ist schwer, o Herr!" betete er aus tiefster Brust. Er wußte, Pater Veroni hätte sich nie so weit heruntergelassen, um einen gewöhnlichen jungen Priester so zu beeinflussen, wenn er ihn nicht außerordentlich lieb gehabt hätte. Er wußte auch, daß es nur wenige Männer gab, denen Pater Veroni zugetan war. Die Worte des Mannes, der ihm alles gewesen war, was nur ein Vater sein konnte, bewegten ihn mächtig.

„Ich kann nicht," murmelte er, „ich muß meinem Herrn folgen; selbst wenn der Weg dunkel und der Pfad stürmisch ist."

„Ueberlege es dir nochmals," fuhr Pater Veroni fort, „bei uns findest du alles, was das Herz eines Mannes sich nur wünschen kann, bei den Protestanten Armut, Mühsal, Demütigung."

Paolo ergriff Pater Veronis Rechte und umschloß sie gefühlvoll mit beiden Händen.

„Mein Vater, ich kann nicht. Ich liebe dich und danke dir für alles, mehr als Worte zu sagen imstande sind, und würde nur zu gerne bleiben, wenn ich könnte."

Pater Veroni entzog ihm schnell und kurz seine Hände, beinahe gewaltsam. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, verließ er die Bibliothek.

Der Kardinal läutete eine Glocke, und der Sekretär erschien mit großen, neugierigen Augen.

„Begleite Don Paolo an die Türe," sagte der Kardinal.

Indem er den Gruß Paolos höflich erwiderte, blieb der Kardinal in seinem Stuhl sitzen. Ungeduldig spielte er mit seinen Fingern auf dem Schreibtisch neben ihm, wo er sich in Probleme und Fragen vertiefte über die Zukunft der Kirche. Daß ein junger Priester die Kirche verließ, um zu der protestantischen Kirche überzutreten, diese Tatsache beunruhigte ihn keineswegs. Ein Priester mehr oder weniger hatte schließlich wenig Bedeutung in einer solchen riesigen Organisation, die den Verlust eines untreuen Gliedes leicht verschmerzen konnte. Se. Eminenz lächelte aber grimmig, als sie sich erinnerte, wie dreihundert Jahre früher ein rebellischer Mönch keineswegs so glimpflich behandelt und so leicht durchgeschlüpft wäre, wie das heute der Fall ist. Er wäre wohl plötzlich vom Schauplatz der Oeffentlichkeit verschwunden, um sein künftiges Leben irgendwo in einem weltentlegenen Kloster zu verbringen, das eigentlich nur ein anderer Name für ein Gefängnis war. Im 20. Jahrhundert gebrauchte man andere Mittel, um widerspenstige junge Priester zum Verstand zu bringen: Exkommunikation, gesellschaftlicher Ostrazismus, Trennung von der Familie — das sind gar mächtige Waffen, die manchen einschüchtern.

Der Kardinal gähnte und läutete um Licht. Er war eigentlich nur auf diese Szene eingegangen, um Pater

Veroni eine Gunst zu erweisen. Der alte Herr war sehr einflußreich, und es war zu erwarten, daß ihn das nächste Konsistorium zum Kardinal erwählen würde. Pater Veronis Schwäche war seine außergewöhnliche Zuneigung für Paolo Gregori.

Es war keineswegs der Verlust dieses einzelnen Priesters, der die Seelenruhe des Kardinals störte. Das war ja nur ein einzelner Fall, allerdings ein Zeichen der Zeit. In der Kirche und im Priesterstand befanden sich Hunderte, vielleicht Tausende, die ihre Pflichten erfüllten und dabei ihren eigenen Gedanken nachhingen, je nachdem es ihnen gefiel. Was bedeutete diese geistige Unruhe im Schoß der heiligen Kirche — eine Reformation oder eine Revolution?

Achtzehntes Kapitel.

Die Würfel waren gefallen, was auch immer die Resultate sein mochten. Trotz seiner gehobenen Stimmung und des Bewußtseins, daß er nur der Stimme seines Gewissens Gehorsam geleistet hatte, konnte Don Paolo sich kaum kontrollieren, so zitterte er vor Aufregung. Ob die beiden einen Versuch machen würden, seinen Austritt aus dem Priesteramt und dem Orden, dem er angehörte, zu verhindern? Wenn so, zu welchen Mitteln würden sie wohl greifen? Die Ungewißheit über seine Zukunft machte ihm nicht die geringsten Sorgen, er war ja jung, kräftig und voller Lebensmut.

Nachdem er die Gemächer des Kardinals verlassen, wanderte er langsam durch die dunklen Gassen, die sich in der Nähe des Vatikans kreuzen, überschritt die Brücke, welche den träge dahinfließenden Tiber überspannt, und setzte dann seinen Weg fort auf dem belebten Corso Vittorio Emmanuele. Die Menge schob ihn, doch er bemerkte es nicht. Wagen rollten vorüber, und kleine Buben hielten ihn auf. Er lächelte nur milde und kümmerte sich wenig darum. Es war ein Tag im Spätwinter und die Fensterflügel der hohen Häuser rechts und links standen weit offen, um die milde, weiche Luft einströmen zu lassen. Ein Korb mit Veilchen, purpurblau und lieblich duftend, auf dem Haupte eines Bauernmädchens in buntfarbigem Gewande, weckte endlich Don Paolo aus seinen tiefen

Träumereien auf; er kaufte sich ein Sträußchen für einen Pfennig und pilgerte mit den Blumen in der Hand weiter.

Die bescheidenen, kleinen Veilchen heiterten ihn wieder auf und flößten ihm neuen Mut ein. Die Entscheidung war nun geschehen, und er wandte jetzt rasch seine Schritte auf Herrn Pierces Haus zu, wo er den Hausherrn in dessen Studierzimmer traf.

„Mein lieber Don Paolo," begrüßte ihn Herr Pierce, „kommen Sie herein; es freut mich, Sie bei mir zu sehen."

Als ob er fürchte, daß jede Zurückhaltung ihn in seinem Entschlusse wankend machen könnte, stürzte er sich sofort hinein in die Angelegenheit, die so viel für ihn zu bedeuten hatte.

„Ich komme eben vom Kardinal Perotti," begann er.

Herr Pierce hob fragend seine Augenbrauen.

„Er und Pater Veroni befragten mich über manche Dinge, und ich antwortete so wahrheitsgetreu, als ich das vermochte. Es ist nun entschieden, Signor Pierce. Ich bin bereit, das Priesteramt niederzulegen und überzutreten."

Er holte bei diesem Wort tief Atem.

„Gott wird sicherlich seinen Segen auf Ihnen ruhen lassen!" rief Herr Pierce in herzlichem Tone aus. „Was sind Ihre Pläne?"

„Ich habe keine, mein Herr, als nur diesen einen, den Priesterrock auszuziehen."

„Gibt es irgendeine Arbeit, die Sie tun, oder einen Beruf, den Sie ergreifen könnten?"

Herr Pierce konnte die Antwort auf diese Frage ganz gut selbst erraten. Don Paolo war eigentlich nur einer

aus vielen Priestern, die zu ihm gekommen waren, willig, ihr Amt niederzulegen. Manche von ihnen wünschten und erwarteten einen angenehmen Lebensunterhalt, falls sie ihre priesterliche Würde aufgeben würden, und gingen gewöhnlich wieder enttäuscht hinweg. Trotz widersprechender Berichte, die im Umlauf waren, kam die protestantische Kirche den Priestern nie mit goldenen Versprechungen entgegen. Im Gegenteil. Manche hatten ja wohl auch private Gründe, die Kirche zu verlassen, weil sie vielleicht mit gewissen Bischöfen nicht auf gutem Fuße gestanden, sich vielleicht Vergehungen schuldig gemacht hatten, oder auch wünschten sie ihre Priesterwürde aufzugeben, um sich zu verehelichen und einen Hausstand zu gründen. Andere hatten wirklich in aller Aufrichtigkeit das eine gesucht, was not ist, und waren willig, Christo nachzufolgen, mochte es kosten, was es wollte, aber sie fanden sich völlig hilflos in der Welt, denn jede Arbeit war ihnen fremd, mit der sie hätten ihr Brot verdienen können.

Ueber Don Paolos Gesicht lagerten sich Schatten.

„Mein Herr, ich schäme mich beinahe, es Ihnen zu gestehen; doch es ist wahr, ich habe mein Leben lang im Kloster und auf Schulen zugebracht, und während ich Lateinisch und Griechisch kann und im Besitz einer guten Bildung bin, so daß ich mir selbst den Doktortitel erworben habe, verstehe ich doch nichts von irgendeinem Geschäft, in dem ich mein Brot verdienen könnte. Wenn Sie mir darin entgegenkommen wollen, so bin ich jedoch willig, irgendetwas zu erlernen."

„Dies ist der rechte Geist. Verfügen Sie über Privatmittel?"

„Nur über etliche hundert Franken, die mir meine

Mutter bei ihrem Tode hinterlassen hat. Ich habe eine alte Tante, die sehr arm ist. Falls ich genügend verdiene, um mich selbst zu versorgen, möchte ich diese kleine Erbschaft ihr vermachen, um ihr das Dasein zu erleichtern."

„Was sagt sie, daß Sie das Priesteramt verlassen?"

„Sie hat keine Idee von meinem Schritt."

„Und wenn sie es erfährt?"

„Dann wird sie den Tag verfluchen, an dem ich in die Welt gekommen bin, um ein Abtrünniger zu werden," antwortete Don Paolo mit wehmütiger Stimme.

Herr Pierce konnte das nicht leugnen. Er war zu erfahren mit dem römischen Leben und hatte zu viel davon gesehen und erlebt, in den fünf Jahren, in denen er sich in Rom aufgehalten hatte. Er wußte nur zu gut, was es bedeutet für einen Mann, die Religion seiner Väter aufzugeben in einem Lande, wo der römische Katholizismus die Hauptmacht war. Don Paolo war von nun an wie abgeschnitten von seinen früheren Freunden; er existierte gar nicht mehr für sie, und ein Leben voller Mühe und Beschwerden harrte seiner. Herr Pierce erinnerte sich an einen Morgen, an dem ein junger Mann, der einmal Priester gewesen war, aber jetzt für das protestantische Predigtamt studierte, mit Tränen in den Augen zu ihm gekommen war und ihm eine Photographie von sich selbst gezeigt hatte, über die seine Mutter mit eigener Hand das Wort geschrieben hatte: „Verräter!"

„Sie schickte es mir zurück mit meinen uneröffneten Briefen," sagte er, „und ich werde sie wohl nie wieder sehen."

Ein Mann muß in Italien ein Held sein, der den Mut hat, Demütigungen und Leiden aller Art ins Angesicht

zu sehen, sobald er ein Protestant wird. Es gibt dort solche Seelen, wahre Helden, und sie leben und sterben, wie sie geglaubt und gelitten haben.

„Unten, hinter der Kirche, befindet sich ein kleines Zimmer," sagte Herr Pierce, sich von seinen Gedanken aufraffend, „es enthält nichts als ein Bett, einen Stuhl und ein Waschtischchen. Die Decke ist niedrig, und nur durch ein kleines Fenster kommt etwas Licht hinein. Das ist alles, was ich Ihnen anbieten kann. Genügt es Ihnen?"

„Vollkommen."

„Sie können davon Besitz nehmen, sobald es Ihnen beliebt, doch Sie müssen wissen, daß wir von Ihrem Bischof ein Zeugnis verlangen betreffs Ihrer Lebensführung. Können Sie ein solches erlangen?"

„Leicht, vorausgesetzt, Kardinal Perotti oder Pater Veroni verhindern es nicht."

„Es wird weise sein, sofort dazu zu sehen. Noch eins: sind Sie willig, am Sonntagabend zum letztenmal in Ihrer Priestertracht in unseren Gottesdienst zu kommen, um vor der Versammlung öffentlich Ihre Erfahrung zu erzählen und die Gründe anzugeben, weshalb Sie zum evangelischen Glauben übertreten?"

„Gewiß. Ich schäme mich meines Schrittes nicht; auch fürchte ich mich weder vor den Bürgern Roms, noch vor dem Einflusse des Vatikans."

Es waren dies kühne Worte, doch sprach er sie mit solcher Einfalt, daß sie um so eindrucksvoller wirkten, und Herr Pierce war überzeugter als je, daß der gewonnene Priester eine Macht zum Guten werden könne unter seinem eigenen Volk.

„Unterdessen," fuhr Don Paolo fort, „will ich meine Angelegenheit zum Abschluß bringen und ebenfalls um Arbeit nachsuchen, obwohl ich vermute, daß niemand mich anstellen wird, sobald es an den Tag kommt, daß ich ein entlaufener Priester bin."

Herr Pierce unterdrückte ein Lächeln, das ihm unwillkürlich gekommen war, als er den feingeschnittenen Gelehrtenkopf und die zarten, weißen Hände des Mannes betrachtete, der sein Leben lang in den Hallen und Säulengängen der Klöster zugebracht hatte. Er machte aber keine Bemerkung. Laß ihn nur nach Arbeit suchen und dadurch beweisen, von welchem Kaliber er ist, dachte er bei sich. Manche der Priester wollen sofort fürs protestantische Predigtamt studieren; Paolo Gregori machte keine derartige Andeutung, noch frug er um Geld.

Es traten keine Schwierigkeiten in den Weg, ein gutes Zeugnis über seine Lebensführung vom Bischof zu sichern. Augenscheinlich hatten die beiden, der Kardinal und Pater Veroni, es gar nicht der Mühe wert erachtet, noch von genügender Wichtigkeit gehalten, ihm den Austritt zu erschweren. Das Dokument war natürlich von einem scharfen Brief von seiten seines Abtes begleitet, der Paolos Handlung verurteilte, ihn der niedersten Beweggründe beschuldigte und überhaupt den freisinnigen Geist der Zeit beklagte. Doch Paolo war nun los von der Kirche und konnte dem Zug seines Herzens folgen. Am Samstagmorgen schrieb er einen zärtlichen Brief an seine Tante, und nachdem er ihn an der nächsten Ecke in den Postkasten geworfen, wanderte er langsam hinauf zum Kloster auf dem Gipfel des Hügels.

Wir mögen unternehmen, was wir wollen, es ist un-

möglich, alte Freunde und Jugenderinnerungen ganz und gar zu ignorieren oder völlig zu vergessen, selbst wenn der Pfad, der sich vor uns öffnet, in total entgegengesetzter Richtung einem ganz anderen Ziele zuführt. Die Mönche im Kloster, die Rosen im Garten, die Weinlauben, die schattigen, moosigen Gänge, selbst der alte Frou-Frou auf seiner Stange an der Küchentür, sie alle waren Paolo Gregori ans Herz gewachsen. Er wußte, daß er Fra Antonio an diesem schönen Morgen irgendwo im Garten beschäftigt finden würde, um den Gartenboden bereit zu machen für den Blumen- und Gemüsesamen. Richtig, da war er, gebeugt über seiner Arbeit, die Erde in den Fingern zerreibend, so sorgfältig und vorsichtig, als ob er sie liebte wie ein Kind. Er wurde wirklich alt, Fra Antonio, und als er beim Kommen der Fußtritte das Haupt erhob, war sein Auge geblendet, so daß er den „Jungen" nicht einmal erkannte, bis er ganz nahe vor ihm stand.

„Bist du das endlich, Paolo?" rief er aus. „Warum hast du deinen alten Freund so lange vergessen? Es ist schon lange her, daß du hier warst! Wir haben uns schon lange nach dir gesehnt."

„Ich war zu sehr beschäftigt, lieber Fra Antonio," antwortete er ausweichend. „Bist du müd', Bruder? Komm, setz' dich zu mir auf die Bank und ruhe, so lange wir zusammen sprechen. Ich habe dir etwas zu sagen."

„Es tut den alten Knochen gut, ein wenig auszuruhen; die Arbeit ist schwer, mein Junge."

„Doch du liebst sie."

„Ja, ich liebe sie. Ich hätte dich aufsuchen sollen, um zu sehen, wie die Menschen dich eigentlich behandeln, aber

ich hasse es, meinen Garten und meine Blumen im Stich zu lassen."

„Ich fürchte, du liebst deinen Garten und deine Blumen mehr als deine Gebete, deinen Rosenkranz und deine Bußübungen," antwortete scherzend Paolo.

Fra Antonio warf einen raschen Blick auf ihn und schlug demütig die Augen nieder, ohne darauf zu antworten.

Die Luft im Klostergarten war geschwängert mit dem Odem des Frühlings, obwohl auf den Gipfeln der Sabinischen Hügel, weit über den Grenzen der Campagna, noch Schnee lag, der schimmernd aus der Ferne winkte. Summende Insekten, die Vorboten des warmen Wetters, schwirrten um die ersten Blüten, die bereits ihr Haupt der Sonne entgegenwandten. Hier im Garten standen bereits weiße Krokusse, ganze Büsche von blauen Frühlingsveilchen, gelbe Schlüsselblumen und andere herrliche Kinder der Frühlingssonne.

„Was fehlt dir?" frug Fra Antonio plötzlich, indem er seine braune, schwielige Hand auf die weiße Paolos legte. „Du siehst bleich und angegriffen aus und hast dich sehr verändert seit jenem Tage, da ich Trauben von jener Laube dort drüben schnitt."

„Und gabst mir die kleinste, die du finden konntest, du böser Bruder Antonio! Ich bin gekommen, dir etwas zu sagen. Morgen abend gehe ich in die protestantische Kirche — du weißt, wo sie steht?"

Der Mönch nickte stumm und zustimmend.

„Und zum letzten Male werde ich meine Amtstracht tragen; ich bin im Begriff, zum evangelischen Glauben überzutreten."

Paolo hielt seinen Atem an, denn er erwartete einen Ausbruch des Unmuts, doch zu seiner Verwunderung kam keiner. Fra Antonio hielt noch immer zärtlich seine Hand, und sein Auge richtete sich auf die Veilchen, die am Fuße eines großen Rosenbaumes wuchsen. Ein eigenartiges Lächeln lag auf den Lippen des alten Mönches. Endlich schaute er auf, und seine Augen begegneten dem Blick Paolos. Auch in seinen Augensternen konnte man ein mildes Lächeln lesen.

„Es war kaum nötig, mir das zu sagen. Ich war schon seit langer Zeit Zeuge von dem Kampf, der in deinem Geiste vor sich ging. Schon als Kind wolltest du den Grund von allem wissen. Die eisernen Ketten der Kirche, die uns so fest an ihre Befehle und Dogmen geschlossen halten, waren zu eng für dich. Du bist nicht willig, zu glauben, was sie lehrt, und zu tun, was sie befiehlt, du mußt es für dich selbst ergründen."

„Das gerade nicht," warf Paolo ein.

Fra Antonio fuhr fort: „Wäre ich zwanzig Jahre jünger, würde ich mit dir gehen; doch jetzt ist es zu spät für mich."

Diese Worte kamen so unerwartet, daß Paolo vor Erstaunen sprachlos dasaß. Die Idee, daß in dem stumpfen Gehirn dieses Mönches, der scheinbar sich um nichts bekümmerte als um seine Gartenarbeit und um das Okulieren seiner Obst- und Rosenbäumchen, Zweifel und Ungewißheiten nach Licht rangen, das war neu für ihn.

„Es wird dir nicht mehr möglich sein, zu kommen und mich zu besuchen, Paolo, aber ich komme und besuche dich."

„Und verläßt deinen Garten und deine Blumen, Bruder?"

„Ja, aus Liebe zu dir."

Tränen zeigten sich in den Augen des Mönches.

Paolo legte seinen Arm um ihn.

„Komm mit mir, hinaus in die Welt, Bruder Antonio; ich will für uns beide arbeiten."

„Ich darf nicht wagen, das Kloster zu verlassen. Ich bin ein alter Mann, und mein Herz ist verwachsen mit den Blumen. Du sagst, du willst arbeiten draußen in der weiten Welt? Ich fürchte, du mußt Hunger leiden, mein Junge! Was kannst du denn, um dein Brot zu verdienen?"

„Wenig genug, fürchte ich; doch ich will versuchen, etwas zu erlernen. Warum hast du mich denn nicht in die Gartenarbeit eingeführt, Fra Antonio? Dann wäre ich ein nützlicher Mensch, der sein eigenes Brot verdienen könnte!"

Fra Antonio lachte.

„Weil du deine Bücher mehr liebtest als Blumen und Gemüse. Du bist ein Gelehrter und ich ein Gärtner. Jeder hat seinen Platz, und du wirst deine Arbeit dort draußen schon finden, doch es wird nicht Graben und Pflanzen sein. Du warst erstaunt, daß ich so kühl blieb, als du mich in dein Geheimnis einweihtest. Wir haben auch die unseren im Kloster."

Sehr vorsichtig und mit ängstlichen Blicken rings umher, ob vielleicht ein Mönchsauge ihn sehen könnte, zog Fra Antonio aus einer mächtigen Tasche unter seiner rauhen, braunen Kutte eine sorgfältig gefaltete Zeitung hervor und reichte sie Don Paolo. Er öffnete sie und las in großen Buchstaben: „L'Evangelista."

„Das ist ja eine protestantische Zeitung!" rief Paolo aus. „Wo hast du sie bekommen?"

„Habe ich es dir nicht gesagt, daß wir auch unsere Geheimnisse haben?"

„Wo hast du sie her?" wiederholte Paolo.

„Wenn du es nicht verrätst?" Der Ton des Mönches klang bedenklich und fragend.

„Sicherlich nicht!"

„Fra Silvestro hat einen Bruder, der einst ein Franziskanermönch war — nicht hier in unserem Kloster —, der aber evangelisch wurde und jetzt ein Prediger jener Kirche ist. Ein Freund von ihm bringt Fra Silvestro jede Woche eine Nummer. Wir lassen die Zeitung die Runde machen bei allen, denen wir trauen können."

„Das ist gefährlich. Gesetzt den Fall, der Abt würde dahinter kommen?"

Fra Antonio zuckte mit den Schultern.

„Das ist jeden Augenblick möglich. Seitdem sein Bruder das Kloster verlassen hat, steht Fra Silvestro etwas in Verdacht."

„Ich werde dich mit noch anderem Lesestoff versorgen, Fra Antonio. Doch die Sonne geht unter, ich muß fort. Der Abt wird mich heute abend nicht zum Vesperbrot einladen."

„Er weiß nicht, was du vor hast."

„Dessen bin ich nicht so sicher. Was Pater Veroni von mir weiß, mag er vielleicht bereits dem Abt mitgeteilt haben. Ich stehe jetzt im Bann."

„War Pater Veroni sehr aufgebracht über dich?"

„Er ist verletzt. Er wird jedoch schnell genug ein so gewöhnliches Menschenkind, wie Paolo Gregori es ist, vergessen haben."

„Addio," sagte der Mönch, „ich komme, dich zu sehen, doch mußt du mich wissen lassen, wo ich dich finden kann."

„Das werde ich tun," antwortete Paolo. „Addio, Fra Antonio."

Der alte Mönch schüttelte langsam mit dem Kopf, als er wieder allein war. „Pater Veroni wird das nicht so leicht verschmerzen," murmelte er, „aber inmitten seiner großen Pläne mag er dieses Vergehen überwinden."

Neunzehntes Kapitel.

Sir John Hamilton begleitete am Sonntagabend Janet nach der protestantischen Kirche, als Don Paolo sein öffentliches Bekenntnis ablegen und zum letzten Male seine Priestertracht tragen sollte. Die Halle hatte sich bereits angefüllt, so daß es nicht leicht war, Sitzplätze zu finden. Ein ungewöhnliches Ereignis war das zwar nicht, daß ein Priester die römisch-katholische Kirche verließ und hier öffentlich davon Zeugnis ablegte; doch in diesem Falle erhöhte sich das Interesse, denn Paolo Gregori hatte sich bereits einen bedeutenden Ruf als Redner und Domherr einer der größten Kirchen von Rom erworben.

Don Paolos Angesicht war sehr bleich, und seine Hände zitterten. Der Augenblick bedeutete für ihn ungemein viel. Trotzdem er aus aufrichtiger Ueberzeugung handelte und freiwillig ein offenes Bekenntnis abzulegen im Begriffe stand, so konnte er doch kaum seine Aufregung verbergen. Dieses Gefühl verließ ihn jedoch in dem Augenblick, in dem er sich erhob und der großen Versammlung gegenüber stand. Scharenweise strömten die Leute herein, denn der Gottesdienst fand statt zu einer Stunde, da die Straßen draußen äußerst belebt waren. Als gar ein Priester auf der protestantischen Kanzel sichtbar wurde, drängten sich viele immer mehr nach vorn, bis alle Gänge zum Erdrücken voll standen. Eine italienische Versamm-

lung besteht nicht selten aus einer sehr ruhe- und zügellosen Menschenmasse. Heute abend jedoch herrschte vollkommene Stille, da jeder Hörer unwiderstehlich durch die Macht der Beredsamkeit mit fortgerissen wurde. Der Mann redete, weil es ihn dazu trieb. Seine Worte flossen direkt aus dem bewegten Herzen. Kein Schmähwort über die römische Kirche fiel über seine Lippen. Ihre Lehren wurden nicht verdammt; nur da, wo er seine eigene Stellung zu rechtfertigen hatte, wurden sie ins Licht gestellt. Paolo Gregori erzählte die einfache Geschichte seiner Bekehrung, die wunderbaren Wege, auf denen er seinen Herrn gefunden, es war göttliche Fügung. Nicht in Zeremonien und Formen, nicht durch die Messe, nicht durch irgendeine Macht der Kirche, die Kraft des Heiligen Geistes war es gewesen, die auf sein Herz so um- und neugestaltend gewirkt hatte. Jetzt fühle er die Gewißheit, Christus sei für ihn gestorben, für einen Sünder. Auf direktem Wege, nicht durch die Vermittlung eines Heiligen, habe er durchs Gebet Zugang zum Herzen Gottes gefunden und die Vergebung seiner Sünden erlangt.

Alles das erzählte er in einer so einfachen und doch beredten Weise, daß die Hunderte seiner Zuhörer wie gefesselt an seinen Lippen hingen, bis das letzte Wort verklungen war. Stillschweigend verließen sie dann die Kirche.

In jener Nacht kniete Paolo Gregori in jenem äußerst bescheidenen Zimmerchen neben seinem einfachen eisernen Bett. Der Raum war noch bescheidener als die Klosterzelle, in der er einst gehaust hatte. In seiner Seele herrschte tiefer Friede, so dunkel und unsicher auch die Zukunft vor ihm lag. Er ahnte nicht die Schwierigkeiten,

die seiner warteten. Der Friede Gottes erfüllte jedoch sein Wesen und beseligte sein Gemüt. Er war entschlossen, mutig vorwärts zu gehen, koste es, was es wolle.

Am Morgen faltete er langsam seine Priesterkleider zusammen, zog sich zum erstenmal, seitdem er ein Knabe gewesen, wieder auf gewöhnliche Weise an und begab sich dann auf die Straße, um Arbeit zu suchen, durch die er sich sein tägliches Brot verdienen konnte.

„Der junge Mann ist ein ganz bedeutender Redner," bemerkte Sir John, als er und Janet miteinander zurück zur Pension wanderten.

„Ich konnte nicht viel von dem verstehen, was er sagte, doch muß es sehr eindrucksvoll gewesen sein, denn sonst hätten die Leute wohl kaum so gespannt gelauscht. Ich bemerkte, wie verschiedene bei manchen Punkten hier und da zustimmend mit dem Kopfe nickten; nur ein Mann versuchte zu zischen."

„Es saßen auch etliche ganz vorne, die durch finstere Blicke ihn einzuschüchtern suchten, trotzdem kann ich mich nicht genug darüber wundern, daß hier in Rom, im Herzen der päpstlichen Kirche, eine derartige Szene überhaupt so still verlaufen kann. In England oder in Amerika würde man aus Furcht vor einer Demonstration polizeiliche Bedeckung in Anspruch nehmen; doch hier in Rom, im Hauptsitz der römisch-katholischen Kirche, hört man kaum ein Murmeln der Unzufriedenheit und findet gar nicht für nötig, den jungen Priester durch eine Hintertür in Sicherheit zu bringen. Der Mann hat mein Vertrauen gewonnen. Er ist aufrichtig. Ich muß doch Pierce fragen, ob der Expriester nicht eine Freundeshand nötig hat. Vielleicht hat er noch gar keinen Begriff davon, wie steil

eigentlich der Weg ist, der vor ihm liegt. Die Wahrheit ist, Fräulein Lapeer, ich kann den Mut dieser Leute nicht genug bewundern, die die römisch-katholische Kirche verlassen. Sie haben gegen ein ungeheures Uebergewicht anzukämpfen. Die päpstliche Kirche ist hier allgegenwärtig und allmächtig und kontrolliert selbst Geschäft und Handel und auch so ziemlich alles, bis auf die Regierung. Und der Vatikan wartet auch damit nur ab, bis seine Zeit wieder gekommen ist."

„Ja," antwortete Janet.

Sir John verstand den müden Ton, in dem das einsilbige Wort entschlüpfte, so gut, daß er mit seinen Bemerkungen innehielt, um seine Sympathie durch Schweigen zu bezeugen.

Fay war noch nicht öffentlich zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, doch Janet fühlte, was unausbleiblich kommen mußte. Eine Kluft hatte sich schon zwischen ihr und der Schwester geöffnet und drohte immer weiter sich auszudehnen. Janet hatte versucht, so viel als möglich sich in die Anschauung ihrer Schwester hineinzufinden. Wie es für Fay möglich war, bei der Natur, die sie besaß, ihren protestantischen Glauben mit dem römischen zu vertauschen, konnte Janet nicht einsehen. Falls jedoch Fay nach ihrer Gewissensüberzeugung handelte, so wollte sie nicht mit ihr disputieren, sondern die Sachlage nehmen, wie sie war, sollte es ihr selbst auch noch so weh tun. In der Hoffnung, daß trotz des Glaubenswechsels ihre innige, geschwisterliche Liebe nicht dadurch gestört würde, begleitete Janet ihre Mutter nach der kleinen Kirche, wo Fay sich taufen und aufnehmen ließ in die römisch-katholische Kirche. Frau Lapeer legte dabei die größte Seelenruhe

an den Tag und betrachtete den ganzen kirchlichen Tausch nur als den notwendigen vorbereitenden Schritt zu der ehelichen Verbindung mit dem Marquis.

Merkwürdig ist es jedoch, daß gerade Fays zukünftiger Gatte es war, der dabei die ernstesten Einwendungen gegen ihre Bekehrung machte. Er teilte Fay ganz aufrichtig mit, daß, soweit er in Betracht käme, obwohl er ein Katholik sei auf Grund seiner Geburt und Taufe und er wahrscheinlich im Falle des nahenden Todes auch das letzte Sakrament nehmen würde, „zur Vorsicht", fügte er sarkastisch hinzu, so stehe ihm doch nicht das geringste im Wege, eine Protestantin zu heiraten; im Gegenteil, er ziehe aus persönlichen Gründen eine protestantische Braut vor. Fay solle sich doch nicht der Mühe unterziehen, ihren Glauben seinetwillen zu wechseln.

Als Fay ihm mitteilte, daß sie diesen Schritt nicht um seinetwillen tue, sondern aus eigener Ueberzeugung, weil sie es selbst wolle, zuckte er einfach seine Achseln, drehte nervös seinen Schnurrbart und sagte, daß es ihr natürlich frei stehe, Gott anzubeten, wie sie es für gut finde.

Sir John wußte ebensowohl wie Janet, daß seine Schwester die Hauptverantwortung trug für diese Veränderung, die sich in Fays Anschauung vollzogen hatte, denn sie hatte von Anfang an einen ganz bedeutenden Einfluß auf das junge Mädchen ausgeübt. Als die Riesengestalt von der California Ranch von der Taufe Fays und ihrer Aufnahme in die römische Kirche hörte, zog er seinen mächtigen Hut über das Haupt und floh nach seinem gewöhnlichen Zufluchtsort, nach der weiten und einsamen Campagna, wo er seiner Aufregung auf einsamen Spaziergängen, die er im Schnellschritt zu nehmen gewohnt

war, wieder Herr wurde. Die Gegend erinnerte ihn an die weiten Prärien des amerikanischen Westens. Sein Zorn kehrte sich nicht direkt gegen seine Schwester, denn er wußte zu gut, daß sie nur das Werkzeug in der Hand eines erfahrenen Priesters sei, eines Meisters in der Kunst, Seelen zu fangen, und der es verstand, die Schwächen anderer auszubeuten. Lady Eger wurde zusehends schwächer. Es ging langsam bergab, und ihr Zustand erregte Fays Mitleid. Stundenlang verbrachte sie bei der Invalidin auf deren Zimmer, und an sonnigen, warmen Tagen fuhren sie miteinander aus. — Es ging dann häufig nach dem Kloster, wo Floria di Cassini sich aufhielt, oder auch nach anderen klösterlichen Lieblingsplätzen der Dame.

Der Marquis drang auf baldige Heirat, doch zur Ueberraschung von Frau Lapeer und von Janet und trotz aller Ueberredungskunst der Mutter weigerte sich Fay, irgendein bestimmtes Datum festzusetzen, obwohl es ihr nicht leid tat, daß sie sich verlobt hatte, denn sie liebte den Marquis von Herzen und gedachte auch den Bund mit ihm fürs Leben zu schließen.

Je näher Janet mit ihm bekannt wurde, desto mehr lernte auch sie ihn achten. Er hatte sich als ein Edelmann erwiesen im wahren Sinne des Wortes. Er war ein Mann von Adel, ein starker Charakter mit tiefer Ueberzeugung. Janet fühlte instinktiv, daß die beiden, die sich einander auf so natürlichem Wege gefunden hatten, auch wirklich füreinander bestimmt sein mußten. Ueber die Zögerung Fays, den Hochzeitstag zu bestimmen, der nach dem Gebrauch während der Frühlingsmonate stattfinden sollte, konnte sie sich nicht genug verwundern.

Die Fasten begannen etwas spät dieses Jahr. Nach

einer Reihe von Fastnachtsfeierlichkeiten, die sich bis in die frühen Morgenstunden hineinzogen, und denen Fay sich voll jugendlicher Ausgelassenheit hingegeben hatte, verlegte sie sich plötzlich mit dem Eifer einer eben Bekehrten aufs Beten und Fasten. Stunde um Stunde verbrachte sie auf Lady Egers Zimmer, welches die Invalidin jetzt kaum mehr verließ. Zweimal in der Woche fuhr sie nach dem Kloster, wo Floria sich nun zur letzten Zeremonie vorbereitete, um den Schleier zu nehmen, der sie auf immer von ihrer Familie und der Welt trennen sollte. Das amerikanische Mädchen kam von diesen Besuchen immer ganz geistesabwesend und träumerisch zurück, sie fastete dann stets mehr als je und hing ihren religiösen nächtlichen Andachten nach, bis am östlichen Himmel die Morgenröte anbrach. Etliche Male fand Romilda sie ohnmächtig auf dem Boden vor dem Kruzifix, das an der Wand über einem Betaltar befestigt war.

Behutsam hob die Magd die Bewußtlose auf, legte sie auf ihr Bett und rief dann Janet. Zusammen versuchten sie alle Mittel, bis sie endlich ihre dunkelblauen Augen aufschlug und ihre Arme um Janets Nacken schlang.

Nach solchen Vorfällen konnte man Romilda stundenlang im Haus umhergehen sehen und Worte murmeln hören wie „Priester" und „Torheit" und „Fräulein Fay umbringen". Romilda war so warmherzig und hätte aus Dankbarkeit für ihre Befreiung aus dem Kloster irgendein Opfer für Fay oder Janet mit Freuden gebracht. Sie wurde so unruhig über die Zustände, daß sie endlich genug Mut faßte, an einem Abend in der Vorhalle auf den Marquis zu warten. Während sie in nervöser Hast an ihrer Schürze drehte und ihre Wangen vor Auf-

regung und Zaghaftigkeit glühten, sagte und klagte sie ihm, wie Fräulein Fay durch ihre langen Gebete und ihr vieles Wachen so viel Schlaf verliere und immer dünner würde.

Der Marquis dankte Romilda, indem er ein Silberstück in ihre Hand drückte, das ein helles Lächeln auf ihr Gesicht brachte. Er selbst trat in Frau Lapeers Privatsalon. Sir John übersetzte eben einen editoriellen Artikel aus der Abendzeitung. Der Marquis winkte ihm, damit fortzufahren, während er sich mit einem stillen Gruß zu den drei Damen setzte. Sein Interesse stieg, als er Sir John über eine Gesetzesvorlage lesen hörte betreffs des Sankt Josephs-Kollegiums zu B. Diese Angelegenheit sollte in Bälde dem Parlament vorgelegt werden und war bereits in den Tageszeitungen hitzig debattiert worden.

„Was halten Sie von der Sache?" frug Sir John, als er zu Ende gelesen hatte. „Dies ist natürlich ein liberales Blatt und das Editorielle ist von diesem Standpunkt aus geschrieben worden."

„Und aus diesem Grunde ist es nicht vorurteilsfrei," unterbrach Fay.

Der Marquis lächelte über ihr Interesse für diese Frage und antwortete: „Ich glaube, es ist eine offene und ehrliche und auch gerechte Darlegung der Sachlage. Es gibt keinen Grund, warum die Regierung diese Vorlage für das Sankt Josephs College begünstigen und anderen derartigen Institutionen, die von der Kirche unterhalten werden, vorziehen soll. Sie ist als ein Präzedenzfall maßgebend für spätere Fälle und sollte darum nicht angenommen werden."

„Dann werden Sie dagegen stimmen?“ frug Sir John und schaute mit neugierigen Augen auf den Marquis.

„Das ist mein Vorhaben. Nebenbei, es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Vorlage Donnerstagnachmittag zur Verhandlung kommt; würde es Ihnen Vergnügen bereiten, die Diskussion zu hören?“

„Ungemein.“

„Die Damen?“

Auch Janet drückte den Wunsch aus, zu gehen. Da Fay das Zimmer verlassen hatte, folgte ihr der Marquis in das kleine Bibliothekzimmer, wobei er die Bemerkung, die Sir John in gedämpfter Stimme zu Janet machte, noch hörte: „Ich kann's mir nicht versagen, ich muß ihn mehr und mehr achten, er ist ein Mann!“

Fay stand am Fenster und blickte hinaus auf die dunkle Straße. Als sie Fußtritte hörte, wandte sie sich um, und Guido sah voll Erstaunen, daß sie weinte.

„Fay,“ sagte er mit zarter Stimme, „was fehlt dir, meine Teure, warum weinst du?“

„Guido,“ antwortete sie und legte ihre Hand auf seinen Arm, „versprich mir etwas; du kannst meinen Wunsch erfüllen.“

„Wenn es in meiner Macht liegt, bin ich nur zu froh, ihn zu erfüllen.“

„Bitte, gib deine Stimme für jene Vorlage am Donnerstag.“

Verwundert blickte er auf sie. Was konnte Fräulein Lapeer an jener Vorlage gelegen sein, die doch das Sankt Josephs College in V. anging? Es schien so absurd, daß er unwillkürlich lächeln mußte.

„Ist es das, woran dein Herz hängt, Teure? Fallen

diese Tränen für das Sankt Josephs College? Liebe Fay, dies ist eine wichtigere Frage, als du ahnst, denn unsere Politik in Italien ist dir jedenfalls fremd. Laß dich nicht in solche Dinge ein. Ueberlaß das uns, und beschäftige dich mit schönen Kleidern, mit Büchern und mit Blumen. Diese Dinge schicken sich mehr für schöne Frauen als Politik."

„Du wirst doch nicht gegen meinen Wunsch stimmen, Guido?" hielt sie an, indem sie seine scherzenden Worte außer acht ließ. „Um meinetwillen, nicht wahr? Ich bitte dich inständig, tu' es mir zulieb. Ich fürchte, du bringst durch deine Tat Unglück über uns."

„Du regst dich auf und gehst zu weit," entgegnete er. „Setze dich und laß uns die Sache ruhig besprechen. Warst du wieder die ganze letzte Nacht auf und hast zu den Heiligen gebetet? Du bringst dich um auf diese Weise. Selbst meine Mutter, die doch eine so strenge Katholikin ist, wie man sie in Rom nur finden kann, erschöpft ihre Kräfte nicht durch solche lange Nachtwachen. Sei so religiös, wie du nur sein kannst und wie gut für dich ist, denn es steht Frauen wohl an, einen intensiven Glauben zu besitzen, der sie schützt und trägt, doch untergrabe nicht damit deine Gesundheit."

Sie setzte sich erschöpft auf das Sofa und erlaubte ihm, etliche Kissen zu ordnen, so daß sie bequemer ruhen konnte. Während dieser ganzen Zeit hingen ihre Augen fragend und bittend an seinem Gesicht. Es berührte ihn peinlich, als er den furchtbaren Ernst wahrnahm, der sie erfüllte.

„Du wirst diese Vorlage unterstützen, Guido," wiederholte sie. „Unser Glück hängt davon ab; ich fühle es, ich weiß es."

„Verlangst du, Fay, daß ich gegen meine Ueberzeugung handeln soll?" Guido befand sich nun ebenfalls im tiefen Ernst. Er konnte ihre Erregung noch nicht verstehen.

Sie zögerte mit der Antwort. „Wenn es das Wohl der Kirche verlangt," antwortete Fay langsam.

Der Marquis konnte kaum eine Bewegung der Ungeduld zurückhalten. Sein ganzes Leben lang hatte er unter dem Joch der Kirche gelebt. Seine Mutter betrachtete das als Ziel und Zweck jeder Handlung. Was immer die Kirche förderte und zu ihrem Wohl war, das mußte getan werden, unbekümmert um irgendeine persönliche Anschauung oder Ueberzeugung. Floria wurde auf dem Altar der Kirche geopfert. Sollte er denn nichts als nur eine Puppe in der Hand der Priester sein; denken, wie sie denken, stimmen, wie sie diktieren? Ein drückendes Gefühl großer Unruhe überkam ihn. Er stand im Begriff, ein amerikanisches Mädchen zu heiraten; doch auch sie würde zu der Kirche und ihren Priestern emporschauen als zu ihren Führern. Nicht einmal Meister in seinem Hause würde er sein; die Priester regierten auch da, und im Beichtstuhl kämen sie hinter alle Privatangelegenheiten und Familienaffären. Der Rat ihres Beichtvaters wäre ausschlaggebend in allen Stücken für seine Frau.

Indem er sich erhob, schritt er mit schnellen Schritten den Boden auf und ab. Er liebte Fay, und mit der ganzen Kraft seiner Liebe wollte er Fay hüten und bewahren, das arme Kind.

Er trat jetzt an ihre Seite, liebevoll auf sie schauend, während er so zärtlich redete, wie er nur konnte: „Fay, meine Teure, diese und manche andere Angelegenheiten

mußt du mir überlassen. Mein Gewissen und nicht die Kirche muß mich in diesen Handlungen beherrschen."

Als der Marquis Fay verlassen hatte, war sie ruhig, doch er war bis ins Innerste bewegt und zog es vor, zu Fuß durch die kühle Luft zu wandern, um in der Stille ihre Worte zu überlegen. Das Interesse, das sie an dieser Vorlage bekundete, befremdete ihn. Irgendwo lag dafür ein Grund verborgen. In Rom bewegten sich immer Räder in den Rädern. Jemand mußte auch hier dahinterstecken. Konnte es Lady Eger sein? Das schien ihm kaum möglich zu sein. Als er sie das letzte Mal gesehen hatte, schien sie zu schwach und krank zu sein, um sich überhaupt für das Sankt Josephs College interessieren zu können.

Er beantwortete den respektvollen Gruß des Portiers am Eingangstor seines Hauses und ging müden Schrittes hinauf in seine Bibliothek im Seitenflügel des Palastes.

Indem er sich an seinen Schreibtisch setzte, zog er ein Bündel Briefe und Dokumente hervor, schob sie aber bald wieder zur Seite, um, das Haupt in die Hand gestützt, alles ernstlich zu überlegen. Wer mochte Fay eingeschüchtert haben?

Plötzlich tauchte eine Erinnerung in ihm auf. Dort auf jenem Stuhl saß Pater Veroni, sein Angesicht ruhig, wie aus Elfenbein geschnitten, seine langen, weißen Hände ruhten auf den Vogel Greif-Köpfen, die die Armlehnen verzierten. Der Priester hatte ihn gebeten, ja beschworen, für die Vorlage zu stimmen. Dabei hatte er ebenfalls Andeutungen betreffs Fay gemacht und sogar eine halbverschleierte Drohung ausgesprochen, ehe er Abschied genommen hatte.

„Was für eine Teufelei steckt da dahinter?“ frug sich der Marquis mit einer Unehrerbietigkeit, die seine Mutter beleidigt hätte. „Er treibt ein verborgenes Spiel mit der kleinen Fay, die wie eine kleine Schachfigur seinen Meisterhänden gehorcht. Sie soll sofort heiraten, und ich werde sie zu schützen wissen vor ihm und seinesgleichen. Beim Himmel, ich tu's!“

So kühn auch seine Worte klangen, der Marquis fühlte doch, daß ihm der Mut sank.

Konnte er es aufnehmen mit einem solchen Meister der Diplomatie, wie Pater Veroni das war?

„Ich gebe meine Stimme gegen die Vorlage ab,“ murmelte er, die Zähne hartnäckig zusammenbeißend; „ich werde Fay Lapeer heiraten und das Spiel ihnen zum Trotz gewinnen.“

Hätte er in diesem Augenblick Fay Lapeer sehen können, so würde ihm das Herz voll Angst und Sorge geblutet haben. Sie lag ausgestreckt vor ihrem Kruzifix, die Arme über ihrem Haupte, ihre ganze Erscheinung eine Büßende, ein Bild der Verzweiflung.

„O Jesus, rette mich von meinen Sünden!“ flehte sie. „O Maria, Mutter Gottes! gehe ihm mit deiner Liebe nach und ziehe ihn zurück in den Schoß der Kirche. Wenn es durch mich geschehen soll, wenn ich für ihn Buße tun soll, damit er gerettet wird, gib mir Kraft, dieses Opfer zu bringen, und hilf mir, es zu tragen.“

Fay, dieses lebenslustige, beinahe frivole Mädchen, war wie Lehm in des Töpfers Hand geworden, und ihr Charakter fügte sich so geschmeidig, wie der es sich nur wünschen konnte. Fügsam, nachgiebig, hingebend, ließ sie sich leicht davon überzeugen, daß die Seligkeit ihres Ver-

lobten von ihr abhänge. Es fand sich ebenfalls genug Hartnäckigkeit in ihrer Natur, daß sie in dem einmal eingeschlagenen Kurs verblieb, nachdem sie sich überzeugt hatte von dem, was sie tun sollte.

Es war ein sehr entschiedener Mann, der am nächsten Tag darauf bestand, Fay solle den Tag ihrer Hochzeit auf die Woche nach Ostern festsetzen. Er fand sie liebenswürdig, freundlich, mit dunklen Ringen unter den Augen, die von langen Nachtwachen zeugten, doch unnachgiebiger wie je.

„Sei nur noch ein wenig länger geduldig, Guido. Das, was du begehrst, kann ich nicht tun. Ich verspreche dir jedoch, daß ich dir am Ostersonntag eine bestimmte Antwort geben werde.“ Mit diesem Bescheid mußte er sich zufrieden geben.

Am Donnerstagnachmittag betrat Fay Lapeer Lady Egers Zimmer, wo die Invalidin in einem Lehnstuhl lag. Sie betrachtete nun die Welt mit Augen, in denen der Morgenstrahl der Ewigkeit lag.

„Sie gehen heute nachmittag ins Parlament, Fay?“

„Ja, Guido wird gegen die Vorlage stimmen, Hortensie.“

Lady Egers Angesicht überzog eine dunkle Röte, doch sie antwortete nicht. Ein eigenartiger, verständnisvoller Blick wurde zwischen den beiden Damen ausgetauscht, der von gegenseitigem Vertrauen und gegenseitiger Furcht und Sehnsucht Zeugnis ablegte. Leise schloß Fay die Türe und ging hinunter zu Janet und Sir John. Lady Eger lag still und allein für sich in Gedanken versunken da. Fay war wie ein blühendes Bild der Jugend in ihr welkendes Dasein hereingetreten. In ein enganschließendes, dun-

kelblaues Kleid gehüllt, trug sie einen Hut, von dem zwei kostbare Federn graziös über ihr schönes Haar herabwallten. Ihr Angesicht, voll Schönheit und Freundlichkeit, schien über die Schwelle einer glücklichen und verheißungsvollen Zukunft zu schauen.

Lady Eger schüttelte sich, als ob sie fröstelte, und sie zog die Decke etwas fester um sich. Jetzt hob sie einen elfenbeinernen Rosenkranz empor, küßte ihn ehrfurchtsvoll, schloß die Augen in Andacht und ließ die Perlen fallen, eine um die andere.

Der Saal der Abgeordneten war an jenem Nachmittage gedrängt voll von Zuschauern. Die Logen und Galerien waren angefüllt mit Damen und Herren, und die gedämpfte Unterhaltung in der fließenden italienischen Sprache, die wie Musik klingt, drehte sich einzig und allein um die Vorlage, die das St. Josephs College in V. zum Inhalt hatte.

Die Italiener sind sehr frank und offen über politische Fragen, und Sir John beobachtete bald, daß die Personen in seiner Nähe in zwei Lager geteilt waren, Klerikale und Liberale. Es fehlte nicht an Ausdrücken der Unzufriedenheit, sobald ein Abgeordneter für die eine oder andere Partei Stellung nahm.

Marquis di Cassini blickte hinauf zur Loge, wo Fay saß, und er las, das war kein Zweifel, eine Bitte in ihrem Blick. Es wird einem Mann nicht leicht, einer Frau, die er liebt, die erste direkte Bitte abzuschlagen, die sie an ihn richtet, und so ihren Wünschen entschieden gegenüber zu treten. Er erhob sich aber und opponierte kühn, beredt und kräftig der Vorlage. Fay war nie so stolz auf ihn gewesen wie in jenem Augenblick, da er gegen die Sache

sprach, für die sie selbst eintrat. Er tat das, was sein Gewissen ihm sagte, und Fay hätte kein echtes, rechtes Frauengemüt besessen, wenn sie ihn nicht um so mehr respektiert hätte, da er seiner eigenen Ueberzeugung gemäß handelte. Er ahnte aber nicht, was das für ihn, für sie beide bedeuten sollte!

Es wurde nachher gesagt, daß selten eine so ausgezeichnete und wirksame Rede im Abgeordnetensaal gehört worden sei. Die Mitglieder der klerikalen Partei versuchten vergebens auf jede Weise, den Marquis zu verwirren und zum Schweigen zu bringen, doch ohne Erfolg. Er stand da mit einer Würde und redete mit einer Leichtigkeit und Wucht, die den Tag gewann.

Sir John reichte hinüber und schüttelte Fay die Hand. „Ich gratuliere Ihnen und ebenfalls dem Marquis," sagte er herzlich. „Er hat eine brillante Karriere vor sich."

Zu seinem Erstaunen bemerkte er jedoch, wie bleich Fay war. Sie zitterte und bebte. „Ihre Schwester ist müde. Wollen wir gehen?" frug er Janet, die sofort antwortete: „Bitte, ich bin bereit."

Doch Fay bestand darauf, zu bleiben, bis die Stimmen abgegeben und gezählt worden seien. Die Abstimmung fiel unglücklich aus; denn die Vorlage ging mit einer großen Stimmenmehrheit verloren.

In der Nähe von Sir John saß ein junger Mann in einer Loge, der sich besonders für den Marquis und seine Rede zu interessieren schien, wie auch für das Resultat der Abstimmung. Er war ein äußerst netter junger Herr, — Schnurrbart gewichst, das schwarze, sammetglatte Haar zurückgekämmt. Er hatte ausführliche Notizen von der Rede des Marquis genommen und sich ebenfalls das

Resultat der Stimmenabgabe vermerkt. Sobald dies vorüber war, nahm er seinen Hut, verbeugte sich höflich vor den Damen und ging fort.

„Ein Berichterstatter für Zeitungen," vermutete Janet.

„Sehr wahrscheinlich," entgegnete Sir John, als sie miteinander und vielen anderen das Parlamentsgebäude verließen.

Richtig, der junge Herr war ein Berichterstatter, aber nicht am Stab einer täglichen Zeitung. Er verlor keine Minute, um die Gemächer des Kardinals Perotti zu erreichen, wo er in aller Eile die steinerne Balluſtrade, geschmückt mit Aloen, die nur alle hundert Jahre blühen, hinaufeilte.

Kardinal Perotti saß an einem Tischchen, auf dem zwei Flaschen Wein standen, der eine weiß, der andere tiefrot. Ihm zur Seite saß Pater Veroni. Im Lichte des Nachmittags sah das Gesicht des Priesters noch wachsartiger aus als je, seine regelmäßig geschnittenen Züge erschienen noch zarter und schärfer geschnitten

„Enrico!" sagte der Kardinal.

„Ich bin hier, Ew. Eminenz," antwortete der Sekretär.

„Ist das Votum vorüber?"

„Ja, Ew. Eminenz."

„Laß mich deine Notizen sehen."

Der Sekretär legte das Blatt vor den Kardinal, auf dem das Resultat der Stimmenzählung notiert war.

„Ungünstig," bemerkte der Kardinal zu Pater Veroni.

Der Priester goß sich etwas roten Wein ein und trank langsam und nachdenklich aus dem feingeschliffenen Glase.

„Ist dies alles, Enrico? Wenn so, kannst du dich zurückziehen."

Als der Sekretär antwortete, zitterten selbst die gewichsten Enden seines Schnurrbarts vor Erregung: „Es ist nicht alles. Ich brachte auch Notizen über die Hauptpunkte aus der Rede von Marquis di Cassini."

Pater Veroni setzte sorgfältig sein Glas auf das Tischchen. „So, Guido hat eine Rede gehalten, der kühne, widerspenstige Junge!"

„Sie war der Erfolg des Tages und beeinflußte das Votum," fügte Enrico hinzu. Seine scharfen Augen konnten keine bestimmte Spur irgendeines besonderen Interesses an seiner Neuigkeit entdecken. Er war enttäuscht.

„Du kannst gehen, Enrico, danke schön!"

„Es ist ein Zeichen der Zeit," fügte der Kardinal hinzu, und Pater Veroni nippte wiederum, sichtlich mit dem Hochgenuß eines Epikuräers, von seinem Wein.

„Dies ist aber eine feine Marke," bemerkte er.

„Aus meinen Weingärten in Toskana," antwortete der Kardinal. „Was haben Sie vor, mein Freund?"

„Ich habe eine Bestellung um 6 Uhr," antwortete Pater Veroni mit weicher Stimme.

„Sie wissen, ich meine das nicht. Was ist der nächste Schritt, der dann folgt?"

„Ich kann es nicht genau sagen, Ew. Eminenz. Auf Wiedersehen."

Der Kardinal lachte, als sich die Türe hinter dem Gast geschlossen hatte. Eine halbe Stunde später betrat Pater Veroni Lady Egers Zimmer. Dies war die verabredete Bestellung, der er folgen mußte, und es war eine hochwichtige für Pater Veroni.

Zwanzigstes Kapitel.

Es war am Ostermorgen in Rom. Rosen, Lilien, Veilchen, Stiefmütterchen — ein herrliches, farbenreiches Durcheinander auf den Spanischen Treppen. Blütenduft strömte aus den Gärten, verborgen hinter grauen Mauerwänden, über welche einzelne Zweige verlockend für die Vorübergehenden herabhingen. Orangenwäldchen, aus deren glänzendem Blättermeer goldene Früchte und wundervoll duftende Blüten winkten. Springbrunnen spielten lustig im Sonnenlicht, das die fallenden Tropfen in die farbenprächtigsten Juwelen verwandelte: das war Rom am Ostertag.

Janet erwachte mit einem vor Freude überfließenden Herzen. Alles um sie her atmete Freude, Heiterkeit und Frohsinn. Aus der Ferne läuteten lustig die Kirchenglocken, ein großer Kontrast gegenüber der Stille, die seit Karfreitag herrschte, seitdem die Glocken auf allen Kirchen verstummt waren. Sie erhob sich, zog sich an und begleitete ihre Mutter in den Gottesdienst, wo Herr Pierce eine treffliche Osterpredigt hielt. Die Versammlung war jedoch leider nur schwach besucht, da viele nach der Laterankirche oder der Sankt Peterskirche gegangen waren, um dort herrliche, klassische Musik zu genießen. Hier in der protestantischen Kirche standen riesig große Madonnenlilien vor der Kanzel, und die Musik war sicherlich unübertrefflich. Es war ein Gottesdienst, der Friede und Leben

atmete, und Janet kam heim, noch glücklicher als sie fortgegangen war.

Auch Marquis di Cassini befand sich an diesem Ostertag in einer überaus glücksfrohen Stimmung. Fay hatte sich in den letzten zwei Wochen an einem verborgenen Zufluchtsort in einem Kloster aufgehalten. Sie hatte die Pflicht gefühlt, sich während der Passionswoche aus der Welt zurückzuziehen, um ihre Seele ganz auf geistliche Dinge zu richten. Am Osternachmittag wollte sie wieder heimkehren, und der Marquis, der während dieser zwei Wochen weder an sie geschrieben, noch von ihr gehört hatte, war begierig darauf, sie wieder zu sehen. Seine Mutter und die Schwester waren pflichtschuldigst in die Messe gegangen, doch er hatte gewohnheitsmäßig seinen Motorwagen bestiegen und draußen vor den Stadtmauern eine weite, lange Fahrt unternommen. Die klare Luft, das erwachende Leben, die Blütenpracht und die Frühlingswärme, alles hob seine Freude und mehrte sein Glück. Das war der Nachmittag, an dem Fay ihm den Tag der Hochzeit mitteilen wollte; so hatte sie es selbst versprochen.

Daheim waren bereits Vorbereitungen getroffen worden, die junge Frau willkommen zu heißen und es ihr angenehm und schön zu machen. Hunderte von Arbeitern waren mit den Reparaturen beschäftigt, in den schönsten Wohnräumen im Palast di Cassini. Neue Draperien, neue Dekorationen, neue Möbel waren bestellt worden, ganz nach dem Geschmack Fays. Er hatte keine Auslagen gespart, um der Frau seines Herzens, die er sich zu seiner Gattin erkoren hatte, eine Heimat herzustellen, die ihr sicherlich gefallen mußte. An diesem prächtigen Ostertage war alle jene Furcht verschwunden, die ihn einst gespenster-

artig gejagt hatte, da er seine Stimme gegen die Vorlage betreffs des Sankt Josephs College abgegeben hatte. Nach allem, das waren doch nur eingebildete Ahnungen. Nichts vermochte ihn mehr von Fay zu trennen.

In dieser Seelenstimmung wanderte er an jenem Nachmittage nach der Pension Speranza und frug nach Fräulein Fay. Er war wohl etwas überrascht, als man ihm mitteilte, sie sei noch nicht zurückgekehrt, doch fiel es ihm nicht besonders auf. Sie zog es vielleicht vor, diesen Sonntag noch im Kloster zu verbringen. Trotzdem beschlich ihn eine merkbare Unruhe.

Am Abend ging er nochmals hinüber und sah Janet, die sich noch immer in ihrer festlichen Stimmung befand, welche sie den ganzen Tag so glücklich gemacht hatte.

„Fay ist noch nicht zurückgekommen," sagte sie.

„Hat sie nicht geschrieben?"

„Nein. Wie Sie wissen, wünschte sie ja diese zwei Wochen völlig ungestört zuzubringen. Sie hat uns noch keine Zeile geschickt, seitdem sie uns verlassen hat. Sie wird wohl morgen sicher heim kommen. Sie wissen, sie hat eine besondere Neigung zu den Nonnen dort, und diese mögen sie überredet haben, noch bis morgen zu bleiben."

Den Marquis überkam eine größere Beunruhigung. War es nicht sonderbar, daß Fay auch nicht einmal ihrer Mutter hatte ein Wort zukommen lassen? Je länger er darüber nachsann, desto befremdender kam es ihm vor. Da jedoch Janet ihrer Sache so gewiß zu sein schien, wollte er sie nicht auch noch beunruhigen.

Janet kam etwas früher als gewöhnlich herunter zum Frühstück. Im Dunkel der Nacht, während das Vergangene an ihr vorüberzog, tauchten aber doch auch beunru-

higende Gefühle über ihre Schwester in ihr auf. Sie hatte es nicht gern gesehen, daß Fay sich in die „Stille" zurückgezogen hatte, doch es ließ sich nicht mit ihr disputieren. Vielleicht war sie unwohl. In jedem Fall hätten die Nonnen ihre Mutter benachrichtigen sollen. Janet war beruhigter, als sie vernahm, Fay gehe in ein Kloster, das sie in Gesellschaft Lady Egers schon häufig besucht hatte. Sie entschloß sich, sofort nach dem Frühstück in Begleitung von Romilda nach dem Kloster zu fahren und sich nach dem Verbleib Fays zu erkundigen.

Ehe sie ihr leichtes Frühstück, Kaffee und Wecken, beendigt hatte, kam Sir John zum Tisch, zog einen Stuhl heran und setzte sich. Man konnte ihm die innere Unruhe anmerken: er mußte mit jemand reden. Sir John und Janet hatten Freundschaft geschlossen und verstanden sich. Jeder Zoll an ihm war ein Mann. Janet fühlte, ihm konnte sie sich vertrauen.

„Wie ergeht es Ihrer Schwester heute morgen, Sir John?"

„Sie ist sehr schwach. Es kommt mir vor, als ob irgendeine Last auf ihrem Herzen liegt und sie beunruhigt; ich kann aber nicht dahinter kommen. Seitdem sie zur römischen Kirche übergetreten ist, schenkt sie mir nicht mehr das Vertrauen, wie sie das früher getan hat. Hortensia und ich waren früher die intimsten Freunde. Wenn ich nur wüßte, was ihr fehlt, wie gerne würde ich ihr helfen."

Er spielte in nervöser Hast mit einem Messer auf dem Tisch und sah nicht, wie plötzlich die Augen Janets sich mit Tränen füllten. Auch sie hatte dieselbe Veränderung mit Fay wahrgenommen. Sie kam ihr nicht mehr nahe

in den Abendstunden, ehe sie sich niederlegte. Die vorsichtigste Zurückhaltung beobachtete sie, und es war, als ob sie ihre Worte abwäge. Ein Rückfall war eingetreten. Die glückliche Stimmung des Ostertages wich der bangen Sorge um Fay.

„Es mag Sie interessieren, zu hören, wie es dem jungen Exprieſter geht, Fräulein Lapeer," sagte Sir John, um das Thema zu wechseln, das beide peinlich berührt hatte. „Wenn Sie Ihr Frühstück beendet haben, kommen Sie ins andere Zimmer, und ich werde es Ihnen erzählen. Wir können dort reden, ohne daß jemand uns überhört. Ich muß bekennen," fuhr er fort, gefolgt von Janet, „je länger ich mich in Rom aufhalte, desto mißtrauischer werde ich gegen jedermann. Es kommt mir vor, als ob ich überall von Spionen umgeben sei. In jedem Kellner sehe ich einen Jesuiten und in jedem Barbier, der mein Haar schneidet, einen versteckten Priester."

Janet lachte. Sir John drückte sich immer auf eine so originelle Art aus, die wie Sonnenschein das Gemüt aufheiterte.

„Ich hoffe, ich komme Ihnen nicht verdächtig vor," sagte sie, indem sie sich in einem bequemen Sessel niederließ. Es war noch etwas zu früh, sich auf den Weg zu machen nach dem Kloster. Sie wollte warten bis neun Uhr; wenn bis dahin Fay noch nicht da war, wollte sie mit Romilda hinausfahren.

„Noch nicht. Die Geschichte von jenem Exprieſter beweist es genau. Es ist eine merkwürdige Geschichte. Jemand wühlt gegen ihn."

„Könnte das möglich sein ——." Janet hielt inne, und Sir John vollendete:

„Pater Veroni? — es mag sein. Doch aufrichtig gesprochen, ich bezweifle das. Pater Veroni ist ein geschickter Diplomat und ein Meister in seiner Beeinflussung von Männern und Frauen; es ist das sein Handwerk, wenn ich's so nennen soll. Er wirkt im Interesse seiner Kirche. Aber ich glaube kaum, daß er sich so weit herunterläßt, einen jungen Mann zu verfolgen, den er einmal geliebt hat. Doch ich mag ihn falsch beurteilen. Sie wissen, wie wenig Ursache ich habe, Pater Veroni zu lieben und zu verehren. Sie kennen mein Urteil über das System, das er repräsentiert, und was diese Männer in meinen Augen sind, so daß ich es wagen darf, meine Meinung unverhohlen zu sagen. Ich glaube kaum, daß Pater Veroni seine Zeit damit verschwendet, sich so kleinlich zu rächen, während sein Geist sich konzentriert auf große Pläne."

„Was wissen Sie von Signor Gregori?"

„Nun, er hatte etwas Geld, ein wenig über tausend Franken, die er seiner schwer arbeitenden alten Tante geben wollte, der er mit großer Liebe zugetan ist. Hundert Franken behielt er für sich selbst, da er dachte, dies würde ihm genügen, bis er so weit sei, sich sein Brot selbst verdienen zu können. Hundert Franken schmelzen jedoch schnell zusammen, wie Sie und ich nur zu wohl wissen. Er fand Arbeit in einer Werkstätte, wo er genügend verdiente, um seine bescheidenen Bedürfnisse befriedigen zu können; Herr Pierce erlaubte ihm, in einem kleinen Zimmer hinter der Kirche zu schlafen. Genau drei Tage blieb er in Stellung."

„Ging ihm die Arbeit nicht von statten?"

„Vortrefflich; selbst der Eigentümer erkannte das an. Am dritten Morgen erschien ein junger Mann in der

Werkstätte und frug Paolo nach dem Preis eines gewissen Artikels. Der Bursche ist mir seitdem gezeigt worden, und ich erkannte ihn. Erinnern Sie sich noch an den Berichterstatter in unserer Loge im Abgeordnetensaal? Er machte sich Notizen aus der Rede Marquis di Cassinis.

„Ja, mit schwarzem Haar und schwarzen Augen."

„Mit ölgesalbtem Haar!" brummte Sir John in einem wegwerfenden Tone. „Ich stelle mir vor, er besitzt auch eine ölige Seele und einen öligen Leib. Ich bin überzeugt davon, daß er es ist, der Paolo nachstellt und unmöglich macht."

„Wer mag er wohl sein?"

„Herr Pierce und ich versuchen dahinter zu kommen. Es mag sein, daß er in Pater Veronis Diensten steht. Vielleicht könnten Sie den Marquis für den Fall interessieren. Er liebt jedenfalls die Klerikalen nicht allzusehr."

„Vielleicht ist es mir möglich."

„Um eine lange Geschichte kurz zu machen, nachdem der junge Bursche sich ein wenig umgesehen, rief er den Eigentümer zu sich heran, und eine Stunde später war Gregori arbeitslos."

„Warum?"

„Der Eigentümer drückte ihm seine Zufriedenheit über seine Arbeit aus, bemerkte aber, es seien Gründe da, die ihn in seiner Werkstätte unmöglich machten. Er weigerte sich, dieselben zu nennen. Seitdem war Gregori auf verschiedenen Plätzen tätig, um sofort nach etlichen Tagen wieder entlassen zu werden. In einem Fall sagte man es ihm offen, sie hätten erfahren, er sei ein Expriester, und es schade ihrem Geschäfte, sobald das weiter bekannt würde. Es war dies ein großer Juwelenladen, in dem ich für ihn

eine Anstellung gefunden hatte. Ich ging selbst zum Direktor des Geschäfts, den ich persönlich kenne, und drückte ihm mein Befremden darüber aus. Sie wissen ja, Hortensias Schwäche sind Juwelen, und je kostspieliger, desto größer ihre Vorliebe dafür. In jenem Laden hatte ich schon bedeutende Summen für Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke gespendet und war darum nicht wenig aufgebracht, von der Entlassung Gregoris zu hören; doch es half nichts. Halte ich Sie auf, Fräulein Lapeer?"

Janet hatte beständig auf ihre Uhr geschaut. Ihre innere Unruhe wuchs von Minute zu Minute, da Fay ihre Erscheinung immer noch nicht gemacht hatte.

„Ich habe noch zehn Minuten bis neun Uhr, dann muß ich fort."

„Noch etliche Worte. Der Direktor bedauerte die Entlassung, doch wage er es nicht, einen Mann zu beschäftigen, der dem Priesteramt entsagt und die Kirche verlassen hatte. Viele seiner Kunden seien strenge Klerikale. Ich frug ihn, ob er nicht fürchte, dadurch die Kundschaft der Protestanten, besonders der Amerikaner, zu verlieren, wenn er auf diese ungerechte Weise einen Mann vor die Tür setze, der treulich und ehrlich versuche, sein Brot zu verdienen? Er antwortete mit einem Lächeln: „Ach, ihr Protestanten seid darin viel weitherziger in euren Anschauungen! Jedermann weiß, daß viele der Mittel für den Unterhalt der Wohltätigkeitsanstalten der römisch-katholischen Kirche aus den Taschen der großherzigen englischen und amerikanischen Protestanten fließen. Persönlich habe ich eine Zuneigung zu dem jungen Mann, doch kann ich ihn unmöglich in meinem Geschäft behalten." Der Eigentümer war ein Jude, Fräulein Lapeer, und kein Katholik; so kön-

nen Sie die Bedeutung dessen sehen, was ich sage. Er konnte es nicht wagen, Paolo Gregori in seinem Geschäftshause zu behalten."

„Es ist dies eine merkwürdige Geschichte," sagte Janet, sich erhebend. „Was wird er jetzt unternehmen?"

„Wer kann das wissen?" antwortete Sir John. „Ich hege die Vermutung, daß Herr Pierce ihm noch die Gelegenheit gibt, zu predigen. Er ist ein geborener Redner und Forscher. Sein Platz ist jedenfalls nicht hinter einem Ladentisch oder am kaufmännischen Schreibtisch. Doch will er erst seine Aufrichtigkeit auf die Probe stellen. Das ist gewiß, Gregori hat nie schwerer gearbeitet, um sich sein tägliches Brot zu erwerben. Wenn es ihm nicht ernst in der Sache ist, so wird er diese Entbehrungen bald satt haben und wiederum in den Schoß der römischen Kirche und in das Priesteramt zurückkehren, wie das vor ihm schon viele getan haben. Ich fürchte aber, ich habe Sie schon viel zu lange aufgehalten."

Die Wahrheit war, Janet war jetzt so nervös, daß sie die letzten Sätze, die Sir John gesprochen, gar nicht mehr gehört hatte.

Janet begegnete, während sie Romilda suchte, dem Portier an der Tür.

„Hier ist ein Brief für Sie, Fräulein."

Die Adresse zeigte Fays Hand. Ein eigenartiges, überwältigendes Angstgefühl kam über sie. Es war ihr, als ob ein großes Unglück in den nächsten Augenblicken über sie hereinbrechen müßte. Eilig ging sie auf ihr Zimmer, schloß die Tür und öffnete den Brief.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Meine teure Mutter und Schwester! — Wenn Ihr dieses gelesen habt, werde ich auf immer von Euch geschieden und für die Welt tot sein. Die verführerische Liebe der Welt ist es, die uns dem geistlichen und himmlischen Leben entfremdet, und darum will ich ihr absterben. Bekümmert Euch nicht um mich, denn ich bin glücklich in dem Bewußtsein, daß ich nur meine Pflicht tue.

„Ich bin überzeugt, daß ich nur durch dieses Opfer, daß ich mich selbst auf den Altar lege, ein Werkzeug werden kann zu Eurer Rettung und schließlich auch dem zum Segen gereiche, dessen Gattin ich werden sollte. Irdische Liebe lockt mich hinfort nicht mehr vom rechten Pfad ab; ich bin eine Braut Christi. Meine Tage und Nächte bringe ich im Gebet für die zu, welche noch nicht den wahren Glauben gefunden und sich weit davon verirrt haben.

„Es ist dies auch kein unüberlegter Schritt. So schwer die Entscheidung war, sie ist keineswegs hastig und unbedacht getroffen worden. Schon seit Wochen habe ich darüber nachgedacht, und seitdem ich im Kloster mich aufhalte, wurde ich mehr und mehr darin bestärkt und mir gewiß. Ich bedaure nur, daß ich nicht früher diese Ueberzeugung gewonnen habe. Dieser Mangel an Entschiedenheit wird, wie ich fürchte, auch Guido besonders wehe tun. Die Tränen kommen, wenn ich daran denke. Doch die Brücke ist hinter mir abgebrochen. Weil ich ihn so tief

liebe, deshalb habe ich dies Opfer gebracht. Wie Christus für uns gestorben ist, um uns von unseren Sünden zu erlösen, so, glaube ich, kann auch ich durch meine Weltentsagung und mein Absterben gegen alles Irdische ihn noch retten und auf den rechten Weg bringen.

„Es wäre wohl anders gekommen, wenn er nachgegeben und seinen Willen der Kirche zum Opfer gebracht hätte; doch das wollte er nicht. Ich hoffe, daß er durch Gottes Barmherzigkeit noch der Welt den Rücken kehrt und sein Leben und seine Kräfte der Kirche weiht, die über allem steht und selbst unserer Familie, unseren Lieben und unserem Vaterlande vorgeht.

„Bitte, überreicht Guido den eingeschlossenen Brief. Ich hoffe und ich bete, daß er meinen Schritt nicht tragisch nimmt. Ich konnte nicht anders, als wie ich getan habe.

„Und wenn Ihr, Du, Mutter, und Janet, an mich denkt, so denkt daran, der Friede Gottes erfüllt mein Herz, ich bin mehr als glücklich.

„Stellt keine Versuche an, mich in meinem Versteck zu finden. Es würde doch vergeblich sein; denn wo ich mich aufhalte, bin ich von jeder Verbindung mit der Welt abgeschlossen. Ich will mich völlig einem Leben der Stille und beständiger Andacht hingeben. Vielleicht werden wir eines Tages, wenn unser Leben zum Schluß kommt und Ihr und Guido ebenfalls in den Schoß der wahren Kirche aufgenommen seid, uns wieder begegnen und der ewigen Vorsehung danken für ihre wunderbare Leitung.

Eure Euch liebende Fay."

Janet mußte diesen Brief etliche Male lesen, ehe sie aus ihrer Betäubung aufwachte und verstehen konnte, was

diese Zeilen eigentlich bedeuteten. Zuletzt vermochte sie das Schreckliche zu fassen und empfand die Wucht des Schmerzes, der über sie hereinbrach. Diese Wunde mußte bluten, so lange sie und ihre Mutter leben würden. Fay, ihre Schwester, die Verlobte von Marquis di Cassini, war in ein Kloster getreten und stand im Begriff, eine Nonne zu werden. Konnte sie denn ihre Pflichten gegen Mutter und Schwester und gegen den, der sie doch über alles liebte, so völlig vergessen? Ein Opfer! Ja, ein weggeworfenes Opfer in ihren Augen, sagte sich Janet.

„Es ist mir rein unmöglich, diese Hiobsbotschaft der Mutter mitzuteilen!" sagte Janet, überwältigt von ihren Gefühlen. „Es wird sie umbringen. Und Guido, du armer Mann! Wie vermochte Fay diesen Schritt zu wagen und eine solche unerhörte Tat zu begehen! Ihr Gewissen konnte unmöglich das recht heißen."

Seitdem Frau Lapeer in Rom weilte, war eine vollkommene Umwandlung mit ihr vorgegangen. Ihre ganze Natur, ihr innerstes Wesen schien sich zu ändern, wie sie selbst sich es hätte zuvor nicht träumen lassen. Ihre gemütliche Lebensanschauung und ruhige Lebensweise waren verschwunden. Fays Verlobung und die Idee, einen Marquis als künftigen Schwiegersohn ihr eigen nennen zu können, versetzte die bejahrte Dame in eine beständige Aufregung, so daß auch schon der geringste Anlaß ihr Gemüt reizte. Ihr ganzes mütterliches Herz war auf diese Heirat wie versessen. Der Schmerz um ihre nun verlorene Tochter mußte die denkbar schlimmsten Folgen für sie bringen. Die Enttäuschung war zu groß. Obwohl Fay den Hochzeitstag noch nicht festgesetzt hatte, so hatte sie doch in Uebereinstimmung mit ihrer Mutter die Vor-

bereitungen getroffen für den Trousseau. Kleider- und Putzmacherinnen waren fleißig an der Arbeit. In dem Kloster, das besonders feine Stickereien lieferte, wurden etliche der feinsten und vornehmsten Nadelarbeiten bestellt. Diese Hiobspost mußte der stolzen Mutter beinahe das Herz brechen. Es war eine Demütigung, die sie bis auf den Tod verwundete.

„Es ist mir unmöglich, ihr das Schreckliche zu sagen!" stöhnte Janet, indem sie den Brief in den Schoß fallen ließ, während sie versuchte, ihre Gedanken zu sammeln. Sie hatte eigentlich nur zwei Freunde in dieser Stadt der Geheimnisse: Alda Pierce und Sir John.

„Ich werde Alda bitten, zu kommen," entschied sie sich, ging zum Fernsprecher und rief um Herrn Pierces Nummer.

„Niemand daheim," antwortete das Stubenmädchen; „die ganze Familie ging heute aufs Land und wird erst spät abends zurückkehren."

Es war dies eine wirkliche Enttäuschung in dieser bitteren Stunde, da sie ein Herz, das sie verstand, nötiger hatte als je zuvor. Eben schritt die mächtige Gestalt von Sir John über den Korridor. Er kam wie gerufen.

Er war es auch, dem es gelang, in diesen schweren Augenblicken die rechten Worte des Trostes und des Mutes zu finden, als Janet unter einem Strom von Tränen ihren Schmerz ihm mitteilte. Er gab ihr den Rat, etliche Stunden zu warten, um sich völlig zu sammeln. Die Mutter lag zudem mit einem nervösen Kopfweh im Bett. Ihm übergab Janet auch den Brief, den Fay für den Marquis bestimmt hatte. Niemand verstand es wohl besser, dem armen Heimgesuchten diese Botschaft zu übermitteln.

Es war wohl der schwerste Schritt, den er je in seinem Leben gemacht. Guido hatte an diesem Morgen schon zweimal durch den Fernsprecher fragen lassen, ob Fay zurückgekehrt sei. Einmal war er sogar selbst dagewesen, doch Janet war es gelungen, ihm auszuweichen, so daß er sie nicht zu sehen bekam.

Sir John raffte sich auf und ging nach dem Luncheon hinüber in den Palast des Marquis. Er frug nach ihm und legte den Brief wortlos in dessen Hand, um das Zimmer und das Haus sofort wieder zu verlassen. Es kommt manchmal ein Schlag über einen Mann, den er für sich allein zu tragen hat. Als Guido Fays Brief geöffnet und gelesen hatte, saß er noch stundenlang in seinem Privatzimmer bei verschlossenen Türen, denn es war ihm unmöglich, irgend jemand gegenüberzutreten. Nie hat je ein anderes Auge die Worte gelesen, die sie an ihn gerichtet, und kein menschliches Wesen erfuhr je die Schmerzen, die er in diesen Stunden gelitten hat. Kein Wort kam je über seine Lippen. Es wäre für ihn leichter zu ertragen gewesen, wenn sie tot gewesen wäre. Aber sie war noch am Leben, ein Bild der Schönheit und Liebenswürdigkeit, lebendig eingemauert zwischen Klostermauern, wo sie betete, fastete und büßte. Aber die Folgen waren nicht, wie Fay sie erhofft und erwartet hatte. Guido di Cassini wurde durch ihren Schritt nicht näher zur Kirche gebracht, sondern die Kluft zwischen ihm und der Kirche wurde dadurch nur noch weiter und unüberbrückbarer, seine Stimmung verbitterte sich. Der Verlust seiner Braut, welche die Kirche ihm geraubt, erhöhte nur um so mächtiger den Haß gegen die römische Kirche. Während einer kurzen Zeit schwamm wohl das arme, verführte Mädchen auf einer

Woge, getragen von frommer Begeisterung und Aufregung. War aber diese verflogen, was dann? Wie vermochte dieses lebendige, reich angelegte Gemüt die langen, langen Jahre des dumpfen, monotonen Klosterlebens zu ertragen, ohne bis auf den Tod entmutigt zu werden? Sie war jung, und er war jung. Einsam und verlassen, ohne Stütze hatten sie nun ihr Leben lang unter dieser grundverkehrten Anschauung von Selbstaufopferung zu leiden, bis das Grab sich über ihnen schloß.

Es ist darum nicht zu verwundern, daß Guido sein Zimmer als ein anderer Mann verließ, mit einer granitenen Härte im Herzen, wie sie vorher nie darin gewohnt hatte.

Es ist sehr merkwürdig, daß das menschliche Leben seinen Gang auch inmitten der grauenhaftesten Tragödie geht und unter den fürchterlichsten Leiden. Nie wird sich jemand vollkommen bewußt, was eigentlich ein Atom ist, wie unbedeutend der einzelne ist, als wenn ihn ein schrecklicher Schmerz heimsucht und die Welt um ihn herum geht ihren Gang so flüchtig, so unaufhaltsam und lustig wie sonst auch.

Janet machte diese Erfahrung. Sie, ihre Mutter und Guido trugen still ihren Schmerz, der tief im Herzen brannte. Die Reisenden kamen und gingen wie immer. Mit dem roten Bädeker in der Hand suchten und disputierten sie zwischen alten Ruinen und inmitten kostbarer Kunstgalerien. Froh klangen die Glocken, und die Sonne ging auf am Morgen und unter am Abend wie immer, doch Fay war fort!

Der Marquis benachrichtigte seine Freunde, daß die Hochzeit abgesagt sei. Diese Neuigkeit rief in den gesell-

schaftlichen Kreisen einen Wirbelwind von Aufregung und Klatscherei hervor. Beim Nachmittagstee raunte man sich allerlei in die Ohren. Römische Matronen nickten verständnisvoll und hochweislich einander zu, als ob sie von vornherein das nicht anders erwartet hätten. Guido hatte sich nur blindlings für dieses amerikanische Mädchen einnehmen lassen. Die Schwärmerei war verrauscht und er aus seinem Traum erwacht.

Ob Guido je sich wieder von dem Schlag erholte, hat Rom nie erfahren. Als er unter seinen Bekannten wieder erschien, beobachteten sie nur, daß sein Mund strengere Linien zeigte, und durch sein bis vor kurzem dunkles Haar mischten sich einzelne graue Streifen. Sonst verriet kein äußeres Zeichen Seelenschmerzen und verlorenes Lebensglück. Er war höflich und so freundlich wie immer; nur Rom lernte ihn kennen als einen bitteren, unüberwindlichen und unüberzeugbaren Gegner der klerikalen Partei.

„Es wird nicht nötig sein, mit der Arbeit in meinen Gemächern fortzufahren," sagte er dem Meister, der die Aufsicht über die Renovation im Palast hatte.

„Signor Marchesi wünscht die Zimmereinrichtung nicht vollendet zu haben?" frug der Mann überrascht, obwohl auch er gehört hatte, daß die schöne, junge amerikanische Dame in ein Kloster eingetreten sei, während sie im Begriffe stand, als Herrin in diesen vornehmen Palast einzuziehen und in der großen Welt Roms eine Rolle zu spielen.

„Welch törichter Einfall!" sagte Guido zu sich selbst, als er an diesem Morgen durch die herrlichen Räume schritt; „begräbt sich in einem Kloster, weiht hinter verschlossenen Mauern ihr Leben den Litanien, während alle

diese Pracht auf sie wartete. Nach meiner Meinung ist irgendein römischer Schlich hinter der ganzen Geschichte versteckt, ein Priester und — Geld!" Bedeutungsvoll winkte er seinem eigenen Gegenüber, als er seine Person in einem mächtigen venetianischen Spiegel sah. Manche befanden sich in Rom, die sich in ähnlicher Weise aussprachen oder wenigstens in ihrem Herzen die gleichen Gefühle hegten.

„Du hast gehört, was ich dir gesagt habe," antwortete der Marquis etwas scharf. Er war beinahe an der Grenze der Selbstbeherrschung angekommen.

„Die Wünsche von Signor Marchese sind mir selbstverständlich Befehl," kam die Antwort; doch fragend ruhten die scharfen Augen des Arbeiters auf dem Angesichte des Marquis. „Es hat ihn ziemlich hart mitgenommen," dachte er bei sich selbst.

Eine Stunde später war die kleine Armee von Arbeitern verschwunden. Wo gehämmert und gehobelt wurde, war jetzt alles totenstill und leer.

An jenem Nachmittag betrat Guido zum letztenmal in seinem Leben diese Gemächer. Als der einzige Sohn und das Haupt seiner Familie war er vollkommener Herr seines Eigentums. Dieser Flügel des Schlosses stand ganz unter seiner Kontrolle. Geschlossen soll er werden, genau so, wie er war, halb fertig zum Empfang der Braut, die nimmer kam.

Hätte Fay eingewilligt, im Mai zu heiraten, so wie er es gewünscht hatte, wären sie miteinander auf sein Schloß gezogen hoch oben auf dem Berggipfel in den malerischen Abruzzen. Im Herbst wäre der Palast hergestellt gewesen, Fay hätte als kunstsinnige Frau noch hier und dort

ergänzen und vervollkommnen können, um so das vornehme Haus zur gemütlichen Heimat zu machen.

Die Züge des Marquis nahmen einen immer härteren Gesichtsausdruck an, während er seine Runde durch die einsamen Säle machte. Fays Boudoir stand der Vollendung näher als die Salons. Er trat hinein und setzte sich. Die Wände waren mit Seide in bleicher Rosafarbe behangen, die Zimmerdecke bemalt mit Szenen nach Watteau, die Möbel, wie Fay sie sich selbst herausgesucht hatte, im Stil Ludwigs XIV., in Weiß und Gold.

Hier war er allein, und Selbstbeherrschung war nicht nötig. Guido sank auf seine Kniee, begrub sein Angesicht in seinen Händen und schluchzte, wie nur ein Mann, der wenig in seinem Leben weint, das tut. Der ganze Körper zitterte von Kopf bis zu Fuß.

Die Schatten wurden tiefer, und das kleine Boudoir füllte sich mit dem milden, grauen Licht der Abenddämmerung.

Guido verließ endlich das Gemach, trat in die Bibliothek und zog heftig den Klingelzug.

„Rufe den Hausmeister!" befahl er dem eintretenden Diener.

Dem Mann gab er seine Befehle kurz und bestimmt.

„Sie schließen sämtliche Fenster in meinen Gemächern; im „Piano Nobile" verschließen Sie die Türen und bringen mir die Schlüssel."

Mit einer respektvollen Verbeugung und nicht ohne warmes Mitleid im Blick zog sich der Hausmeister zurück. Im unteren Teil des Palastes, wo die Bedienten zu Hause waren und die Familienaffäre auch besprochen wurde, verfuhren sie nicht gerade gelinde mit Fay. Manche der Leute

waren nahezu ihr Leben lang mit dem Haus verbunden. Sie hatten den Marquis gekannt seit seinen Knabenjahren. Von Herzen waren sie ihm zugetan und bemitleideten ihn darum von Grund ihrer ehrlichen Seele. Sie verurteilten Fay nicht deshalb, weil sie als Nonne in ein Kloster getreten war. „Wer weiß, vielleicht hat sie einen Ruf gehabt!" bemerkte eine der Frauen. Aber die allgemeine Anschauung machte sich geltend, daß sie dann den Marquis nicht unter dem Eindruck hätte lassen sollen, als wollte sie ihn heiraten.

An jenem Abend empfing Guido die Schlüssel seiner Gemächer und legte sie in eine kleine Schublade, wo sie künftighin unberührt blieben.

Guido legte die Verantwortung ihres Schrittes nicht auf Fays Schultern. Gegen sie trug er in seinem Herzen keinen einzigen bitteren Gedanken. Er gab sich aber keinen falschen Hoffnungen hin, daß sie am Ende, ehe es zu spät sein möchte, ihre Entscheidung bereuen und zurückkommen würde. Er war im römischen Glauben geboren und erzogen worden. Als Italiener wußte er besser als Janet oder ihre Mutter und selbst als Sir John, daß Fays Schicksal unwiderruflich besiegelt sei. Das Gewebe war zu fein und zu fest gewoben worden. Mit feinen Fäden waren ihr Gewissen und ihre Seele umsponnen worden, langsam und unmerklich, daß sie es kaum gefühlt hatte.

Der Marquis verwünschte ihr reiches Erbe. Wäre sie eine mitgiftlose Braut gewesen, hätten ihr die Priester nicht nachgestellt. Er hielt Pater Veroni verantwortlich, denn ihn hatte er dafür im Verdacht, daß seine Mutter das Leben seiner jungen, blühenden Schwester einem Kloster

geweiht hatte; durch denselben Einfluß war nun auch Fay der Welt entrissen und dem Klosterleben gewonnen worden.

„Ich werde ihn selbst sprechen," entschloß er sich, doch verschob er es von Tag zu Tag. Obwohl er durchaus nicht zaghaft war, zögerte er doch, Pater Veroni von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu treten, denn der war ein Freund seines Vaters gewesen und der lebenslange Berater seiner Mutter.

Er schob diese Unterredung so lange auf, bis schließlich das Konsistorium im Vatikan vorüber war, und nun war Pater Veroni nicht länger mehr nur ein bescheidener Priester. Er trug jetzt den Kardinalshut, war ein Mitglied der Kurie, des Kardinalskollegiums. Die Großen und Edlen verbeugten sich von nun an vor ihm und küßten ihm voll Ehrfurcht die Hand.

Es gab Zeiten, in denen sich der Marquis fürchtete, den Kardinal zu besuchen, da er sich wohl kaum würde beherrschen können. Machte er offen seinem Zorn Luft und überschüttete den Prälaten mit Vorwürfen, so vereitelte er den eigentlichen Zweck seines Besuches. Beide Fäuste ballte der Marquis, wenn er an Floria dachte. Sie hatte noch nicht den Schleier genommen; den „Monat Marias" hatte sie sich dazu gewählt, und der stand schon im Anfang, der Monat, an dem die Rosen in voller Fülle blühten und das ganze Leben in der Natur sich in sonniger Heiterkeit und Frühlingsluft erschloß. Sie wollten seine Schwester in einem Kloster vergraben, einfach, weil seine Mutter vor vielen Jahren ein einfältiges Gelübde gemacht hatte. Wie weit gingen eigentlich die Rechte einer Mutter über ihr Kind? Fay war ihm verloren gegangen; vielleicht ver-

mochte er noch Floria zu retten. Jedenfalls wollte er sein Hausrecht in seiner eigenen Familie beanspruchen. Dann dachte er wieder an seine Mutter, und bange Zweifel überkamen ihn, ob es ihm wohl möglich sein würde, sie in ihrer Entscheidung wankend zu machen. Er wollte noch etliche Tage damit warten und sich die Sache überlegen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Obwohl Kardinal Veroni sein neues Amt erst kurz an einem bestimmten Maimorgen angetreten hatte, so war er sich doch der Würde seiner hohen Stellung, die er nun einnahm, voll bewußt. Da er noch nicht die entsprechenden Räumlichkeiten bezogen hatte, wie sie einem Kirchenfürsten zukamen, so lebte er noch in seiner alten Wohnung. Dem Publikum bleibt es nicht lange verborgen, wenn ein Priester den Kardinalshut empfangen hat. Kardinal Veroni empfing viele Besucher, und viele neue Geschäfte gab es für ihn zu bewältigen. Der neue Kardinal machte bald die Entdeckung, daß eine Menge Leute ihn besuchten oder mit ihm bekannt zu werden wünschten, um gewisse Vergünstigungen am päpstlichen Hofe zu erlangen. Im kleinen Vorzimmer weilten bereits zehn Personen, als der junge Mann eintrat, der ihm als Sekretär diente. Jeder Besuch betrat das Empfangszimmer in der Ordnung, wie er gekommen war. Der zehnte und letzte war ein junger Mann, der mit sichtbarer Ungeduld den Augenblick erwartete, bis er an die Reihe kam. „Haben Sie nicht Seiner Eminenz mitgeteilt, daß ich einen Brief von Kardinal Perotti an ihn zu überbringen habe?“ frug er scharf den Sekretär.

„Gewiß,“ erwiderte dieser, „aber Se. Eminenz sagte, daß es ihm leid tue, Sie warten lassen zu müssen, doch sei

er gezwungen, die Personen zuerst zu empfangen, die vor Ihnen eingetreten sind."

Enrico Gardi biß sich auf die Lippen. Pater Veroni hätte es kaum für angebracht gehalten, ihn so abzuspeisen. Die Sachen lagen jetzt anders, er war Kardinal geworden.

Es schien ihm, als ob der Mann mit der Stellung in der Kirche auch seine Natur geändert hätte.

Er war würdevoller, kälter, reservierter in seinem Betragen. Den Sekretär seines Kollegen empfing er nicht mit allzugroßer Herzlichkeit. Pater Veroni fühlte nie eine Zuneigung zu Signor Gardi. Er hielt diesen für einen anmaßenden, eingebildeten jungen Mann und konnte nicht verstehen, wie Kardinal Perotti ihn in seinen Diensten behalten konnte. Es war ja unbezahlbar, einen Sekretär zu haben, der treu, gehorsam und verschwiegen war, dem volles Vertrauen geschenkt werden konnte, aber Kardinal Veroni war davon überzeugt, daß Gardi nur in seinem eigenen Interesse arbeitete. Nicht nur gingen ihm die wertvollsten Eigenschaften ab, er war auch entschieden in viel zu viel eingeweiht und lauschte mit zu großer Neugier an jedem Schlüsselloch. Aus diesem Grunde hegte der Kardinal eine entschiedene Abneigung gegen den listigen jungen Mann.

„Ich überbringe einen Brief an Ew. Eminenz," begann Gardi.

„Bitte, reichen Sie ihn mir!"

Der Kardinal las den Brief, schrieb etliche Worte als Antwort und reichte die Notiz Signor Gardi im Gefühl, die Audienz beendigt zu haben.

„Wünschen Sie noch etwas?" frug er, als der Sekretär keine Bewegung machte, sich zu entfernen.

„Erlauben Ew. Eminenz, daß ich mit Ihnen über einen Gegenstand rede, der für Sie von Wichtigkeit ist?"

„Ja, Sie mögen."

„Ich bin mit etlichen Dingen bekannt geworden, bezüglich des Expriesters Paolo Gregori."

Der Kardinal nahm ein Papiermesser von Perlmutter in die Hand und untersuchte dessen Schärfe an etlichen Kuverten.

„Ich habe wahrgenommen, daß Ew. Eminenz ein besonderes Interesse an dem jungen Mann nehmen. Es wird als ein außergewöhnliches Interesse aufgefaßt, das eine so bedeutende Persönlichkeit für den jungen Mann an den Tag legt," fuhr Gardi fort, der die Aufmerksamkeit des Kardinals gewinnen wollte, aber auch ganz jede Vorsicht vergaß. „Ich bin in der Lage, Ihnen Bericht über ihn abzustatten."

Die Augen des Kardinals waren auf das Papiermesser gerichtet, sonst wäre Gardi wohl gewarnt worden, denn es blitzte in ihnen auf.

„Ueberall versuchte er Arbeit zu finden, doch ohne Erfolg. Warum? Weil ich ihm folgte von einer Geschäftsstelle in die andere und die Leiter der Geschäfte informierte, daß sie einen Exprieſter angestellt hätten und dabei Risiko liefen, die gute Meinung zweier Kardinäle zu verlieren, Kardinal Perotti und Kardinal Veroni."

„Es ist klar, daß Sie, Signor Gardi, nicht in einem Jesuitenkollegium erzogen worden sind," antwortete Kardinal Veroni auf seine kühle, sarkastische Art, „sonst hätten Sie etwas mehr Diplomatie gelernt." Seine Stimme wurde noch kälter. „Wie konnten Sie nur wagen, meinen Namen zu gebrauchen? Habe ich Ihnen je Erlaubnis

gegeben, einen Mann wie ein Wild zu jagen, bis er ruiniert ist? Welches Interesse besitzen Sie an Paolo Gregori? Sie müssen Mut haben, hierher zu kommen und mir dieses zu sagen!"

Der Sekretär sah aus wie ein nasser Pudelhund. Selbst sein gewichster Schnurrbart schien sich nach unten zu senken. Er hatte Anerkennung erwartet, womöglich sogar eine hübsche Anerkennung für seine wertvollen Dienste, und jetzt empfing er solchen Lohn.

„Ihr Lebensberuf ist doch nicht der eines Rächers, so wenig, wie Ihr Benehmen, wenn ich das hinzufügen darf, dasjenige eines Edelmannes ist," fuhr der Kardinal mit klarer Stimme fort. „Ich sage Ihnen hiermit Adieu."

Enrico schlich sich aus dem Zimmer, ein geschlagener Mensch. Er hatte gedacht, einem Ränkespieler von seinem eigenen Schlag wichtiges Material in die Hände zu liefern, einem schlauen, listigen, verschlagen spionierenden Mann, der sich zu rächen liebt, und daß er für seine Information wohl belohnt würde. Er hatte sich aber in seinem Mann geirrt. Wäre der Sekretär klüger gewesen, so hätte er gefühlt, daß er hier einem kirchlichen Diplomaten gegenübergestanden, der viel geschickter war als er, einem Kirchenfürsten, der große Pläne legte und sich nicht dazu hergab, einen Expriester aus seiner Stellung zu treiben und zu verfolgen. Sir John hatte recht, Kardinal Veroni hatte keine Schuld an der Erfolglosigkeit der Versuche Paolo Gregoris, sich sein ehrliches Brot zu verdienen. Der Tag mochte kommen, an dem er in die Pläne der Protestanten bezüglich des früheren Priesters eingreifen würde, doch wenn das so weit reif war, mußte es auf eine ganz andere Weise geschehen.

Trotzdem befriedigte es ihn in einem gewissen Grade, zu hören, Paolo habe seinen Weg doch nicht so eben und glatt gefunden, denn er hatte den raschen Schritt des jungen und erfolgreichen Priesters wirklich aufrichtig bedauert.

Seine Eminenz lächelte, als der nächste Besucher eintrat; doch das Lächeln verzog sich wieder ebenso schnell. Die einzige Person, mit der er seit Ostern nicht wünschte zusammenzutreffen, war Janet Lapeer, und jetzt befand er sich ihr gegenüber. Langsam erhob er sich und reichte ihr seine Hand.

„Fräulein Lapeer, dies ist eine unerwartete Freude; wollen Sie sich gefälligst einen Stuhl nehmen?"

Janet setzte sich, zu schwach und nervös, um stehen zu bleiben. Sie hatte lange gezögert, bis sie sich entschließen konnte, den Kardinal aufzusuchen; doch sie fühlte, mochte es kosten, was es wolle, sie mußte den Ort finden, an dem sich Fay aufhielt. Die schreckliche Ungewißheit griff ihre Nerven zu sehr an. Wie sie erwartet hatte, warf die Neuigkeit ihre Mutter aufs Krankenbett, so daß die Aerzte ihr rieten, fortzugehen von dem Ort, wo alles die Kranke an das erinnerte, was vorgefallen war. Sie planten, in Bälde nach Frascati zu gehen, einem schönen Städtchen an einem der Hügel nahe bei Rom. Frau Lapeer weigerte sich entschieden, weiter fortzugehen.

Zuerst dachte Janet, Lady Eger zu fragen, ob sie etwas wüßte über Fays Verbleiben, doch dies erwies sich als unmöglich. Die Kranke befand sich in den Händen ihrer Pflegerinnen bei Tag und Nacht, und niemand durfte lauter sprechen, als nur in einem Wispern. Jede Aufregung hätte nur ihren Tod beschleunigt.

Sonst war niemand da, zu dem sie gehen konnte, ausgenommen Kardinal Veroni. Im Kloster, wo Fay sich während der zwei Wochen vor Ostern aufgehalten hatte, suchte sie vergebens Aufschluß über ihre Schwester. Sie wußten nichts von Fräulein Fay.

So war sie zum Kardinal gekommen, und ihre Augen schauten flehend zu ihm auf wie die eines Kindes. Als er ihrem Blick begegnete, wich er aus.

Sonderbar, trotz ihrer verschiedenen Anschauungen respektierte der Kardinal die Dame. Sie war eine Protestantin mit ausgesprochenen Ansichten, eine Frau, die sich einfach geweigert hatte, die brillanten Festlichkeiten mitzumachen, und doch bewunderte er Janet mehr als Fay. Es war dies einer jener Widersprüche, die sich in der menschlichen Natur finden, und Kardinal Veroni war noch immer Mensch.

Er war ein Mann, der ein scharfes Auge für Kleinigkeiten besaß, und er beobachtete mit schnellem Blick, daß sie in einfaches Grau gekleidet war, eine Farbe, die ihr besonders gut stand. Als Fay ging, fühlte Janet wie eine Mutter, zu der der Tod kommt und nimmt ihr eines ihrer Lieben fort. Sie hätte sich am liebsten in Schwarz gehüllt, nur ihrer Mutter zulieb hatte sie es nicht getan.

„Es ist das Angesicht einer Madonna," sagte der Kardinal für sich, indem er beobachtend in das ovale Angesicht schaute, die fein geschnittenen Züge, den sympathischen Gesichtsausdruck, die liebevollen Augen, den pathetischen Zug um die Mundwinkel betrachtend. Wiederum kam ihm der Gedanke: „Was für eine ausgezeichnete, geradezu ideale Aebtissin würde sie abgeben!"

„Wo ist meine Schwester?" frug sie kurz abgebrochen.

„Glauben Sie es mir, wenn ich Ihnen sage, ich weiß es nicht?“ antwortete er fragend.

Sie schüttelte das Haupt, und das bleiche Angesicht des Kardinals füllte sich mit einer tiefen Röte. Nie hatte er in seiner langen Karriere die tiefe Demütigung, daß man ihm nicht glaubte, so gefühlt als jetzt, da er in diesem gramerfüllten Angesicht nur zu deutlich las, daß seiner Antwort kein Vertrauen geschenkt wurde.

„Wo ist meine Schwester?“ frug sie nochmals. Ihre Stimme war jetzt stark und voll. „Wo wird sie gefangen gehalten?“

Der Kardinal schaute ihr mutig ins Angesicht.

„Schauen Sie mir in die Augen, Fräulein Lapeer. Ich lüge nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht weiß, wo Ihre Schwester sich befindet. Ich wußte, daß sie nicht zurückkehren würde, aber wo sie hinging, glauben Sie mir, ich weiß es nicht.“

Mit einem Schrei der Verzweiflung klammerte Janet ihre beiden Hände zusammen, wie jemand, der ein großes Weh leidet. „Können Sie mir keine Information über sie geben?“

„Nein, Fräulein Lapeer.“

„Jemand muß wissen, wo sie ist. Sie konnte unmöglich einen solchen ernsten Schritt unternehmen, ohne zuvor mit irgend jemand zu beraten. Haben Sie nichts von ihren Plänen gewußt?“ Janet war zu sehr im Ernst in diesem Augenblick, um sich an die Titel zu erinnern, die hier gang und gäbe sind. Für sie war der Kardinal nur ein einfacher Mann, zu dem sie gekommen war, Auskunft zu erhalten.

„Ja, ich wußte darum.“

„Fay hat Ihnen mitgeteilt, daß sie uns verlassen würde, um in ein Kloster zu treten, daß sie den aufgeben werde, mit dem sie verlobt war, daß sie gehen würde, die Ihren nie wieder zu sehen, ihnen nie wieder zu schreiben. Es wäre für uns leichter zu tragen, wenn sie gestorben wäre."

Die Röte wich wieder aus dem Angesicht des Kardinals. Aschgrau und lang gezogen sah es aus. Selten noch war er so bewegt worden und hatte in Gefahr gestanden, seine Selbstbeherrschung zu verlieren. Sophisterei war hier nicht angebracht. Janet gegenüber durfte er sich nur offen und frei ausdrücken.

„Ich wußte alles, Fräulein Lapeer."

„Und Sie hielten es nicht für nötig, meine Mutter davon in Kenntnis zu setzen?"

„Nein."

Wenn es möglich ist, die tiefste Verachtung für eine Person auf einem Angesicht auszudrücken, so sprach sie in diesem Augenblick aus den Zügen Janets. Sie vermochte nicht mehr an die Rücksicht dieses Mannes zu appellieren, der kein Herz besaß.

„Guten Morgen," sagte sie.

„Einen Augenblick, Fräulein Lapeer. Ich bin mit den Plänen Ihrer Schwester bekannt, aber ich weiß nicht, wo sie sich befindet. Es mag Ihnen unglaublich scheinen, doch es ist so. Glauben Sie mir?"

„Ja, Pater Veroni, ich muß Ihnen wohl glauben."

Damit war sie fort, und der Kardinal setzte sich ermüdet an seinen Schreibtisch. Sonderbar war es jedenfalls, daß sie ihm aufs Wort glaubte, und doch war es ihm besonders daran gelegen, daß sie seinem Worte Vertrauen

schenkte. Er konnte Janet Lapeer nimmermehr eine Unwahrheit sagen. Das war der Mann in ihm, Pietro Veroni. Die jesuitische Erziehung brach zwar schnell genug wiederum durch. Wahr war es, er wußte nicht, wo Fay Lapeer sich aufhielt. Der Name des Klosters, das sie aufgenommen hatte, war ihm unbekannt, obwohl es ihm leicht gewesen wäre, auf die Spur zu kommen. Er wußte es nicht, weil er erwartet hatte, daß Fräulein Janet früher oder später darnach fragen würde, und er durfte es ihr doch nicht sagen.

Kardinal Veroni verlebte einen schweren Morgen. Seine Nerven wurden noch mehr angegriffen, da sich auch Marquis di Cassini anmeldete. War es Zufall, daß Janet an demselben Morgen vorsprach wie er?

„Ich werde mich zu beherrschen suchen und keinen beleidigenden Ton anschlagen," entschloß sich Guido, als er dem Sekretär folgte und vor den Kardinal trat.

Der Marquis beugte sich nieder, um die Hand des Kardinals zu küssen, fühlte jedoch instinktiv die eisige Atmosphäre, die hier herrschte.

Kardinal Veroni fügte seine Fingerspitzen zusammen, eine Lieblingsstellung, sobald er Gäste empfing, die ihm nicht willkommen waren und von denen er erwartete, daß sie das Gespräch anknüpften. Er war müde und fühlte sich angegriffen. Zuerst wurde er erinnert an Paolo Gregori, ein Gegenstand, der ihm immer auf die Nerven schlug. Dann hatte Janet ihn angeschaut mit ihren klaren, blauen Augen, und jetzt mußte er sich den Fragen des Marquis aussetzen, ein Querfeuer, dem es nicht so leicht war, standzuhalten, wie gegenüber dem einfachen amerikanischen Mädchen.

Guidos Mut wuchs, als er dem Mann gegenüberstand, der mit eisiger Gleichgültigkeit über Menschenschicksale entschied, je nachdem die Kirche es diktierte. Eine verzweiflungsvolle und rücksichtslose Stimmung überkam ihn.

„Wo haben Sie sie hingebracht?“ stürzte er damit heraus, alle Entschlüsse, ruhig zu bleiben und sich zu beherrschen, vergessend.

„Von wem reden Sie?“ frug der Kardinal.

„Von Fräulein Lapeer, die meine Gattin werden sollte. Wie konnten Sie es wagen, sie mir zu entreißen und zwischen die Liebe eines Mannes und einer Frau zu treten? Sie hätten ja mit Ihrem Vermögen zufrieden sein können, eine armselige Erbschaft, und so wäre wenigstens unser Glück uns geblieben. Ihr ganzes Dasein ist nun verloren, für Mutter und Schwester ist sie so gut wie tot und für mich nicht weniger. Soll ich Ihnen sagen, was Sie sind, ein grausamer, gefühlloser —“

Der Marquis hatte alle Vorsicht vergessen und seine Vorsätze in den Wind geworfen. Er war gekommen, nicht zu beleidigen, sondern um Auskunft zu erhalten; über seiner verlorenen Liebe hatte er alles vergessen. Und der Mann, der so ruhig dasaß, war zu einem großen Grade für sein Unglück verantwortlich.

„Sind Sie wahnsinnig, Guido Cassini?“ unterbrach ihn die strenge Stimme des Kardinals. „Ich bin sowohl der Freund Ihrer Mutter wie Ihres Vaters. Warum kommen Sie hierher, um mich in meiner eigenen Wohnung zu beleidigen?“

Der Kardinal hatte seine Macht über Menschen nicht verloren, und Guido erinnerte sich plötzlich, daß er in der

Gegenwart dieses Mannes sich eigentlich nur als ein impertinenter und eigenwilliger Jüngling vorkam.

„Fräulein Lapeer handelte auf ihre eigene Verantwortlichkeit hin. Sie sah ein, wie die Vergnügungen der Welt ihr religiöses Leben gefährdeten. Sie sah nur einen Weg, der sicher zum Ziele führte, und der entführte sie allen weltlichen Versuchungen. Sie hatte wohl noch andere Gründe, welche sie Ihnen ohne Zweifel geschrieben hat."

Der Marquis verbeugte sich.

„Es war ihr besonderer Wunsch, weder ihre Familie noch Sie den Ort ihrer Zufluchtsstätte wissen zu lassen. Es ist um so leichter, die Schmerzen der Trennung zu überwinden. Ich für meine Person weiß nicht, in welches Kloster sie eingetreten ist."

Guido zuckte leicht mit den Schultern, und der Kardinal fuhr fort, augenscheinlich die Bewegung gar nicht sehend: „Der Schmerz läßt sich so leichter verwinden, denn ich weiß, Guido, sie ist sehr glücklich und ihrem Los ergeben. Ihres Herzens einziger Wunsch ist, daß auch Sie sich den Interessen der Kirche widmen möchten, welcher sie ihr Leben geweiht hat."

„Können Sie, Ew. Eminenz, dies erwarten, nach dem, was sich zugetragen hat? Nein, von jetzt an werde ich alle meine Energie aufwenden, die Pläne der klerikalen Partei zu bekämpfen."

„Wir werden unsere Erfolge erringen ohne Ihre Hilfe. Sie begehen einen Fehler, Guido. Sie lieben dieses Mädchen nicht tief genug, wenn Sie nicht ihren Wünschen und Bitten Gehör zu schenken imstande sind."

Der Marquis schaute dem Kardinal voll ins Gesicht.

„Ew. Eminenz wissen, daß das, was Sie sagen, nicht wahr ist. Mein Gewissen habe ich weder Fay noch der Kirche geschenkt. Ich bin selbst dafür verantwortlich, und mit Gottes Hilfe werde ich der Stimme in meiner Brust folgen."

„Wir verstehen uns nicht, und die Weisheit gebietet, dieses unangenehme Gespräch zum Schluß zu bringen."

„Noch einen Augenblick, Ew. Eminenz," sagte Guido, sich zum erstenmal eigentlich an den wirklichen Zweck erinnernd, weshalb er gekommen war, „in einer Woche wird meine Schwester Floria den Schleier nehmen, wie ich glaube. Als Haupt meiner Familie bin ich dagegen, es darf nicht sein."

Das Lächeln des Kardinals war zu vieldeutig und unangenehm. Er drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke an der Seite seines Schreibtisches.

„Dies ist eine Sache, in der Ihre Mutter tief interessiert ist. Sprechen Sie darüber mit ihr. Will sie ihr Gelübde brechen und Floria zwingen, das Kloster zu verlassen, so ist sie dafür verantwortlich, nicht ich. Man lasse den Wagen von Marquis di Cassini vorfahren," befahl er dem eintretenden Diener.

Der Sekretär betrat das Gemach.

„Es sind keine weiteren Besucher mehr da, Ew. Eminenz. Haben Sie weitere Befehle?"

„Keine. Ich wünsche vollkommen allein zu sein."

Der neu ernannte Kardinal legte seine Hand über seine Stirne, ein Bild völliger Erschöpfung. Es war sicherlich ein ungemein anstrengender Morgen gewesen.

Eine Woche später, als die Klostergärten im reichsten Schmuck der roten und gelben Rosen standen und durch

die Kapellenfenster das Sonnenlicht hindurchflutete, als ob sie von lauter Edelsteinen gemacht wären, drang ein Strahl goldenen Lichtes durch die Figur einer Taube über dem Altar und fiel auf Floria di Cassini, die dort kniete.

Ihre Mutter und Schwester befanden sich ebenfalls in der Kapelle. Sie weinten etliche Tränen, aber nur etliche, denn eigentlich waren sie nie mit Floria in intime Berührung gekommen. Seitdem sie ein Kind gewesen, war sie in den Händen von Nonnen gewesen. Von der Welt hatte sie nichts gesehen noch erfahren. Die Mutter kniete auf den harten Steinfließen im Gefühl des verdienstlichen Opfers, ihre Tochter der Kirche und dem lieben Gott geschenkt zu haben. Sie hatte nun ihr Gelübde bezahlt, das sie der Madonna gemacht hatte, der sie ihre Gesundheit verdankte. Sie hatte ihre Tochter geopfert und vertraute auf das Verdienstliche dieser Tat, die ihr angerechnet wurde zur Gerechtigkeit.

Guido war nicht gegenwärtig. Die Unterredung mit seiner Mutter war eine sehr stürmische, doch nutzlose gewesen. Sie konnte ihr Gelübde nicht brechen, ohne ihre Seele zu verlieren. Zudem bewies ja Fay, das amerikanische Mädchen, das er zu ehelichen gedachte, ein Bund, den sie nie gut geheißen, ihren gesunden Verstand, indem sie in ein Kloster eingetreten war. So konnte es nur zum Heil Florias sein, wenn sie ihr junges Leben Gott weihte und im Kloster mit Beten und Fasten sich für den Himmel vorbereitete.

Guido verließ ihr Zimmer ohne Antwort. An diesem wunderschönen Frühlingsmorgen, an dem Floria ihr unwiderrufliches Gelübde ablegte, fuhr er wahnsinnig schnell

über die Campagna nach seiner Villa in den albanesischen Bergen. Dort verbrachte er den Tag voll schwerer Gedanken und Sorgen um die zwei jungen Menschenleben, die ihm so teuer waren, und die er nie wieder sehen sollte im Leben.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Können Sie kommen? Hortensia ist bedeutend schlimmer.“ So lautete das Telegramm, welches Sir John drei Wochen später an Janet und ihre Mutter in Frascati sandte. Bald nachher saßen sie in der elektrischen Bahn, die in schneller Fahrt den steilen Bergabhang hinunterfuhr. Rechts und links ging es durch prächtige Olivenhaine und Weingärten und mit Windesschnelle über die baumlose Campagna, die öde und versengt in der Sommerhitze dalag.

Das langgehörnte weiße Vieh, das in den Feldern bei den Ruinen der alten Aquädukte graste, erhob verwundert seine Augen, als der Zug vorüberbrauste. Der Sommer war in diesem südlichen Land schon so weit vorangeschritten, daß man nirgends mehr Blüten sah, und das Gras war durch die Hitze tief braun gefärbt. Da und dort weideten Schafe, die Hirten in ihrer unmittelbaren Nähe lagen oder saßen auf dem Rasenboden, vergebens den Schatten suchend in der drückenden Hitze.

Selbst an einem solchen Tage fühlte Janet den Zauber der Landschaft und die Anziehungskraft der ewigen Stadt, während der Zug durch die Mauer, die Aurelians Namen trug, einfuhr. Trotzdem sie inmitten dieser Mauern die tiefsten Schmerzen erlitten, die sie je in ihrem Leben erfahren hatte, liebte sie dennoch Rom über alles, wie das gewöhnlich alle erfahren, die eine Zeitlang im Zau-

berbann der ewigen Stadt geweilt haben. Es schien ihr, als ob sie willig wäre, ihr ganzes Leben hier zu verbringen, besonders da jetzt Fay hier war. Irgendwo befand sie sich, vielleicht näher, als sie ahnten.

Die Straßen Roms waren um diese Stunde sehr verlassen, und das Trottoir reflektierte das blendende Licht. Die kühle Eingangshalle der Pension Speranza, von grünen Jalousiefenstern beschattet und dekoriert mit Pflanzen im frischen Grün, kam ihr erst dunkel vor, und erst nach etlichen Augenblicken nahm sie das bekannte Gesicht Sir Johns wahr. Das Weh im Herzen brannte noch so heiß, daß sie kaum wagte, nach dem Befinden Lady Egers zu fragen.

„Sie lebt noch," sagte er, indem er die nicht ausgesprochene Frage beantwortete, „doch sie ist am Sinken. Wünschen Sie, sie zu sehen?"

„Sofort," antwortete sie.

Auf seine gewohnte vorsorgliche Art hatte er Tee für sie bestellt und bestand darauf, bis sie zwei Tassen getrunken hatte. Er sprach wenig und ruhte sein Haupt müde auf dem Rücken des indischen Rohrsessels aus, während sich oft seine Augen wie im Schmerz schlossen. In diesem Augenblick fühlte Janet zum erstenmal, wie schwer Sir John mitgenommen war.

„Sind Sie fertig, so lassen sie uns gehen."

Janet folgte Sir John ins Krankenzimmer. Sie hatte sich in der Tat sehr verändert, Lady Eger, seit jenem Septembertag, da sie miteinander in die Sankt Peterskirche gegangen waren und die englische Dame so ehrfürchtig die schwarze Marmorstatue geküßt hatte. Die Sterbende war noch immer bei Bewußtsein und schaute

auf, als Janet eintrat. Der Blick der Kranken zeigte sofort, daß sie die Eintretende erkannt hatte.

„Es ist Fräulein Lapeer, Hortensia. Du wünschtest sie zu sprechen. Sie frug nach Ihnen, Fräulein Lapeer. Wollen Sie so freundlich sein, an ihre Seite zu treten? Sie ist sehr schwach — arme Hortensia!"

Die große, mächtige Hünengestalt des Bruders legte die Arme um die leichte Gestalt und rückte sie höher herauf, tief in die Kissen. Sie dankte ihm mit einem Blick.

Die Nonne trat jetzt ein, um der Patientin etwas Arznei zu reichen, verließ aber auf ein Zeichen Sir Johns wieder das Zimmer.

Entweder hatte das Kommen Janets die Kranke aufgeregt oder wirkte die Medizin, denn die Schwerkranke begann zu reden und machte nur hier und da eine Pause, um Kraft zu sammeln.

„Ich — wollte Sie sehen — Janet — denn ich liege — im Sterben. Wenn wir — der Ewigkeit so nahe sind — sehen wir unsere eigenen Fehler — und unsere Sünden — der Vergangenheit — in ganz anderem Lichte. Ihre Schwester —"

Ein heftiger Hustenanfall unterbrach ihre Rede, und ein Stickanfall folgte, aus dem es ihr beinahe unmöglich wurde, sich wieder empor zu raffen.

„Versuchen Sie nicht zu reden, Lady Eger," protestierte Janet, und doch pochte ihr Herz ängstlich, denn ein Lichtstrahl versuchte in ihre Dunkelheit hereinzubrechen. Vielleicht konnte Lady Eger das Geheimnis lösen und sagen, wo Fay sich verborgen hielt!

Wiederum machte die Sterbende einen Versuch zu reden.

„Ihre Schwester — es ist mein Fehler, meine Schuld — daß — sie — ins Kloster ging. Ich — hab's — gut gemeint — und wollte — das Rechte. Ich — sehe jetzt, daß — ich unrecht getan — habe und mich — an euch — allen verfehlt habe. Habt Mitleid — mit mir — vergebt — mir — wenn ihr — könnt! O Gott, vergib!"

Ihre Seele war am Entfliehen. Das Leben war am Verlöschen und entschlüpfte, ohne das köstliche Geheimnis zu enthüllen.

Janet beugte sich schmerzlich gespannt über die Sterbende, und Sir John hob seine Schwester nochmals in seinen Armen höher, damit sie freier atmen konnte.

„Hortensia," wisperte er, „sage uns, wo Fay Lapeer ist."

In etlichen gebrochenen Worten gab Lady Eger den Namen eines bekannten Nonnenklosters. Janet nahm die arme, abgezehrte Hand in ihre warme, starke Rechte.

„Bekümmern Sie sich nicht weiter, Lady Eger. Ich vergebe Ihnen von ganzem Herzen. Sie sind es nicht, die sich darin versündigt hat; die anderen haben das Unrecht getan und sich gegen Fay und uns vergangen."

In Lady Egers Augen leuchtete ein neues Licht auf.

„Es wird — mir vielleicht — möglich — es gutzumachen," atmete sie immer schwächer auf.

Die Nonne trat wieder ins Zimmer, begleitet von Kardinal Veroni und einem Priester. Der Kardinal reichte Sir John die Hand, verbeugte sich gegen Janet, sprach etliche Worte zu Lady Eger und traf Vorbereitungen, das letzte Sakrament zu erteilen.

Sir John küßte sanft die Stirne seiner Schwester, worauf er und Janet das Zimmer verließen, während

Lady Eger die letzten Dienste jener Kirche empfing, welche sie mit ihren Fäden umgarnt hatte und in deren Maschen auch Fay Lapeer gefangen wurde.

„Sie werden mich doch jetzt nicht verlassen?“ frug Sir John mit einer so zu Herzen gehenden Bitte, daß Janet nachgab. „Sie werden bei mir und Hortensia bleiben?“

„Ja; doch zuerst muß ich an Mama telephonieren. Sie wird sonst sich zu sehr beunruhigen, wenn ich nicht zurückkehre.“

Das Licht eines langen Sommertages verblich in Dunkelheit. Myriaden Sterne gingen am wolkenlosen Himmel auf und etwas später erhob sich der Mond in voller Pracht. Von der Straße herauf klang frohes Gelächter und tönten lustige Stimmen. Geschickte Finger spielten auf den Saiten einer Mandoline und leichte, frohe Weisen hüpften lustig durch die weichen Lüfte.

Noch immer hielt der schwache Lebensfaden der Sterbenden stand, während Sir John und Janet an ihrem Bett wachten.

Die Morgenröte begann über Rom hereinzubrechen. Ein silberner Nebel schwebte über dem Dom der Sankt Peterskirche, um endlich zu verschwinden, als die Sonne sich erhob.

Lady Eger bewegte sich und sprach: „O John, ich sehe — mein — Kind!“

In ihrer Stimme klang eine unaussprechliche Freude, die Verwirklichung einer langen und hoffnungslosen Sehnsucht. Ihr Angesicht war verklärt und sie streckte ihre Arme aus nach dem kleinen Wesen, nach dem ihre ganze Natur sich immer gesehnt hatte.

Sir John schluchzte laut, und Janet legte ihre Hände um seine Schultern, ihn zu trösten.

Ein Augenblick der Stille trat ein. Lady Egers Arme fielen kraftlos zurück aufs Bett. Ihre dunklen Augen schlossen sich, öffneten sich noch einmal. Sie befand sich jetzt in der Vergangenheit, in den Tagen ihrer Kindheit, auf dem Schloß ihrer Mutter und die dazwischen liegende Lebenszeit lag wie verwischt vor ihrer Seele.

Klar und süß drang ihre Stimme jetzt durch die Totenstille:

„Lieber Jesus, sanft und lind
Schau' auf dieses kleine Kind —
Kleine Kind —"

Lady Eger war nicht mehr.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nach Lady Egers Tod schrieb Janet an Kardinal Veroni — sie hatte nicht den Mut, ihm persönlich unter die Augen zu treten — worin sie ihm sagte, daß sie den Namen des Klosters nun erfahren habe. Er möge ihr die Erlaubnis erwirken, ihre Schwester sehen zu dürfen. Es kostete Janet keine kleine Ueberwindung, mit dieser Bitte den Mann zu belästigen, den sie als ihren Feind betrachtete.

Die Antwort des Kardinals ließ nicht lange auf sich warten. Es war selbst für ihn äußerst schwer gewesen, eine Erlaubnis für das erwünschte Interview zu erwirken. Als dies soweit erreicht war, fand es sich aber, daß Fay selbst dagegen war und weder Mutter noch Schwester zu sehen wünschte, da ein derartiges Wiedersehen doch beiden nur Schmerzen verursacht hätte. Fay war gesund und glücklich, das war alles. Kardinal Veroni bedauerte, daß er nicht mehr tun konnte für jemand, den er so hoch schätzte, wie Fräulein Lapeer.

Hätte Janet eine andere Natur besessen, hätte sie sich wohl in die Stimmung ihrer Schwester eher versetzen können. Sie hätte sich dann gesagt, Fay ist glücklich und wünscht nicht in ihrem religiösen Einsiedlerleben gestört zu werden. Die römische Nonne frug aber nichts darnach, was aus ihrer Mutter werden sollte, deren Gesundheit durch diesen plötzlichen Schlag ruiniert worden war, oder aus

Janet in ihrer Einsamkeit, oder aus dem Mann, dessen Glück sie ruiniert hatte. Machte sich Fay wirklich keine Gedanken darüber? War sie nur darauf aus, ihren eigenen Seelenfrieden, ihr eigenes Lebensglück zu schaffen? Ist das Religion, so ist sie von Selbstsucht gewiß nicht frei.

In Janets Herz fand sich keine Bitterkeit, sondern nur Liebe. Sie weinte wie ein Kind, als die Nachricht des Kardinals kam und sie betete zu Gott für Fay und für sie alle, Gott möchte ihnen die nötige Kraft geben, alles zu tragen.

Als Sir John nach Frascati kam und sie im Olivenhain nahe beim Hotel fand, nahm er ihre beiden Hände in die seinen und schaute tief in ihre Augen. Zwischen den beiden waren keine Worte nötig. Sie wußte, daß sie ihn schon lange geliebt und er sie lieben würde in Ewigkeit.

Die Sonnenstrahlen fielen durch die hellgrünen Blätter der Olivenbäume und ruhten auf ihrem Haar, die weichen Flechten in Gold verwandelnd. Das Licht strömte auf ihr Kleid und wob geheimnisvolle Zeichnungen darauf, berührte ihr Gesicht und ihre Augen und übergoß ihre Gestalt wie mit einem Schimmer der Verklärung.

Sie sprachen lange miteinander. Es schien, als ob sie sich nur gefunden hätten, um wieder getrennt zu werden. Janets Mutter war jetzt praktisch eine Invalidin, zusammengebrochen an einem unheilbaren Nervenleiden und wohl nie willig, je wieder Rom zu verlassen. Hier fühlte und wußte sie, in der Nähe Fays zu sein, selbst wenn es ihr auch unmöglich sein sollte, ihre Tochter zu sehen.

Frau Lapeer, als sie von Sir John vernahm, daß er

mit Janet den Bund fürs Leben schließen möchte, überraschte beide. Sie wachte mit einem Male aus ihrer Apathie auf und bestand darauf, die Vorbereitungen zur Hochzeit ohne Verzug zu treffen. Mit fieberhafter Aengstlichkeit war die Mutter nun darauf bedacht, wenigstens eine ihrer Töchter glücklich zu sehen. Sie war bereit, irgendwo hinzugehen, irgend etwas zu tun, das Janet wünschte, nur unter der einen Bedingung, einmal im Jahr nach Rom zurückkehren zu dürfen, um in der Nähe Fays zu sein.

Da es schwierig war, die gesetzlichen Dokumente für die Heirat in Italien in Ordnung zu bringen, so wurde beschlossen, die Zeremonie zu verschieben bis auf den kommenden Herbst. Frau Lapeer und Janet segelten von Neapel ab. Sir John ging nach England, um dort gewisse geschäftliche Pflichten zu erledigen. Ein Teil der Nachlassenschaft von Lady Eger war ihm zugefallen; der andere ging nach ihrem Wunsch an die römische Kirche. Dieser Fonds sollte von Kardinal Veroni verwaltet werden, der volle Macht besaß über die Verwaltung der Gelder, die für die Versorgung verlassener Kinder bestimmt waren.

Im Oktober feierten Janet und Sir John stille ihre Hochzeit im Hause ihrer Mutter zu Clyde.

Die Tatsache, daß Fay Lapeer ihren Glauben abschwur und in ein Kloster eintrat gerade am Vorabend ihrer Verehelichung mit einem reichen italienischen Marquis, drang bis in ihr Heimatsstädtchen und verursachte dort nicht wenig Aufregung. Die Verheiratung von Janet Lapeer mit einem englischen Adeligen legte Kohlen ins Feuer. Die Zeitungen druckten die sensationellsten

Berichte. Das neuvermählte Paar fühlte ordentlich erleichtert, als es auf ihre Ranch in Californien entfliehen konnte.

Sir Johns Eigentum enthielt viele tausend Acker Land, das sich besonders für Obstkultur eignete. Für seine Hunderte von Arbeitern war er nicht der Herr Baron, sondern einfach John Hamilton. Er war auch ganz damit zufrieden, denn in seinem Herzen lebte eine demokratische Gesinnung. Er war ein wirklicher Edelmann, der in allen Menschen Brüder sah.

Es hätte der ehrgeizigen Seele Frau Lapeer wohlgetan, wenn sie hätte hören können, wie ihre Tochter Janet als Lady Hamilton betitelt wurde, und ihr eingebildetes Glück wäre noch höher gestiegen, wenn Sir John auf seinem alten Erbsitz in England gewohnt hätte, statt in Californien, wo sich seine Seele in der Freiheit des Lebens und der Gedanken über alles wohl fühlte. Unterdessen stand der englische Erbsitz daheim unter guter Aufsicht. Sir John erwartete dann und wann, sein britisches Besitztum zu besuchen, um in persönlicher Beziehung damit zu bleiben. Janet fühlte sich vollkommen zufrieden, als einfache Mrs. John Hamilton bei den wenigen Nachbarn zu gelten, die etliche Meilen entfernt wohnten. In ihrem neuen Heim wohnte das Glück, über das nur dann ein Schatten flog, wenn der Gedanke an Fay kam, die teure Schwester im fernen Rom.

Sir Johns Haus war ein mächtiges Gebäude mit vielen Zimmern und jeder Bequemlichkeit ausgerüstet. Frau Lapeer und Janet verbrachten jedoch ihre meiste Zeit auf den weiten Verandas, die das Haus umgaben. Auch am heutigen hellen, klaren Morgen wurde das Früh-

stück serviert in der freien Luft. Das feine weiße Leinen mit dem zierlichen chinesischen Porzellan und dem seltenen Silber, Erbstücke der Hamilton Familie, boten ein reizendes Bild dar für Sir John, der eben aus dem Obstgarten kam. Im Mittelpunkt des Platzes stand ein Tisch, auf dem Rosen dufteten. In wilder, luxuriöser Fülle rankte die Königin der Blumen um die Veranda und ungezählte Knospen und Blüten zierten in wundervoller Farbenfülle sich selbst, den Garten und das Haus.

Janet pflückte sich ein Sträußchen, ehe sie sich setzte, und befestigte es an ihrem weißen Kleid.

„Deine Mutter kommt nicht herunter?" frug ihr Gatte.

„Sie ist müde. Ich ließ ihr das Frühstück bringen. Hier kommt Frank mit der Post. Ich gieße den Kaffee ein, während du den Postsack öffnest."

„Immer in der Eile, wenn Briefe kommen!" sagte er scherzend.

Er vertiefte sich ganz in seine Post, während Janet geduldig wartete, hier und da Blicke werfend auf die wellenförmige Landschaft, besät mit blühenden Bäumen, als wäre sie ein großer Blumengarten. Selbst das südliche Klima Italiens war nicht imstande, solche überschwengliche Fülle von Schönheit zu erzeugen.

Sir John war ernster als sonst, als er sein Angesicht von einer Nummer der London Times emporhob und seine Hand nach einer Tasse Kaffee ausstreckte.

„Was ist passiert, John?" frug Janet, die schnell die Veränderung wahrgenommen hatte. Sie erbleichte plötzlich. „Ist es — Jay?"

„Nein, meine Liebe. Hier ist eine kleine Neuigkeit,

die uns interessiert, aber nicht persönlich berührt. Sie kann warten."

„Keine Briefe für mich?"

„O ja, einer von Frau Pierce, wie ich vermute." Er machte keine Bewegung, ihn ihr zu geben, und sie aß ihr Frühstück mit keinem besonderen Appetit.

Es mußte etwas von Bedeutung in der Zeitung stehen, sonst wäre John nicht so still und in Nachdenken versunken. Er war ja so heiter gewesen, als er von seinem langen Spaziergang aus dem Obstgarten zurückgekehrt war.

„Hier ist's," sagte Sir John, als er an ihre Seite trat mit der Zeitung in der Hand. „Es fiel mir in die Augen, sobald ich die Times öffnete — ein Telegramm aus Rom."

Es war kein langer Paragraph, doch enthielt er viel für Janet, denn er rief Erfahrungen wach, die sie aufs lebhafteste berührten.

„Ein trauriger Vorfall trug sich vorletzte Nacht hier zu. Auf eine unerklärliche Weise fiel eine Nonne im—Kloster aus dem Fenster und war auf der Stelle tot. Der Fall kam sofort zu Ohren der Polizei und wurde untersucht, die jedoch zu dem Ergebnis kam, daß sie es nicht mit einem Verbrechen, sondern nur mit einem Unglücksfall zu tun habe. Tatsachen waren schwer zu erhalten, doch wurde festgestellt, daß die unglückliche Nonne die jüngere Schwester von Marquis di Cassini sei, einem Abgeordneten der Kammer, der eine hervorragende Rolle in der liberalen Partei spielt."

„Ein Unglücksfall!" wiederholte Janet. „Wie konnte das ein Unglücksfall sein?! Denkst du — o John, wenn es Fay gewesen wäre!"

„Aber es war nicht Fay! Oeffne Frau Pierces Brief, Janet, und sieh', ob sie nicht etwas davon zu schreiben hat."

„Ja, hier ist's" — antwortete Janet und las weiter: „Dies ist eine traurige Nachricht, meine Liebe, die ich Dir über Floria di Cassini mitteilen muß. Man fand sie tot am Fuß der Mauerwand des Klosters. Die Zeitungen hießen es einen Unglücksfall. Vielleicht war es so. Wer wird es je erfahren, ob das arme Kind aus lauter Verzweiflung sich — o es ist zu schrecklich, sich hineinzudenken! Laß es uns einen Zufall heißen. Mein Mann sah gestern den Marquis. Der Unglücksfall hat ihm beinahe das Herz gebrochen, doch er ist mutig wie immer.

„Wann besuchst Du uns wieder in Rom, Janet? Wir möchten Dich gerne sehen. Es sind so viele Dinge in der Luft. Es gehen . . . ."

„Das ist schrecklich," sagte Sir John, „doch versuche nicht weiter daran zu denken, Janet."

„John," sagte sie, „wann könnten wir uns auf die Reise machen?"

„Sobald du bereit bist, meine Liebe. Ich kann ebenso wohl jetzt gehen wie zu irgendeiner anderen Zeit."

„Ich möchte recht bald gehen. Wenn ich an Fay denke, erfaßt mich die Verzweiflung. Ich möchte in ihrer Nähe sein, sobald als möglich."

So kam es, daß Sir John, seine Gattin, Frau Lapeer und die treue Romilda, die sie über den Ozean und über den Kontinent bis nach Californien begleitet hatte, ihre erste Reise zurück nach Rom machten.

Die alte Stadt war noch dieselbe, sie hatte sich nicht verändert. Die Touristen waren wie immer auf allen

Straßen, die Ruinen lagen überflutet vom Sonnenschein, verschleiert im zarten Nebel oder im weißen silbernen Mondlicht, gerade wie vor einem Jahre auch. Hunderte von Priestern gingen auf den weiten Avenuen, Weihrauchduft drang aus den offenen Toren der Kirchen, Glocken läuteten, Seelen beichteten, Ränke wurden geschmiedet, weltweite Pläne gesponnen — das ist das alte und ewig neue Rom.

Kardinal Veroni war nicht in Rom, sagte ein Bedienter, als Sir John vor dem Palast anklopfte.

„Wann wird er zurückkehren?"

„Es ist mir unmöglich zu sagen. Er ging mit einer wichtigen Mission nach Spanien. Das Datum seiner Rückkehr ist noch unbestimmt."

Information war nicht zu bekommen. Janet und ihre Mutter mußten fortfahren, Geduld zu üben, und das war so schwer!

Frau Pierce freute sich ungemein, Janet wiederum zu sehen, und eine bedeutende Quantität Neuigkeit entfloß ihren Lippen.

„Es hat sich alles aufgeklärt bezüglich der armen Floria. Sie ruht jetzt aus; und ihre Mutter und ihr Bruder tragen den Verlust heroisch. Paolo Gregori, erinnerst du dich noch an den jungen Priester, Janet?"

„Sehr wohl."

„Er predigt jetzt und hat großen Erfolg, gewinnt viele Seelen. Du erinnerst dich, wie schwer es ihm anfangs wurde. Es war ihm unmöglich, in irgendeiner Stellung zu bleiben. Wir alle bewunderten seinen Mut und seine Ausdauer. Er beklagte sich nie, obwohl es Tage gab, an denen er tatsächlich nichts zu essen hatte."

Sir John begann jetzt das Zimmer mit großen Schritten zu durchmessen, eine alte Gewohnheit von ihm, wenn er innerlich aufgeregt war.

„Ich hätte ihm Geld vorgeschossen," sagte er ungeduldig, als ob er sich selbst deshalb anklagte. „Nichts zu essen — armer Bursche!"

Frau Pierce lächelte.

„Wir haben ihn nicht Not leiden lassen, Sir John, aber es galt, ihn zu überlisten, wenn wir ihn für eine Mahlzeit am Tisch haben wollten. Er vertraute uns seine Sorgen nicht an. Zuletzt fand der Marquis di Cassini einen Platz als Lehrer in der Familie eines reichen Abgeordneten. Die Person, die ihn bis dahin so gehässig verfolgt hatte, verschwand plötzlich. Jetzt studiert Paolo protestantische Theologie und beginnt seine Laufbahn als evangelischer Prediger."

„Irgend etwas Neues von Kardinal Veroni?" frug Sir John. Sein ehrliches Angesicht klärte sich wieder auf.

Kardinal Veroni wird als Kardinal ebenso groß sein, wie er als Priester groß war. Er besitzt eine wundervolle Macht über Menschen," sagte Herr Pierce. „Ich sah ihn vor nicht so langer Zeit, und er schien mir noch bleicher, ernster und strenger zu sein. Er befindet sich jetzt in Spanien."

„So habe ich gehört. Janet, bist du fertig? Laß uns gehen, morgen ist Sonntag, und es wird kein leichter Gang für dich sein."

Der morgende Tag war ein schwerer Tag, denn er bildete das Ziel ihres Kommens nach Rom.

Obwohl den Nonnen des Klosters, in welches Fay eingetreten war, nicht erlaubt war, das Gebäude zu ver-

lassen, so besuchten sie doch jeden Sonntagmorgen die Messe einer Kirche, die dem gesamten Publikum offen stand. Sie hatten jedoch an der Seite einen besonderen Eingang vom Kloster aus. Wenn sie in der Galerie saßen, verbarg ein dichtes Gitterfenster sie vor den neugierigen Blicken der Kirchgänger. Nur ein weißer Schimmer leuchtete durch das enge, eiserne Gitter, der ihre Gegenwart ankündigte. Still traten sie ein, knieten im stummen Gebet und verließen, als die Messe zu Ende war, ebenso still wieder die Galerie.

Janet und ihr Gatte besuchten jene Kirche an diesem Sonntagmorgen. Es war ja wenigstens ein Trost, wenn auch nur ein schwacher, einen Blick durch das Gitter auf jene weißen Gewänder werfen zu können, wo Fay wahrscheinlich dabei sein mochte. So nah und doch so getrennt, so vollkommenen geschieden, als wenn ein Ozean sich zwischen ihnen ausdehnen würde!

Als die Sonne unterging, besuchten sie die Kirche wieder. Diesmal raffte Frau Lapeer ihre ganze Kraft zusammen und begleitete sie. Es war dies eigentlich der Schlußakt ihrer Pilgerreise. Einmal im Jahre kam sie am Sonntagabend, wenn die Dämmerung eingetreten und die süßen Stimmen der Nonnen eine Melodie sangen, die an Engelsgesang erinnerte.

Hand in Hand saßen Janet und ihre Mutter auf der harten Bank von Eichenholz und hörten auf den unsichtbaren Chor. Eine Stimme klang reiner und klarer als alle anderen. Vielleicht war dies Fays Stimme, in der ihre Seele sich ausschüttete im Gesang! Klang da Heimweh oder Friede heraus? Janet betete, betete mit der ganzen Kraft ihrer Seele um Frieden für Fay.

Konnte Fay ihre Mutter und Schwester, die sie doch so innig und zärtlich geliebt hatte, vergessen? In dem abgeschiedenen Leben, das sie führte, getrennt von den Pflichten des Lebens, die Gott ihr doch aufgetragen hatte, und welche sie auf Grund eigener und fremder Willensentscheidung von sich abgeschüttelt hatte, war sie glücklich und zufrieden oder ruh- und friedlos wie ein Vogel, der seine Schwingen vergebens gegen die eisernen Gitterstäbe seines Käfigs peitscht?

Wer vermochte es zu sagen? Dieser Gitterverschlag und die Mauern des Klosters bargen Seelengeheimnisse, die nur Gott kannte und lösen konnte.

Die Stimmen erhoben sich jetzt höher und höher; reicher und voller erklang der herrliche Strom von Tönen, bis er wieder langsam in wundervoller Stille verklang.

Die kleine Kirche lag im Dunkel da. Wenige Kerzen brannten auf dem Altar und beleuchteten um so brillanter das Gemälde, die Mutter des Herrn.

Sir John half Frau Lapeer die steinernen Treppen hinunter und führte sie in das wartende Gefährt. Als er Janet folgte, um den Sitz den Damen gegenüber einzunehmen, sah er draußen ein bekanntes Gesicht. Es war Marquis di Cassini. Jeden Sonntagabend, den er in Rom zubrachte, kam er nach dieser alten Kirche und horchte auf den Gesang der Nonnen. Bewegungslos sitzt er dann im Schatten der Säulen, in der Hoffnung, die Stimme Fays heraus zu hören. Das Bewußtsein, in diesen Augenblicken die Stimme zu vernehmen, die ihr gehörte, zog ihn immer und immer wieder dahin.

Der Anblick des Marquis und Janets Gesicht, von Tränen benetzt, beschworen in Sir Johns Seele einen

Sturm der Erbitterung herauf, der schwer zu beschreiben ist. Wie konnte diese Trennung von Tochter und Mutter, von Schwester und Schwester, von Frau und Gatte vor Gott recht sein? Priester waren dahinter gewesen, Roms Gier nach Geld, nach Vermächtnissen, nach politischem Einfluß, nach Machtstellung.

So lange Fay lebte, machte die kleine Familie jährlich diese Pilgerreise nach Rom. Sie saßen dann im Halbdunkel, horchten und sehnten sich nach der, die nicht zu ihnen kommen konnte, von der sie geschieden waren durch eine Kluft, so weit wie der Tod.

Die Nonnen sangen in der Abendstunde. Die Kirche war voller Touristen, um die luxuriöse Pracht zu sehen, die kunstvolle Musik zu hören, den geheimnisvollen Weihrauchduft zu atmen.

Rom, die ewige Stadt, mit ihren Palästen der Zäsaren in Ruinen, ihrem Forum, ihrem Kolosseum, befleckt vom Blut der Märtyrer, mit ihren köstlichen Erinnerungen an den großen Apostel, Rom, die Ewige, zieht mit unwiderstehlicher Macht die Welt an sich, wie sie seit Jahrtausenden es getan.

Und die Meister am Webstuhl sind noch immer an der Arbeit und weben ihre Fäden so fein wie Seide und so stark wie Stahl, bis endlich der große Morgen anbricht und im Himmelslicht auch das Verborgene offenbar wird.

AUG 12 1911

One copy del. to Cat. Div.

LIBRARY OF CONGRESS
0 015 906 320 3